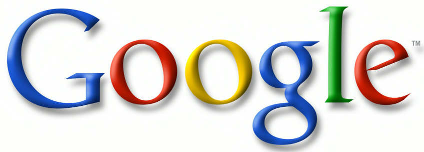






Korea

Das Land des Morgenrots

Nach seinen Reisen geschildert

von

Angus Hamilton

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Mit 114 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen sowie einer Karte des **Kriegsschauplatzes in Ostasien**



Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1904

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.



Aus Dr. Joseph Lauterer „Japan“



Kriegsrat auf einem japanischen Kriegsschiffe

Nach einem japanischen Farbenbilde

Meinem Reisegefährten
in Korea

Herrn Dr. phil. Siegfried Genthe

in Freundschaft
gewidmet.

Inhalt:

Korea

Das Land des Morgenrots

Einleitung.

Mit Ausnahme von Napoleons Zug nach Moskau weisen die Annalen der Kriegsgeschichte kein militärisches Unternehmen auf, das auch nur annähernd mit der Aufgabe verglichen werden kann, die Rußland in der Mandschurei und in Korea zufällt. Überdies ist Rußlands Lage zur See nicht besser als die zu Lande. Zu Lande besitzt es eine einzige Eisenbahn, die nur durch das Herz des feindlichen Landes geht und in Port Arthur endet. Wladiwostok aber, seine Seefestung, ist infolge seiner Lage abgeschnitten und seines Klimas wegen unzugänglich. Diese Orte aber, Port Arthur und Wladiwostok, sind die beiden äußersten Punkte der strategischen Stellung, die Rußland in der Mandschurei inne hat. Wenn man vorläufig Wladiwostok außer Betracht läßt, so bleibt Rußland nur Port Arthur für seine Anfangsbewegungen in diesem Feldzug. Also ist Port Arthur mit einem einzigen erreichbaren Verbindungsweg hinter sich der Ausgangspunkt der russischen Operationen.

Der Anblick Port Arthurs vom Meere aus ist nicht verlockend. Schroffe Hügel, die Ausläufer des Gebirgszugs, der die Halbinsel Liao-tung durchzieht, drängen sich um die Bucht und verleihen, da sie bis auf den Strand reichen und weder mit Bäumen noch irgend einer anderen Vegetation bedeckt sind, der Landschaft ein ödes, ja wildes Aussehen. Innerhalb der Hafengelände und in Übereinstimmung mit den Küsteneinschnitten befinden sich mehrere seichte, unbrauchbare Buchten, die aber mit der Zeit wichtige Vergrößerungen der kleinen Fläche tiefen Wassers

werden können, die der Hafen jetzt besitzt. Baggerungen sind unternommen worden, aber die Arbeit ist so groß, daß Jahre vergehen können, ehe die beschränkten Hafenanlagen von Port Arthur eine wesentliche Erweiterung erfahren. Der Schlamm, den die in den Hafen mündenden Flüsse mit sich führen, hat schon das Tiefwasser beeinträchtigt, und seit dem Hafenbau haben diese Ablagerungen auch das offene Wasser bedeutend verflacht. Bei niedrigem Wasserstand haben die Schiffe, die 20 Meter von der Werft entfernt liegen, nicht mehr als zwei Meter Tiefe und ruhen im Schlamm; überdies ist der Raum so schmal, daß nicht mehr als ein Dutzend Schiffe bequem im Hafen vor Anker liegen können. Dampfer, die nur einigermaßen größer sind als die zwischen China, Japan und Port Arthur verkehrenden Küstenboote, müssen vor dem Hafeneingang Anker werfen und werden vermittelst Dschonken oder Beiboote aus- und eingeladen. Für die Anforderungen des Geschwaders ist Port Arthur längst nicht mehr groß genug. Wenn die Kreuzer Vorräte einnehmen, bleiben die Kriegsschiffe draußen, eine Einrichtung, die in Zeiten der Not offenbar unangebracht ist. Aus diesem Grunde bauten die Behörden in Dalny, das wenige Kilometer von der Seefestung in der Ta-tien-Bai liegt, eine neue Stadt mit Handelsdocks-Werften, damit Port Arthur mehr dem Bedarf der Kriegsflotte gewidmet werden konnte.

Port Arthur besitzt viele Eigenschaften, die bei einer Marinestation wesentlich sind. Das ziemlich schwache und unsolide Werftdock ist 115 Meter lang, 10 Meter tief und 25 Meter breit, der Raum des Binnenhafens aber kommt an Größe dem ganzen für die Dampfer tauglichen Ankerplatz im eigentlichen Hafen gleich. Man hofft, durch die Baggerarbeiten eine mittlere Tiefe von acht Meter erreichen zu können. Dieses systematische Vertiefen des Hafens wird der Flotte einen weit über 2 Quadratkilometer haltenden Flächenraum schaffen, aber vor der Beendigung dieser Arbeiten ist der Wert von Port Arthur als gute Marine-

station viel geringer als der ihm anhaftende Nimbus der Unbezwinglichkeit.

Port Arthur besitzt einen kleinen Paradegrund, Plätze für die Übungen der Schützen und Artilleristen, eine Torpedostation und einen Exerzierplatz, die noch vergrößert werden, sobald man die Buchten erweitert hat. Es gibt da einen Leuchtturm und verschiedene Lehranstalten für Torpedo-, Geschütz- und Telegraphenwesen, auch sind die Arsenale und Werkräume in der Umgebung des Hafens gut ausgestattet. Diese Vorzüge haben die Russen größtenteils mit übernommen, als sie sich Port Arthurs bemächtigten, und ihr Vorhandensein zur Jetztzeit zeigt nicht nur, daß die Vorteile, welche für Rußland aus dem Besitz dieses Hafens erwachsen, nicht zu unterschätzen sind, sondern auch, daß Lord Salisbury einen ungeheueren Bock von weitgehenden Folgen geschossen hat, als er sich in jene Usurpation fügte.

Von den Verteidigungswerken abgesehen, hat Rußland an Port Arthur nicht viel getan; die Truppen sind meist in den alten chinesischen Häusern oder in den früher von den chinesischen Soldaten besetzten Baracken untergebracht worden. Man hat die Dinge zu gunsten der Verteidigungswerke etwas vernachlässigt. Gegenwärtig baut man jedoch schöne Kasernen, und falls kein Krieg ausbricht, wird bald an den Ufern der Buchten und auf den Hügeln genügende Unterkunft vorhanden sein. Die Verteidigungswerke sind prächtig, von den Forts aus der Zeit der Chinesen bleiben nur wenige stehen. Die russische Regierung ist seit ihrer Besitzergreifung fortwährend tätig gewesen, einesteils den Umfang der Werke zu erweitern, dann aber auch die Befestigungen selbst noch zu verbessern. Man sieht deutlich, daß die Behörden nicht bei halben Maßnahmen stehen bleiben wollen; man hat Port Arthur erlangt und will es nun auch festhalten. Auf den Klippen, die sich unmittelbar rechts vom Eingang zum Hafen erheben, befindet sich eine sehr starke Befestigung mit — so viel ich weiß — einer Batterie von sechs 53,3 Zentimeter-Krupp-Kanonen,

und dieses Werk ist noch geschützt von einem einige Meter über dem Hafen erbauten und mit der Front direkt auf diesen gerichteten Fort, welches acht 25 Zentimeter-Krupps enthält. Auf den entsprechenden Erhebungen des gegenüberliegenden Geländes befinden sich zwei gleiche Forts mit ebensolchen Batterien; die innerhalb des Hafens liegenden Minen aber werden von den beiden tieferliegenden Befestigungen bewacht. Längs der Hügel, nach Süden und Norden, liegen noch andere Forts; ein besonders großes steht auf der höchsten Spitze der Kette und beherrscht, über allen anderen thronend, die Zugänge zu dem Hafen und das Meer auf eine weite Entfernung hin. Man kann die Kanonen darauf natürlich nicht unterscheiden, aber wenn ich nach ihrer Lage, der Größe des Forts und dem ihnen zufallenden Zweck urteilen soll, muß ich annehmen, daß es Geschütze von mindestens 27 Tonnen sind mit gegen 250 Kilogramm schweren Bomben. Nicht weniger furchtbar ist die innere Reihe von Befestigungen, so daß Port Arthur anscheinend durch ein Bombardement allein nicht genommen werden kann. Ein Angriff vom Lande aus würde aber ungemein erschwert werden durch die Positionen, von denen aus die Russen sich Rücken und Seiten zu schützen gedenken. Allerdings besitzen die Garnisonen gegenwärtig nicht genug Feldkanonen, und dazu kommt ein Mangel an Artillerie in vielen neuerdings erbauten Forts. Vielleicht gewinnt mancher auch den Eindruck, als ob die Anlage mit ihrer Überfülle von Befestigungen bei künftigen Dispositionen der russischen Kriegsmacht eventuell zu einer Quelle von Schwächungen werden könnte.

Natürlich muß ein Kampf um die Herrschaft zur See den Operationen auf dem Lande vorausgehen. Japan ist in 15 Stunden Dampferfahrt von Fusan aus zu erreichen, das bereits eine japanische Garnisonstadt ist, sowie auch von Ma-san-po aus, jenem Hafen, auf den sowohl Rußland als auch Japan gleichen Anspruch erheben. Die Meerenge, die Japan von Korea trennt, ist 320 Kilometer breit, während Rußlands nächste Station, Port Arthur einer-

seits, 1350 Kilometer, und Wladiwostok andrerseits sogar 1920 Kilometer entfernt ist. Daraus folgt, daß die japanischen Truppen in Korea, nicht aber in der Mandschurei landen würden. Sobald Japan sich in Korea festgesetzt hat, kann es sich die Herrschaft auf dem Meere in gleicher Weise anmaßen. In dieser Hinsicht gewährt Japan sein bedeutender Besitz an Torpedobooten großen Vorteil, denn es kann sich ihrer bedienen, sobald Rußland es sich einfallen läßt, seiner Bewegung Einhalt zu tun. Man kann sicher sein, daß die russische Flotte ernstliche Begegnungen soviel als möglich vermeiden wird, denn es fehlt ihr an Gelegenheit, erlittene Schiffsschäden auszubessern. Japan aber ist in dieser Beziehung ganz außerordentlich gut daran. In Yokosuka, wo eine große Anzahl Kreuzer vom Stapel gelaufen sind, ist ein ausgedehnter Schiffsbauplatz, und in Kure und Nagasaki besitzt Japan geeignete Docks für große Schiffe. Alles in allem stehen ihm mehr als ein halbes Dutzend Docks zur sofortigen Verfügung, die 130 Meter und länger sind, und außerdem ein geschickter Stab von Mechanikern und sonstigen Arbeitern.

Im Falle eines Winterfeldzugs muß Port Arthur als Rußlands Marinestation im fernen Osten betrachtet werden. Wladiwostok liegt zu weit aus dem Bereich möglicher Nützlichkeit. Dort aber hat Rußland ein großes Trockendock und ein 100 Meter langes Schwimmdock erbaut, während zu einem zweiten Trockendock der Grund gelegt worden ist. Diesen beiden einzigen und abgelegenen Zentren kann Japan Marinestationen, Arsenale und Docks an folgenden Punkten seiner Küste entgegenstellen:

Yokosuka . Arsenal, Helling und Trockendock.
Kure . . . Arsenal, Helling, Trockendock, Panzerplattenwerkstatt.
Sassebo . . Arsenal.
Maitsura . Neue Werft.
Nagasaki . Drei Docks.
Takeshiki . Kohlenstation, Marinestation.
Ominato . Station für kleine Fahrzeuge.

Kobe . . . Ausbesserungsplatz für Torpedoboote.

Matsmai . Ausbesserungsstation.

Die Geschwader, die Japan und Rußland in diesem Krieg ins Treffen führen können, sind sehr groß, und während der letzten Monate haben beide Mächte gewaltige Anstrengungen gemacht, ihre Flotten zu verstärken.

Im Jahre 1903 betrug die gesamte Tonnage des russischen Pacifischen Geschwaders gegen 87000 t; die Flotte bestand aus den Linienschiffen Pereswjet, Petropawlowsk, Poltawa, Sewastopol, den Kreuzern Rossia, Gromoboi und Rurik und anderen kleinen Fahrzeugen.

Dank der Ankunft des Kreuzers Askold aus der Ostsee stieg die Tonnage im März auf 93000 t.

Im Mai wurden die Kreuzer Diana, Pallada, Nowik und das Linienschiff Retwisan hinzugefügt.

Die Kreuzer Bogatyr und Bojarin trafen im Juni ein.

Im November vermehrte das Linienschiff Zarewitsch und der Kreuzer Bajan Rußlands Streitkräfte.

Im Dezember kamen das Linienschiff Osljabja, der Panzerkreuzer Dimitri Donskoi, die gedeckten Kreuzer Almaz und Aurora und elf Torpedozerstörer hinzu.

Das Kriegsschiff Kaiser Alexander III. ist im Januar 1904 aus der Ostsee nach dem fernen Osten abgedampft.

Rußland hat unter großen Hindernissen seine Lage in jenen Gegenden gesichert. Infolge seiner beschränkten Schiffsbaufonds und seiner unglücklichen geographischen Lage hat Rußland nicht die Chancen gehabt, seine pacifische Flotte zu verstärken, die sich Japan geboten haben. Ist es doch gezwungen, vier Flotten zu unterhalten, von denen eine jede durch Tausende von Kilometern von den anderen getrennt ist. Es befinden sich Geschwader in der Ostsee, im Schwarzen Meer, im Kaspischen See und im Großen Ozean. Das letztere ist das jüngste und entspricht den modernen Anforderungen. Es reicht nur bis 1898 zurück, in welchem Jahre

die russische Politik, sich zur See auszubreiten, ihren Anfang nahm. Damals bestellte Rußland Kreuzer und Kriegsschiffe in Frankreich, Amerika und Deutschland; es kaufte Kohlen in Cardiff, und binnen kurzem war der Grund zu einer mächtigen Flotte gelegt. Augenblicklich fehlt es diesen Schiffen an der richtigen Bemannung; es sind deshalb Hunderte von Mechanikern, Ingenieuren und Artilleristen von der Flotte im Schwarzen Meer zum Dienst auf dem Pacifischen Geschwader beordert und vermittelst der Transsibirischen Eisenbahn nach dem Stillen Ozean befördert worden.

Gegenwärtig befindet sich die ganze Pacifische Flotte im Gelben Meer oder in dessen Nähe. Sie wird verstärkt durch das Geschwader, das sich auf dem Wege nach dem fernen Osten befindet und kürzlich Bizerta passierte. Dasselbe besteht aus dem Linienschiff Osljabja, den beiden Kreuzern zweiter Klasse Aurora und Dimitri Donskoi sowie elf Torpedozerstörern. Wenn diese unter dem Befehl von Admiral Virenius stehende Verstärkung sich mit dem russischen Geschwader vereinigt, wird Rußland numerisch Japan überlegen sein. Die größere Behendigkeit und die besser entwickelte Geschicklichkeit aber, die sich an Bord der japanischen Flotte so deutlich bemerkbar machen, gleichen dieses Übergewicht wieder aus. Die folgende Liste zeigt die bedeutendsten Schiffe des Russisch-Pacifischen Geschwaders. Die Kommandanten sind:

Vizeadmiral Stark,
Konteradmiral Prinz Uchtomskij,
Konteradmiral Baron Stackelberg,
Admiral Virenius (wird erwartet).

Linienschiffe.

	Gebaut	Tonnage	Schnelligk. in Knoten	Armierung
*Zarewitsch (Flaggenschiff)	1901	13 000	18	4 30-cm 12 15- „
Probleda	1900	12 000	19	4 25- „ 11 15- „

* Außer Tätigkeit.

	Gebaut	Tonnage	Schnelligk. in Knoten	Armierung
*Poltawa	1894	11 000	17	4 30-cm 12 15- „
Sewastopol	1895	11 000	17	4 30- „ 12 15- „
Petropawlowsk	1894	12 000	19	4 25- „ 10 15- „
Pereswjet	1898	12 000	19	4 25- „ 10 15- „
*Retwisan	1900	12 700	18	4 30- „ 12 15- „

* Außer Tätigkeit.

Erwartete Verstärkungen: Osljabja, 12 000 Tonnen, 4 30-cm- und 10 15-cm-Geschütze; Navarin 9000 Tonnen, 4 32,5 cm- und 8 15-cm-Geschütze; Kaiser Alexander III.

Kreuzer:

	Gebaut	Tonnage	Geschwindigkeit in Knoten	Armierung
*Askold	1900	7 000	23	12 15-cm
Bajan	1900	8 000	21	2 20- „ 8 15- „
**Gromoboi	1899	12 000	20	4 20- „ 16 15- „
**Rossia	1896	12 000	20	4 20- „ 16 15- „
**Rurik	1892	11 000	18	4 20- „ 16 15- „
**Bogatyr	1901	6 000	23	12 15- „
Warjak	1899	6 000	23	12 15- „
Diana	1899	7 000	20	8 15- „
Pallada	1899	7 000	20	8 15- „
Bojarin	1900	3 000	22	6 11,9-cm

* Außer Tätigkeit. ** Geschwader Wladiwostok.

	Gebaut	Tonnage	Geschwindigkeit in Knoten	Armierung
Nowik	1900	3000	25	6 11,9-cm
Zabiuca	1878	1300	14	Feldkanonen
Dschijit	1878	1300	13	3 15-cm
Rasboinik	1879	1300	13	3 15- „

Erwartete Verstärkungen:
Gremjaschtschi, Admiral Nachimow, Aurora, Admiral Kornilow, Otrajny, Dimitri Donskoi, Almaz.

Die Zahl der Kanonenboote dieser Station beziffert sich auf 9, der Zerstörer auf 18, der Transportschiffe auf 10. Elf Zerstörer kamen noch dazu. Das Kanonenboot Manjur wurde bei Shanghai entwaffnet, der Kouitz, ein Schwesterschiff, bei Tschemulpo in den Grund gebohrt.

Diese Flotte samt der Verstärkung verhält sich numerisch folgendermaßen zur japanischen Stärke:

	Linienschiffe	Kreuzer
Rußland	10, ...	21
Japan	7, ...	26.

Ein Teil der japanischen Kreuzer wird zur Küstenverteidigung gebraucht, so daß Rußland im Seegefecht die Überzahl hat. Überdies hat Rußland auch eine mächtige Hilfsflotte an den 10 Dampfern der Schwarzen Meer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die größtenteils auf dem Tyne gebaut wurden und durchschnittlich 14 Knoten zurücklegen. Die russische Freiwilligen-Gesellschaft zählt 12 auf dem Tyne und Clyde gebaute Schiffe, die der Regierung ebenfalls zu Gebote stehen.

Diesem Aufgebot der Russen an Kriegsschiffen können die Japaner Schiffe von gleicher Größe und Wasserverdrängung entgegenstellen; an wirklichem Metallgewicht sind die Japaner im Nachteil, was aber die Stärke der Panzerung betrifft, so wird wenig Unterschied sein. Sind auch die einander gegenüberstehenden Flotten ziemlich gleich, so muß man doch den großen Vorteil

bedenken, der Japan daraus erwächst, daß es seine eigenen befestigten Häfen als Marinestation benutzen kann. Ja, dieser Punkt ist von so großer Wichtigkeit, daß Japan sich dadurch versucht fühlen könnte, in einem einzigen Treffen seine ganze Stärke ins Feld zu führen. Und die Handelsflotte, die in den letzten Jahren bedeutend verstärkt worden ist, wird Japan jede Unterstützung gewähren, die die Kriegsflotte an Transportmitteln und Hilfskräften braucht. Die Hauptschiffe der Japaner sind:

Name	Deplacement	Indizierte Pferdekraft	Normal-Geschwindigk.	Geschütz-deckung	Gewicht des Breitseitfeuers
	Tonnen		Knoten	cm	kg
Hatsuse, Asahi, Shikishima	15000	15000	18,0	37	2120
Mikasa	15200	16000	18,0	37	2112,5
Yashima, Fuji	12300	13000	19,0	37	2000
Panzerkreuzer:					
Tokiwa, Asama	9750	18000	21,5	16,7	1784
Jakumo	9850	16000	20,0	16,7	1684
Azuma	9436	17000	21,0	16,7	1684
Idzuma, *Iwate	9800	15000	24,7	16,7	1784

Dazu kommen noch die beiden Kreuzer Nisshin und Kasuga, die in Italien von der argentinischen Regierung gekauft wurden und jetzt in Japan angekommen sind.

Geschützte Kreuzer:					
Takasago	4300	15500	24,0	11,43	400
Kasagi, Tschitose	4784	15500	22,5	11,43	400

Name	Deplacement	Indizierte Pferdekraft	Normal-Geschwindigk.	Geschütz-deckung	Gewicht des Breit-seitfeuers
	Tonnen		Knoten	cm	kg
Haschidate Itsukuschima Matsuschima	4277	5400	16,7	28,95	630
*Yoschino	4180	15750	23,0		390
Naniwa Takatschiho	3727	7120	17,8		598
Akitsuschima	3150	8400	19,0		390
Nitaka Tsuschima	3420	9500	20,0		460
Suma Akaschi	2700	8500	20,0		167,5

Bezüglich der ersten Division der japanischen Flotte ist eine Tatsache bekannt geworden, die von besonderem Interesse ist, weil sie in Beziehung zu Großbritannien steht. Mit Ausnahme eines einzigen sind nämlich alle Schiffe dieser Division britischer Konstruktion. Pläne, Panzerplatten und Armierung gleichen den Typen der englischen Kriegsmarine; England hat daher begreiflicherweise großes Interesse am Ausgange irgend eines bevorstehenden Zusammenstoßes. Jede Nation besitzt in den östlichen Gewässern Schiffe mit den letzten Verbesserungen, die Wissenschaft und Erfindungskunst ersonnen haben. Ist es nicht natürlich, daß die Engländer, deren Sicherheit hauptsächlich von der Flotte abhängt, diese Gefechte mit Spannung verfolgen, da doch die Schiffe der einen feindlichen Partei Ähnlichkeit mit denen ihrer eigenen Kriegsflotte haben? Anbei eine Aufzählung dieser Schiffe, deren Sammelplatz das 936 Kilometer von Port Arthur entfernte Nagasaki ist, und die alle ihre Kriegsfarbe erhalten haben.

Name	Gebaut in	Tonnage	Armierung
Hatsuse (L)*)	Elswick	15000	4 30-cm 14 15- „
Shikishima (L)	Themse	15000	4 30- „ 14 15- „
Asahi (K)*)	Clyde	15000	4 30- „ 14 15- „
Fuji (K)	Blackwall	12500	4 30- „ 10 15- „
Yashima (K)	Elswick	12500	4 30- „ 10 15- „
Iwate (K)	Elswick	10000	4 20- „ 10 15- „
Asama (K)	Elswick	10000	4 20- „ 10 15- „
Idgumo (K)	Elswick	10000	4 20- „ 14 15- „
Tokiwa (K)	Elswick	10000	4 20- „ 10 15- „
Tagasako (K)	Elswick	4300	2 20- „ 10 11,8-cm
Kasagi (K)	Cramp Philadelphia	5000	2 20-cm 10 11,8-cm

Zu dieser Division gehört eine Torpedoflottille von 35 Fahrzeugen. Die anderen Divisionen der Kriegsflotte setzen sich folgendermaßen zusammen:

	Zweite Division	Dritte Division
Linienschiffe	2	—
Kreuzer	10	8
Kleinere Fahrzeuge	30	80

*) (L) Linienschiff; (K) Kreuzer.

Die in Betracht kommende Hilfsflotte beziffert sich auf ungefähr 40 Dampfer, die zum größten Teil der Nippon Yusen Kaisha angehören.

Die jetzige Gestaltung der japanischen Armee datiert aus dem Jahre 1873. Die militärischen Streitkräfte bestehen aus 1. dem stehenden Heer und seinen Reserven, 2. der Territorialarmee, 3. der Nationallandwehr und 4. der Landwehr aus den verschiedenen Inselzentren nahe den Küsten usw. Jeder körperlich dazu befähigte Mann ist von seinem 17. bis 40. Jahre zum Militärdienst verpflichtet. Drei Jahre von dieser Zeit muß er dem stehenden Heere angehören, vier Jahre vier Monate ist er Reservist, fünf Jahre zählt er zur Territorialreserve und während der übrigen Zeit seiner Wehrpflicht zur Landwehr. Das stehende Heer und die Reserve kommen bei auswärtigen Unternehmungen in Tätigkeit, während die Territorialarmee und die Landwehr das Reich verteidigen. Die augenblickliche Stärke des stehenden Heeres auf dem Kriegsfuß ist, die Reserve nicht inbegriffen, wie folgt:

	Offiziere	Mannschaften	Pferde
Infanterie, 52 Regimenter zu je 3 Bataillonen — 156 Bataillone .	4160	143000	52
Kavallerie, 17 Regimenter zu je 3 Schwadronen — 51 Schwadronen	400	9300	9000
Berg- und Feldartillerie, 19 Regimenter zu je 6 Batterien — 114 Batterien zu je 6 Kanonen — 684 Kanonen	800	12500	8800
Festungsartillerie, 20 Bataillone .	530	10300	70
Ingenieure { 13 Sappeurbataillone	270	7000	215
Ingenieure { 1 Eisenbahnbataillon	20	550	15
Transport, 13 Bataillone	220	7740	40000

Im Ganzen: 684 Kanonen, 6400 Offiziere, 190390 Mannschaften, 58152 Pferde.

Die Reserve besteht aus 52 Bataillonen Infanterie, 17 Schwadronen Kavallerie, 26 Ingenieur- und Transportkompagnien und 19 Batterien Artillerie mit 114 Kanonen, sie zählt im ganzen 1000 Offiziere, 34600 Mannschaften und 9000 Pferde. Daraus ergibt sich, daß im Falle der Mobilisierung die tatsächliche Stärke des für den Landkrieg verfügbaren Heeres 7400 Offiziere, 224990 Mannschaften, 798 Kanonen und 67152 Pferde betragen würde. Dahinter steht die Territorialreserve mit 386 Infanteriebataillonen, 99 Schwadronen, 26 Ingenieur- und Transportkompagnien und gegen 70 Batterien oder 11735 Offizieren, 348100 Mannschaften, 1116 Kanonen und 86460 Pferden.

Die Infanterie und die Ingenieure des stehenden Heeres sind kürzlich mit dem Repetiergewehr System Mejdschi bewaffnet worden. Die folgenden Details zeigen, daß das japanische Kleingewehr den russischen Waffen überlegen ist, die aus dem Jahre 1891 stammen:

Kaliber	Geschoßgeschwindigkeit in Meter-Sekunden	Visierweite in Metern	Gewicht mit Bajonett	Schüsse im Magazin
Japanisches „Mejdschi" Modell 1897				
6,47 mm	694,5	2700	4,179 kg	5
Russisches „Drei Linien" Modell 1891				
7,59 mm	570	2500	4,470 kg	5

Die stehende Kavallerie hat den Mejdschi-Karabiner, die Reserve das Magazingewehr System Murata, Modell 1894, Kaliber 7,92 mm, Geschoßgeschwindigkeit 600 Metersekunden, Visierweite 2187 Meter und Gewicht mit Bajonett 4,151 Kilogramm. Die ganze Ausrüstung, die der Infanteriesoldat im Felde trägt, wiegt 19,923 Kilogramm.

Die stehende Feld- und Gebirgsartillerie ist mit dem 7,5 cm-Schnellfeuergeschütz, System Arisaka, ausgerüstet, das ein 5 kg schweres Projektil wirft. Die Festungs- und Belagerungsartillerie hat an Belagerungs- und Positionsgeschützen sowie an Mörsern die neuesten Modelle von Krupp und Schneider-Canet.

Die Reserveartillerie führt eine 7,5 cm gezogene Kanone aus Bronze nach dem alten italienischen Modell. Eine berittene Artillerie haben die Japaner nicht, und der einzige Unterschied in der Ausrüstung der Feld- und Gebirgsartillerie liegt darin, daß das Geschütz der letzteren kürzer und leichter ist und keinen so langen Lauf hat als das der ersteren. Die Kavallerie ist der schwächste Teil des japanischen Heeres. Sie trägt Schwert und Karabiner, aber keine Lanzen. Die Pferde sind schlecht geschult, die Mannschaften nachlässige Reiter.

Die russischen Streitkräfte in der Mandschurei umfassen 88 Bataillone, 60 Schwadronen und 50 Batterien, also samt den Garnisonsmannschaften und den Festungsgeschützen 200000 Mann und 300 Geschütze. Diese Truppen in der Mandschurei sind in zwei Armeekorps erster und zwei zweiter Ordnung eingeteilt. Zurzeit ist die vorhandene Streitkraft noch um zwei Brigaden verstärkt worden. Sie setzen sich folgendermaßen zusammen:

7. Brigade		8. Brigade	
Port Arthur		Wladiwostok	
General Kondratenko		General Artamanoff	
25. Regiment		29. Regiment	
26. „		30. „	
27. „	(neu)	31. „	(neu)
28. „	(neu)	32. „	(neu)

Der Russe besitzt hervorragende Marschtüchtigkeit; das Gewicht seiner Ausrüstung beträgt 26,622 Kilogramm. Je sechs Mann tragen ein Zelt. Jeder Soldat trägt in seinem Proviantsack für $2^1/_2$ Tage Zwieback. Die tägliche Ration im Kriege beträgt:

Zwieback . . .	835 Gramm	Tee	ca. 6 Gramm
Fleisch	210 „	Zucker . . .	ca. 12 „
Grütze	140 „	Spirituosen . .	$^1/_{27}$ Pinte
Salz	24 „		

In den Wechselfällen des aktiven Heeresdienstes kann es vorkommen, daß der Soldat sich selbst verproviantieren muß. Unter allen Umständen aber trägt er nicht viel bei sich, sondern verläßt sich zum größten Teil auf das, was er finden kann. Die russische Kavallerie ist mit Schwert, Flinte und Bajonett bewaffnet. Wenig Regimenter nur tragen die Lanze. Die Feldkanonen sind Stahl-Hinterlader aus den Werken von Obukhow. Sie ähneln den Kruppschen Mustern. Im allgemeinen haben die Russen die verschiedenartigsten Geschütze, besonders in ihren befestigten Stellungen, da sie an diese Orte die Beute gebracht haben, die sie während der Boxerunruhen von den Chinesen eroberten.

Die ungeheure Überlegenheit der Russen an Reservetruppen verringert den Vorteil, den die Japaner haben würden, wenn sich der Kampf auf die See beschränken würde. Wenn nun auch die russischen Truppen überraschende Ausdauer zeigen und zweifellos im Kampfe zuverlässig sind, so muß man doch bedenken, daß sie in ihren Bewegungen langsam sind, und daß der Mangel an eigener Initiative seitens der Offiziere jene Schneidigkeit und Gewandtheit bei den Operationen nicht aufkommen läßt, die von dem japanischen Heer untrennbar sind. Wunderbarerweise bevorzugt jede der beiden Parteien die Kontinentalschule der Infanterie- und Kavallerietaktik, denn auch die Grundsätze, nach denen die Japaner ihr Heer bilden, lehnen sich ganz an die europäische Methode an. Keins von beiden wird daher aus der Eigenart Nutzen ziehen können, die sie etwa erreicht hat. Die Wintermäntel beider Armeen sind in der Farbe fast ganz gleich, und bei warmem Wetter bevorzugen beide gleichermaßen weiße Blusen. Es ist die Rede davon gewesen, daß die Japaner die Khakifarbe einführen wollen, aber auch die Blusen der russischen Soldaten sind teils weiß, teils khaki. Was den Landtransport anbetrifft, so könnte man meinen, daß die mandschurische Eisenbahn die Krone aller Bequemlichkeit für die russische Regierung wäre. Unglücklicherweise aber wird dieser ungeheuer lange, schlecht gebaute und nachlässig

ausgerüstete Schienenweg nur mangelhaft für die Bedürfnisse des Heeres sorgen können. Ja, wenn man sich darauf verlassen könnte, daß die Bevölkerung eine wohlwollende Neutralität gegen Telegraphenstangen und -drähte, Schwellen und Schienen, Brückenpfeiler und -balken bewahrte, so würde die Furcht vor ernstlichen Verkehrsstörungen wesentlich vermindert werden. Leider aber werden die Haltung und die Tätlichkeiten der eingeborenen Bevölkerung, die im großen Ganzen keine Gelegenheit versäumen wird, ihre Feinde zu ärgern, das wirksame Zusammenarbeiten der russischen Streitkräfte hindern.

Hand in Hand mit dieser instinktiven Feindseligkeit gegen die Russen geht das Gefühl der Sympathie mit den Japanern, das jedem Chinesen von Natur innewohnt. Besonders die mandschurische Bevölkerung bringt den Japanern hohe Achtung entgegen; sie erinnern sich vor allem sehr lebhaft daran, wie gut die Eindringlinge im chinesisch-japanischen Kriege allen ihren Verpflichtungen den Lokalinteressen gegenüber nachkamen. Diese milde Politik wurde während der Boxerunruhen zum zweiten Male bewiesen, und natürlicherweise machte dieser auffällige Gegensatz zwischen Japanern und Russen einen nachhaltigen Eindruck auf die Chinesen. Derselbe wird jetzt in der Mundschurei wieder aufgefrischt und kann möglicherweise eine Rückwirkung auf das Gefühl der Koreaner ausüben. In bezug auf die Vorkehrungen für Krankenpflege stehen die beiden Kriegführenden fast gleich. Die bessere Einrichtung des japanischen Krankendienstes wird durch den Besitz der Eisenbahnverbindung wieder ausgeglichen, die den Russen den Transport der Verwundeten erleichtert. Es muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Gesellschaft vom Roten Kreuz, die den größten Teil des ganzen russischen Samariterdienstes ausmacht, keineswegs eine militärische Einrichtung, sondern rein bürgerlichen Charakters ist und jederzeit vom Kriegsschauplatz zurückgezogen werden kann, sobald die wichtigeren militärischen Operationen beendet sind.

Über diese wenigen Bemerkungen hinaus ist es schwer, wenn nicht unmöglich, etwas vorauszusagen. Nur eins möchte ich noch hinzufügen. Gesetzt, Port Arthur würde vom Meere her eingeschlossen und Wladiwostok durch Eis blockiert, so würde der Hafen von Won-san eine vorzügliche Stellung ergeben, von welcher aus man gegen die russischen Übergriffe am Jalu wirksam vorgehen könnte. Ehe indes etwas über die Seegefechte bekannt wird, die den Krieg einleiten müssen, sind alle Erwägungen über den Ausgang eines Feldzugs im Binnenlande fruchtlos. Inzwischen hat die große Vertrautheit des britischen Steuerzahlers mit den Summen, die ein Krieg verschlingt, das allgemeine Interesse auf die finanzielle Lage beider Länder gelenkt. Ich habe letzthin von einem bekannten deutschen Finanzmann, der ein Interesse an der russischen Staatsschuld hat, gehört, daß Rußland einen großen Teil derjenigen Gelder von Zeit zu Zeit der Kriegskasse einverleibt hat, die aufgebracht worden waren, um zu den schon bestehenden transsibirischen und mandschurischen Bahnen noch weitere Bahnverbindungen herzustellen. Rechnet man diese Summen zu denjenigen, welche der Graf Murawieff mit Herrn Wittes Zustimmung gesammelt hat, und fügt den großen Überschuß hinzu, der dem Staate im vorigen Jahre durch Ersparungen in den verschiedenen Departements erwachsen ist, so ergibt sich ein Kapital von annähernd 100000000 Pfd. St. Diesem Ergebnis gegenüber hält man Japans Finanzen für sehr günstig. Soviel ich weiß, liegt auf der Zentralbank ein Kapital von 113000000 Yen in bar und weitere 40000000 Yen in London. Dazu kommt ein Betrag von 35000000 in Papieren, der nach Neujahr noch größer sein wird. Die Schatzkammer besitzt drei Fonds, zusammen 50000000 Yen, außer etlichen Millionen in London, als Resterlös aus Papieren vom Jahre 1902. Und endlich liegen noch bedeutende verfügbare Summen auf allen Banken im Lande, und eine Verordnung ist erlassen worden, die der Regierung unbegrenzten Kredit eröffnet.

Nur ein Krieg kann Rußland aus der Mandschurei verdrängen, aber wenn auch seine Schutzherrschaft über koreanisches Gebiet wenig Wert für es selbst hat, wird es doch, unbehindert durch einen etwaigen Vertrag mit Japan, versuchen, sich am Unterlauf des Jalu festzusetzen. In der Tat ist gerade die Mündung des Jalusslusses das Streitobjekt zwischen den beiden Mächten, denn mit der Herrschaft über den Jalu würde Rußland gerade die Stellung an der koreanischen Küste gewinnen, die Japan so gern vereiteln möchte. Das letztere aber kann Japan nur durch diplomatische Kunstgriffe erreichen, und wenn es auch vereitelt werden kann, daß die Russen von Jong-an-po Besitz ergreifen, so wird doch nichts imstande sein, die Weiterentwickelung von An-tung am gegenüberliegenden Flußufer zu hindern. Es scheint daher unvermeidlich, daß Rußland schließlich doch eine gebietende Stellung auf dem Jalu einnehmen wird. An-tung liegt auf mandschurischem Grund und Boden; der Jalu ist der Grenzfluß zwischen Korea und der Mandschurei, und in Jong-an-po besteht bereits der Kern zu einer wichtigen russischen Niederlassung. Die nächste Zukunft wird nicht imstande sein, die augenblicklich herrschende Schwierigkeit beizulegen. Im besten Falle ist die Aussicht unklar; deutlich und verständlich aber steht die Tatsache vor unseren Augen, daß Rußland weder Niu-tschwang räumen, noch sich aus der Mandschurei vertreiben lassen, noch auch seine Stellung am Jalu aufgeben wird. Denn auf Niu-tschwang ist Rußland durch frühere Ereignisse hingewiesen worden, seine Besitzergreifung von der Mandschurei ist bereits eine alte Tatsache, und seine Interessen in An-tung sind in rasch fortschreitender Entwickelung begriffen. Die Lage dieses Hafens ist eine ungewöhnlich vorteilhafte, und der Ort hat sehr günstige Handelsaussichten. Es liegt ungefähr 24 Kilometer oberhalb Jong-an-po am entgegengesetzten Ufer. Augenblicklich beschränkt sich der Export auf Hirse und Seidenkokons — die Überproduktion des letzten Artikels erfordert genaue technische Beaufsichtigung. Zwölf Kilometer unter An-tung liegt auf dem rechten Ufer San-tao-lantao, wo die

Dschonken und Flöße deklarieren und die festgesetzte Steuer bezahlen müssen, ehe sie weiter fahren. Nun dreht sich der Fluß nach Nordwesten; ungefähr zwölf Kilometer höher liegt An-tung auf demselben Ufer, und zwar an einer Stelle, wo sich der Strom teilt. Der östliche Arm ist der Jalu. An-tung ist eine ganz neue Stadt; noch vor wenig Jahren nahmen Hirsefelder seine Stelle ein. Jetzt aber haben die eingeborenen Kaufleute schöne, solide Häuser gebaut und breite Straßen angelegt, so daß ein Hauch des Wohlstandes über dem ganzen Ort liegt. Der Ankerplatz liegt gedrängt voll Dschonken, und ungeheuere Mengen von Bauholz sind vor der Stadt aufgestapelt. Seedampfer von der Größe der Küstenfahrer können hier aus- und eingeladen werden und vermeiden somit die Umschiffung in Ta-tung-kao.

Der Handel zwischen dem an der äußersten Jalumündung gelegenen Ta-tung-kao und Tschi-fu wird jetzt durch die kleinen Dampfer der Mosquito-Flottille und ein englisches Schiff, den „Hwang-ho", von der chinesischen Schiffahrtsgesellschaft (Messrs. Butterfield and Swire) vermittelt, während der ungeheure Export und Import in chinesischen Dschonken hin- und herbefördert wird. Die Entfernung von Tschi-fu beträgt 296 Kilometer, ein Weg, der nordostwärts gewöhnlich in 22 Stunden zurückgelegt wird. Die Dampfer werfen ungefähr 7 Kilometer vor Ta-tung-kao im Fahrwasserkanal Anker. Ta-tung-kao ist eine sehr geschäftige Stadt, denn es ist der Umschiffungsplatz für die Ausfuhr- und Einfuhrwaren, die größtenteils nach An-tung gehen oder von dort kommen. Die Tatsache, daß die Dampfer nicht an Ta-tung-kao heran können, macht An-tung zum eigentlichen Handelszentrum des Jaluflusses. Seit mehr als $2\frac{1}{2}$ Jahren liegt bereits eine russische Kavallerieabteilung von 200 Mann in An-tung. Die Garnison liegt auf einem kleinen Hügel an der nördlichen Grenze der Stadt, die keine Mauer hat. Wie überall im Jalutal, erfreuen sich diese Soldaten keines guten Rufs bei den Eingeborenen, über die sie nach Belieben befehlen. Von An-tung geht die große Pekingstraße

ab, die nach Liao-jang führt. Oberhalb An-tungs, wo sich der Fluß teilt, hat er viele Sandbänke, und das Wasser ist so seicht, daß es nur für die kleinen Fahrzeuge der Eingebornen befahrbar ist. Wi-tschiu liegt ungefähr 6 Kilometer ostwärts, und westlich von dem 7 Kilometer unterhalb An-tung gelegenen Mao-kiui-shan endet die geplante Zweigbahn der mandschurischen Eisenbahn, die den Fluß berühren soll. Der Bau sollte im Frühjahr 1904 beginnen. Die ersten 20 Kilometer bieten geringe Hindernisse, und die Bahn soll schnell bis zur Verbindung mit der Hauptlinie weitergeführt werden. Man sieht daraus, von welcher Wichtigkeit die russische Politik im fernsten Osten ist, und daß Rußland um Japans willen, unmöglich die großen Interessen aufgeben kann, die es bisher so gepflegt hat. Die ganze Lage ist ein schlagendes Beispiel von der Art und Weise, durch welche eine herrschsüchtige Politik den Geschmack, ja die Notwendigkeit zum Herrschen großzieht.

Koreas Lage in dieser Streitfrage ist eine ganz hoffnungslose, denn leider steht die Regierung sowohl dem Vordringen Rußlands als auch der beständigen Ausbreitung des japanischen Einflusses machtlos gegenüber. Es besitzt weder eine Armee noch eine Flotte, die ihm von praktischem Nutzen sein können, befindet sich also in der Lage eines Volkes, das nicht einmal seine Stimme zu seinen eigenen Gunsten erheben kann. Das Heer beziffert sich auf wenige Tausend Mann, die erst in den letzten Jahren im Gebrauch abendländischer Waffen geübt worden sind. Sie führen Gras- (veraltet), Murata-, Martini- und eine Menge anderer Gewehre. Sie sind nicht nur schlechte Schützen, sondern es fehlt ihnen auch an Mut und Disziplin. Artillerie gibt es gar nicht, und Kavallerie beschränkt sich auf einige Hundert Mann, die weder Kenntnis von Pferdeschulung noch auch eine Ahnung von ihren Waffen oder ihrer Pflicht haben. Im Ernstfalle würde die ganze berittene und unberittene Kriegsmacht schmählich auseinandergehen. Die ganz im argen liegende Flotte aber kommt für den Kriegsfall überhaupt nicht in Betracht. So ist Korea der un-

glückliche, hilflose Spielball von Japans Laune und Rußlands Eroberungslüsten, und Zweck dieses Buches ist es, den Lesern ein unparteiisches Bild von dem Zustand jenes Landes zu geben. Da die Lage der Mandschurei schon von so vielen geschickteren Federn geschildert worden ist, habe ich mich auf diesen Seiten einzig auf Korea beschränkt. Sicherlich wird man mich um deswillen nicht tadeln; um aber diejenigen zu befriedigen, die da meinen, daß ich auch der mandschurischen Frage hätte Erwähnung tun sollen, habe ich meine Einleitung zu einem Kapitel gestaltet, das sich ausschließlich mit diesem Problem beschäftigt.

Und nun erwartet mich am Schlusse meiner Arbeit noch die letzte, aber sicher nicht die wenigst angenehme Pflicht. Neben meinen eigenen Notizen über Korea habe ich noch bei vielen Leuten — Schriftstellern, Reisenden, Gelehrten — Belehrung gesucht, die sich alle für die gegenwärtige Geschichte des „Einsiedlerischen Reiches" interessieren. Diesen allen will ich jetzt danken und ihnen durch Namennennung beweisen, wie sehr ich ihre mir erwiesene Freundlichkeit zu schätzen weiß. Vor allen Dingen erwähne ich Mr. Mc. Leavy Brown, den Kommissar des Koreanischen Seezollamtes, Mr. Gubbins, den früheren englischen Gesandten in Söul und meinen hochgeschätzten, gelehrten Freund, Professor Homer B. Hulbert, dessen veröffentlichte Notizen über Korea mir von großem Nutzen gewesen sind; ferner spreche ich meinen Dank aus Mrs. Bishop, Oberst Younghusband, Rev. Mr. Griffis, Major Gould-Adams und Mr. Henry Norman, die ebenfalls interessante und wichtige Beiträge zum Studium Koreas geschrieben haben; dem Rev. C. Collyer, der so freundlich war, meine Orthographie der koreanischen Namen in Einklang mit Dr. Gales Schreibweise zu bringen, Mr. Bolton von der Firma Messrs. Stanford, Kartenstecherei in Long Acre, der mit großer Geduld meine geographischen Fehler verbesserte, bin ich aufrichtig verpflichtet. Auch Sir Douglas Straight, dem Herausgeber der Pall Mall Gazette, welche Zeitung ich während meines langen Aufenthaltes

im fernen Osten mit so großem Vergnügen vertreten habe, sowie Mr. Nicol Dun, dem Herausgeber der Morning Post und Mr. S. G. Pryor vom Daily Expreß, muß ich herzlich für die freundliche Erlaubnis danken, diejenigen Artikel über Korea, die im Laufe der Zeit in den betreffenden Blättern erschienen sind, in mein Werk aufnehmen zu dürfen. Und nun übergebe ich das Buch meinen Lesern in der Hoffnung, daß die Bitte, sein Erscheinen entschuldigen zu wollen, als genügende Sühne für seine zahlreichen Fehler erachtet wird.

Erstes Kapitel.

An der Küste. Mangelhafte Kenntnis des Landes. Flora. Verschollene Reisende. Aberglaube und Glaube. Abriß der Geschichte.



Teufelsbilder bei Söul.

Trotz der geographischen Aufnahmen, welche die Japaner früher an den Küsten Koreas vorgenommen haben, weiß man heutzutage nur wenig von den zahlreichen Inseln und Inselgruppen, Sandbänken und Klippen dort, die der Schrecken aller Seefahrer sind, ja, bis zu den Reisen der „Alceste“ und „Lyra“ im Jahre 1816 waren die einzelnen Gruppen von Felseninselchen auf den japanischen und chinesischen Landkarten überhaupt nicht angegeben. Auf der im 17. Jahrhundert von den Jesuiten in Peking verfertigten Karte des Kaiserreichs war derjenige Raum, den jetzt der koreanische Archipel einnimmt, mit dem Bilde eines Elefanten bezeichnet, wodurch die Kartographen der damaligen Zeit ihre Unkenntnis auszudrücken pflegten. Auf den älteren Karten des Landes umspannte das Festland ganze Inselgruppen, denn die Koreaner besaßen eine höchst unvollkommene Kenntnis der physikalischen Beschaffenheit ihrer Heimat. In Anerkennung dieser Tatsache hat die koreanische

Regierung die Japaner zu Beginn des Jahres 1903 um eine genaue geographische Aufnahme des ganzen Landes ersucht. Die Arbeit ist in Angriff genommen worden, und die Küstenlinien sind bereits festgelegt.

Die koreanische Küste zeichnet sich durch eine Anzahl geräumiger Häfen aus. Im Westen und Süden finden sich zahlreiche Inselgruppen, deren Beschaffenheit und große Menge auf eine Periode vulkanischer Eruptionen schließen lassen, welche das Land heimgesucht haben. So kann man im Südwesten von dem Gipfel einer einzigen kleinen Insel nicht weniger als 135 Inselchen zählen, die sich von Norden nach Süden hinziehen; öde und fast unbewohnt, bilden sie eine Zufluchtsstätte der Seevögel. Viele der größeren Inseln sind angebaut, und kleine Fischergemeinden haben sich darauf eine bescheidene Wohnstätte gegründet.

Die Schiffahrt ist in diesen Gewässern sehr gefährlich. Viele der Inseln stehen zur Flutzeit unter Wasser, und die Fahrtrinnen werden durch die reißende Strömung unkenntlich gemacht. Der Mangel an See- und Landkarten hat viele Schiffbrüche an diesen inselbesetzten Küsten zur Folge gehabt, so daß holländischen, amerikanischen, französischen und englischen Seefahrern ein tragisches, wenn auch stilles Ende beschieden gewesen ist — entweder Gefangenschaft am Ufer oder der Tod im Ozean. Hie und da ist einer jener unglücklichen Seeleute mit dem Leben davongekommen und hat die Geschichte seiner Abenteuer einer ungläubigen Nachwelt überliefert, wie z. B. Hendrik Hamel von der holländischen Fregatte „Sparwehr“, die 1653 bei Quelpart ans Land stieß. Viele der Inseln an der Küste sind reich bewaldet. Sie sehen sehr schön aus, aber an sie heranzukommen, ist sehr gefährlich, kein Wunder, daß der Reisende sie mit gemischten Gefühlen, mit Bewunderung und scheuem Aberglauben betrachtet, ungefähr so, wie die Alten die Schrecken der Skylla und Charybdis. Dazu kommt, daß sie in ihrer Unzugänglichkeit den Mittelpunkt des Schmuggelhandels zwischen den Chinesen und Koreanern bilden und außerdem bei

ihrer Schutzlosigkeit den Angriffen räuberischer Piraten ausgesetzt sind.

Die südwestlichen Inseln sind die Freistätten vieler Tiere. Unbelästigt tummeln sich Seehunde zwischen den Felsen umher, während die bewaldeten Bergspitzen allerlei Wildgeflügel, Krikenten, Kraniche, Brachvögel, Wachteln bergen, und ungezählte kleinere Vögel dort ihre Brutstätten haben. Für den Naturforscher ist die Küste ein reiches Feld, der ganze Archipel aber liefert eßbare Seetiere der verschiedensten Art. Auf dem Meeresboden findet man Schwämme vorzüglichster Qualität, und die Korallenbänke entfalten so mannigfaltige Farben und Schattierungen, daß sie in ihrer bunten Pracht einen Meeresgarten von unvergleichlicher Schönheit bilden. Die Flora dieser Inseln verleiht der sommerlichen Landschaft ein wahrhaft prächtiges Aussehen. Riesige, prunkende Schwertlilien, Maßliebchen, Astern, zahlreiche Kakteen gesellen sich zu seltsamen Farnen, Palmen und Schlingpflanzen, die trotz ihres tropischen Charakters und ihrer Üppigkeit doch die kältere Herbst- und Winterszeit überdauern, um jeden neuen Frühling in verjüngter Schönheit zu begrüßen. Die Luft hallt wider vom Summen und Brummen der Insekten, und bunte Schmetterlinge beleben den klaren Tag. Schneeweiße Silberreiher waten auf den Untiefen, Kormorane, Tauchervögel und Enten bedecken die Riffe und erheben sich unter ärgerlichem Geschrei, sobald sie irgendwie gestört werden. Im tieferen Wasser tummeln sich Myriaden von Fischen; scharenweise finden sich die Walfische ein und senden Wasserstrahlen in die Luft oder liegen in trägem Schlafe.

An der koreanischen Küste findet man noch heute die Namen vieler fremder Seefahrer, die in früheren Jahrhunderten dem Lande des Morgenrots Besuch abstatten wollten. Ihr Besuch war mit wenigen Ausnahmen erfolglos. Einige wurden gefangen und gefoltert, andere mußten sofort umkehren, nur wenigen ließ man Gastfreundschaft angedeihen. Keiner wurde eingeladen, im Lande

zu bleiben, um seine Wunder und Schönheiten in Augenschein zu nehmen.

Außer den Japanern fielen alle diejenigen, denen es gelang, die absperrende Mauer zu übersteigen, die das Land so streng umzog und die so sorgfältig bewacht wurde, schlauer List zum Opfer und wurden als Gefangene ins Innere des Landes geführt. Von diesen unerschrockenen Pionieren der Schiffahrt zeugen noch heute die zum Teil sehr seltsamen Namen der Kaps, Vorgebirge, Inseln und Untiefen, deren Lage sie auf den Landkarten verzeichneten, nachdem sie ihren mannigfachen Gefahren glücklich entronnen waren. Die meisten dieser Namen sind jetzt in Vergessenheit geraten. Im Laufe der Zeit haben die europäischen Kartographen sie von den Karten jener Länder und Meere verwiesen, in denen ihre Träger so viel erduldet haben. Manche Küsten jedoch, so z. B. die auf der Westseite gelegene Provinz Tschiung-tschieng, haben ihre ursprünglichen Benennungen beibehalten. Sie legen noch heute Zeugnis ab von dem Eifer und der Unerschrockenheit jener ersten Forscher. Und ist das nicht zum mindesten ein gerechter Lohn für soviel Mut und Selbstverleugnung?

Von der Ungunst des Schicksals verfolgt, haben jene Männer, wohl auch zu Nutz und Frommen künftiger Geschlechter, deutliche Hinweise auf ihnen zugefügte Unbill hinterlassen. Wie man aus ihren kurzen Reisebeschreibungen sehen kann, hat der Mißerfolg ihrer Arbeit auf jenen unwirtlichen Küsten ihre schlimmsten Befürchtungen bei weitem übertroffen. Der Besuch solch kühner Geister erregte zwar die Neugierde der Koreaner, denn er brachte ihnen die erste Kunde von einer anderen Welt, deren Annäherung sie bisher trotzig zurückgewiesen hatten, aber trotz der goldenen Pforten, die sich ihnen auftaten, verharrten sie in ihrem Widerstand. Sie erinnerten sich lange der schwarzen Schiffe und der Rotbärte (Holländer), wie sie die seltsamen Fahrzeuge und noch seltsameren Menschen benannten, die hin und wieder an ihren Küsten Schiffbruch erlitten. Waren sie auch verhältnismäßig groß-

mütig gegen solche Fremde, so hüteten sie sich doch sehr, sie in die Geheimnisse und die Abgeschlossenheit ihres Landes einzuweihen. Trotzig wiesen sie die freundlichen Anerbietungen der Gäste zurück, die in großen Schiffen ankamen und schließlich nichts als einen Namen zurückließen. Kein Wunder daher, daß viele Punkte der koreanischen Küste keineswegs schmeichelhafte Namen tragen. Enttäuschungsbucht, Beleidigungsinsel, falscher Fluß lassen deutlich auf Unbill schließen, die in ihrer Schwere nicht schweigend ertragen werden konnte und dem Orte ein unauslöschliches Gepräge gab.

Waren es holländische Matrosen, die im Jahre 1627 als die ersten die unbekannte Küste erreichten, so zeichneten sich in den folgenden Jahrhunderten doch hauptsächlich die Engländer durch ihre fruchtbringende Tätigkeit in Korea aus. So meinen wir z. B. den Kapitän W. R. Broughton von der britischen Kriegsschaluppe „Providence“. Die Namen aller Buchten und Häfen, in die er drang, aller Vorgebirge und Wasserstraßen, die er taufte, erinnern an das ferne Inselkönigreich, das ihn entsandte. Broughton (1797), sowie Maxwell von der „Alceste“ und Basil Hall von der britischen Kriegsschaluppe „Lyra“ (1816) verdienen reichlich die Ehre, die ihnen zu teil wurde, als man verschiedene Gewässer und Vorgebirge nach ihnen benannte. Ihre Namen bilden sozusagen Grenzsteine an der West-, Ost- und Südküste. Während Maxwell und Hall sich mehr der Erforschung des koreanischen Archipels widmeten, der, obgleich Broughton seiner nicht Erwähnung tut, doch dem Entdecker der Broughtonstraße nicht unbekannt sein konnte, bestimmte und legte Broughton mehr die Westküste fest, bis er in der ungefähr 1000 Kilometer nach Norden zu belegenen Broughtonbucht zu einem vorläufigen Stillstand kam. Halls Name lebt in der Basilsbucht fort, in welcher Gützlaff im Jahre 1832 landete, um Kartoffeln, Getreide und Bücher zu hinterlassen. Im Jahre 1866, also ein Menschenalter später, wurde die nordwestliche Inselgruppe nach dem kaiserlichen Prinzen benannt, der 1878 seinen Tod bei den Zulus

fand. Im Jahre 1867 wurde der Prinz Jeromes Golf — es ist dies ein tiefer Einschnitt in die Provinz Tschiung-tschieng — Schauplatz von Opperts berühmtem Versuch, die reichen Schätze und heiligen Reliquien eines kaiserlichen Grabes auszuführen. Diese Namen an der Ost- und Westküste lassen nichts von dem romantischen Zauber erraten, der ihnen in Wirklichkeit anhaftet. Höchstens beschwören sie die Schatten der tapferen Männer herauf, denen sie angehörten und die uns an so viele Entdeckungsreisen in jenen fernen Meeren erinnern.

Aber es waren nicht nur englische Seefahrer, die von dem unbekannten Lande angezogen wurden und von den gefährlichen Gewässern, die die Insel Quelpart umspülen, wo das Japanische Meer in stürmischer Umarmung dem Gelben Meer begegnet. Auch Russen und Franzosen bahnten sich ihren Weg durch die gefährlichen Klippen und Untiefen, in die Häfen, durch die gewundenen, schlammigen Meerstraßen, die die Inseln vom Festland trennen. Auf Schritt und Tritt begegnet man dort den Namen berühmter Gelehrter und Seefahrer. An den mannigfaltigen Krümmungen und Einschnitten der Küsten treten uns zahlreiche längstbegrabene Namen entgegen als die einzigen Denkmäler toter und vergessener Männer. Ist es nicht ungemein tragisch, daß nicht einmal ihre letzte Ruhestätte ihren Ruhm künden darf? So ruht Lazarelli in Broughtons Bay, Unkoffsky scheiterte in einer von ihm selbst beschriebenen Bucht, der unglückliche La Pérouse entdeckte im Juni 1787 eine Insel im Japanischen Meer, die jetzt den Namen eines Astronomen trägt — Dagelet. Und wo finden wir einen Denkstein der Namen und der Taten eines Durock, Pellisier, Schwartz usw.? Sollten nicht wenigstens ihre Namen Zeugnis ablegen von ihrer Arbeit, ihren Mühen, von den Schwierigkeiten, die sie überwanden, von der kargen Freude über etwas Erreichtes, etwas Errungenes, die sie über so viele Stunden freud- und fruchtlosen Ringens hinwegtrösten mußte?

Korea ist ein überaus schönes Land. Die Sitten, die Literatur, selbst die geographischen Benennungen tun es kund, daß die Bevölkerung die herrliche, erhebende Natur ihrer Halbinsel voll und ganz würdigt. Ebenso wie die Küstenlinien von Korea Zeugnis ablegen von der Abenteuerlust so manchen abendländischen Seefahrers, sind die Namen der Berge und Flüsse des Binnenlandes Beweise für die Einfachheit, ja Rauheit und den Aberglauben der



Grabwächter aus Stein.

Bewohnerschaft Koreas. Alle Berge sind personifiziert und werden vom Volksglauben in Verbindung mit Drachen gebracht. So bringt auch jedes Dorf den Berggeistern Opfer dar. An allen Wegen und Pässen stehen Altäre, auf denen die Wanderer die Gaben niederlegen können, die ihnen das Wohlwollen der Geister sichern sollen. Die Koreaner glauben, daß von den Bergen bis zu gewissem Maße ein segensreicher, beschützender Einfluß ausgeht. Deshalb hat die Hauptstadt ihren Schutzberg. Überhaupt besitzt jede Stadt eine beschützende Macht, die sie erhält. Sogar dem Grabe darf der Schutzhügel nicht fehlen, sonst ist die Familie

nicht glücklich, wie denn überhaupt der Glaube besteht, daß das Schicksal des Menschen sich nach der Form des Hügels richtet, auf dem die Gräber ihrer Vorfahren liegen. Rauhe, zerklüftete Umrisse ergeben Krieger und streitbare Männer, während glatte Oberflächen und sanfte Abhänge Gelehrte erzeugen; reizvoll gestaltete Hügel in schöner Lage werden mit schönen Frauen verknüpft. Wie den Bergen, so sind auch Seen und Sümpfen, Flüssen und Strömen übernatürliche Kräfte eigen, denn sie sind ebenfalls der Aufenthaltsort guter und böser Geister. In den Seen wohnen Drachen und ähnliche Ungeheuer; die Bergsümpfe dagegen bergen kein geheimnisvolles Wesen, solange nicht ein Mensch darin ertrunken ist. Tritt aber dieser Fall ein, so spukt der Geist des Umgekommenen so lange in dem Sumpfe, bis er von einem anderen abgelöst wird, dem das gleiche Unglück widerfahren ist. Die Schlange gilt dem Drachen fast gleich. Aus gewissen Fischen werden mit der Zeit Fischdrachen; Schlangen aber nehmen den Charakter und die Wildheit der Drachen an, sobald sie tausend Jahre in einem Berge und tausend Jahre im Wasser verbracht haben. Alle diese übersinnlichen Erscheinungen kann man sich jedoch durch Opfer und Gebete geneigt machen.

In der Provinz Kang-wen, durch die sich das Diamantgebirge zieht, finden wir einige Gipfel, die von diesem Glauben an Ungeheuer Zeugnis ablegen. Ein schwindelnd hoher Berg heißt Der gelbe Drache, ein zweiter trägt den Namen Der fliegende Phönix, und ein dritter, Der verborgene Drache, nimmt Bezug auf einen Dämon, der seinen Aufstieg in die Wolken noch nicht vollzogen hat. In den Namen, die die Koreaner ihren Flüssen, Seen, Dörfern und Bergen geben, kommt das Bestreben zum Ausdruck, die Schönheit ihres Landes mit entfernter liegenden Naturerscheinungen in Verbindung zu bringen.

Diese Eigentümlichkeit scheint vornehmlich zum Vorschein zu kommen, wenn es sich um Berge handelt. Der Mondberg, der Sonnengipfel, der Ruhige See, Tal des kühlen Schattens, Hügel

der weißen Wölkchen veranschaulichen diesen Wunsch. So hat man den in Ham-kieng, der nördlichsten Provinz, gelegenen höchsten Erhebungen des Kaiserreichs die Namen Berg der ewigen Tugend, Gipfel der tausend Buddhas, Ewiger Friede, Schwertberg, Himmelanstrebender Gipfel, Wolkenfühler gegeben. Aus dem allen erhellt, daß alle landschaftliche Namengebung in Korea teils auf der Freude an der Naturschönheit, teils auf der Verehrung



Unabhängigkeitstor in Söul.

des Übernatürlichen basiert. Die vielen Eigentümlichkeiten des Landes geben dieser Gepflogenheit Vorschub, und man muß sagen, daß die Koreaner in dieser Hinsicht ihrer Phantasie reichlich die Zügel schießen lassen.

Korea ist jetzt ein unabhängiges Kaiserreich. Von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1895 war der Herrscher Koreas chinesischer Lehnsherr; im Januar des letztgenannten Jahres aber veröffentlichte ein kaiserlicher Erlaß den endgültigen Verzicht des Kaisers von China auf die Oberhoheit über Korea. Es war dies die

Frucht des chinesisch-japanischen Krieges und wurde von China im Friedensvertrag von Shimonoseki im Mai desselben Jahres besiegelt. Die Herrscherwürde ist erblich, und die jetzige Dynastie hat den koreanischen Thron seit dem Jahre 1392 in ununterbrochener Folge inne. Von einem Volke bewohnt, dessen Überlieferungen und Geschichte fünf Jahrtausende umfaßt, ist Korea im Laufe der Zeit einem fast kaleidoskopartigen Wechsel unterworfen gewesen. Größere Stämme haben die kleineren unterjocht, mächtigere Dynastien die schwächeren gestürzt, und so hat es sich allmählich zu einem Reich entwickelt, das schon seit Jahrhunderten in der Welt als geschlossenes Ganze dasteht. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der ehemalige chinesische Vasall, um dessenwillen der Krieg zwischen China und Japan ausbrach, viel schneller in der Kultur vorgeschritten ist, als sein alter Nachbar und Oberherr.

Betrachtet man Söul und Peking als die Hauptstädte ihrer Länder, als den Mittelpunkt, der das Beste und Schönste in sich vereinigt, so sind die Verhältnisse, unter denen die Koreaner in Söul leben, ohne Frage weit besser, als die in Peking. Im Jahre 1876 schloß Korea seinen ersten der Neuzeit entsprechenden Vertrag, aber erst drei Jahre später fand ein Austausch von Gesandten zwischen den beiden betreffenden Parteien statt. Aber trotz dieses Vertrags zeigte Korea keinen Wunsch, aus seinen neuen Verbindungen Nutzen zu ziehen, und erst als sich Tschemulpo Ende 1883 dem Verkehr erschloß, erkannte es die Handelsvorteile, die ihm eigentlich offen standen. China dagegen war während dieser ganzen Zeit mit der Außenwelt in Verbindung gewesen; Gesandte hatten sich in seiner Hauptstadt niedergelassen, Konsuln in den erschlossenen Häfen, Handelsverträge waren zustande gekommen. Der Verkehr mit dem Abendlande hatte schon längst seiner Kultur zum Vorteile gereicht. Aber von einer Hartnäckigkeit erfaßt, welche ihresgleichen in der Geschichte konstitutioneller Staaten sucht, zog China sich vollständig zurück, während Japan innerhalb einer

Generation zur Großmacht wurde, und auch Korea seinen früheren Oberherrn binnen zwanzig Jahren überflügelte. In weniger als einem Jahrzehnt hatte Korea industrielle und humanitäre Fortschritte gezeitigt, denen China heutzutage noch erbitterten und gefährlichen Widerstand entgegensetzt. Allerdings hat der Verkehr mit den Japanern Korea den Anstoß zu jenen löblichen Bestrebungen gegeben, und es ist höchst fraglich, ob es sich ohne die leitende Hand dieser energischen Nation zu der von ihm heute behaupteten Stellung würde emporgeschwungen haben. Die Berührung war von äußerst segensreichen Folgen begleitet, und ihre Fortdauer ist die sicherste Garantie für eine weitere Entwicklung des Reiches.



Pagode in Söul.

Zweites Kapitel.

Physikalische Eigentümlichkeiten. Fortschritt. Anzeichen von Reformen und Wohlstand. Tschemulpo. Bevölkerung. Niederlassungen. Handel.


Eine Mußestunde.

Korea ist sehr gebirgig. Inseln, Berge und Häfen sind die hervorragendsten Charakterzüge und fast die ganze Küste besteht aus den in das Meer abfallenden Hängen der verschiedenen Bergketten; indes finden sich auf der Westseite viele Stellen, die weniger steil und zerklüftet sind, als auf der östlichen. Die Küste scheint der Linie der Bergzüge zu folgen; sie gewährt, besonders im Osten, den Anblick jener hohen, unzugänglichen, bewaldeten Grenzmauer, welche die Bewunderung aller Seefahrer erregte, aber die Herzen jener Unglücklichen, die an das wüste, felsige Ufer geworfen wurden, mit Entsetzen erfüllte. Von Paik-tu-san bis Wiju erstreckt sich ein riesiges, natürliches Panorama von Bergen mit schneebedeckten, in Nebel gehüllten Gipfeln und lieblichen, fruchtbaren Tälern. Flüsse strömen gleich flüssigem Silber durch dieselben hin, und hie und da stehen Hütten mit niedrigen Dächern. Überall im Norden wiegen die Berge vor — wahre Ungeheuer an Gestalt und Größe. Sie sind reich an Erzen; sie haben Grabstätten für die Toten und Bergwerke für die Lebenden abgegeben, denn in ihrem Schoße

bergen sie einen unerschöpflichen Reichtum an Kohlen, Eisen und Gold, und auf ihrer Spitze — sei es unter freiem Himmel oder in einer in die verwitterten Abhänge gehauenen Höhle — sind die Gräber der Toten. Die Natur des Landes verweist den Koreaner fast ausschließlich auf Berg- und Ackerbau. Bei der erwachenden Tatkraft und Intelligenz des Volkes ist es wahrscheinlich, daß es mit der Zeit über seinen momentanen Bedarf hinaus produziert und sich dann eigne Handelsstätten gründet. Leider fehlt der Fortschrittspartei bis jetzt noch der rechte Zusammenhalt, obgleich so manche Verbesserung ins Auge gefaßt worden ist, und die Regierung allerlei industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen hat. Der Nation fehlt es an Ehrgeiz. Aber bessere Aussichten sind vorhanden, und schon ist so manches in der rechten Richtung geschehen.

Freilich ist Korea noch im Stadium des Übergangs; alles ist unfertig, unentschieden, die Vergangenheit liegt in Trümmern, Gegenwart und Zukunft noch im argen. Seit kaum einem Jahrzehnt erst hat man sich zu Reformen bequemt; mancher Übelstand ist zwar beseitigt worden, aber die Vorwärtsbewegung leidet unter dem Mangel an Unterstützung, Verständnis und Duldsamkeit. Die Nation nimmt nur ganz allmählich die Bestrebungen jener wenigen auf, nur stufenweise und mit ermüdenden Zwischenpausen geht es vorwärts. Ein besonders reges Leben entfaltet sich auf dem Gebiet des Handels, und die neuerrichteten Geschäfte bekunden einen Umschwung zu gunsten des Unternehmungsgeistes. Dieses Aufblühen des Handels ist der Anregung und der Beihilfe der Ausländer zu verdanken, die auch der Bildung das Wort reden. Indes finden ihre Bestrebungen nur ein schwaches Echo, und das erschwert die Arbeit, die Nation auf dem richtigen Wege weiterzuführen, ungemein. Obschon es nicht denkbar ist, daß Korea in seinen früheren Zustand zurückversinkt, so könnte es doch, angesichts der unglücklichen Umstände, welche es jetzt zu einem Gegenstand ironischer und selbstsüchtiger Beobachtung bei den Westmächten machen, gänzlich zusammen-

brechen. Es kann einverleibt, annektiert, geteilt werden, kann aber auch in seinen Bemühungen, unabhängig zu bleiben, der Anarchie im eignen Lande zum Opfer fallen. Doch wir hegen Hoffnungen. Das Land hat sich einen Zolldienst geschaffen, ist dem Postverein beigetreten und hat seine Häfen eröffnet. Es hat Eisenbahnen und Telegraphen zugelassen, hat alle Ausländer in seinen Toren gastfreundlich und rücksichtsvoll aufgenommen. Sein Vertrauen ist das eines Kindes, seine Fehler die der Kinderstube. Es ist so alt und doch so unendlich jung; ein seltsames Geschick hat es jetzt in eine Lage gebracht, die sich in seiner früheren Geschichte immer und immer wiederholt hat.

Durch die Einführung abendländischer Erfindungen sind aus dem koreanischen Leben viele Gewohnheiten geschwunden, die mit dem Volke von alters her verknüpft waren und ihm ein eigentümliches Gepräge malerischer Ruhe verliehen. Das Korea des 20. Jahrhunderts zeigt offenbar, daß sein Volk zum Vorwärtsmarschieren gedrängt wird. Während es früher von allen Nationen des Ostens am wenigsten Neigung dazu zeigte, stellt es sich heutzutage, in bezug auf seine Anpassung an die Anschauungen und Sitten des Abendlandes, fast in eine Reihe mit Japan. Indes zeigt Tschemulpo mit seinem offnen Hafen und der großen Fremdenkolonie immer noch nicht jene gänzliche Umgestaltung, welche die Hauptstadt in wenigen Jahren erfahren hat. Vor zwanzig Jahren erschloß es sich dem Handel mit dem Auslande, und jetzt weist es eine prächtige Landungsbrücke, breite Straßen, große Läden und eine Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt auf. Der Himmel ist mit einem Netz von Telephon- und Telegraphendrähten überzogen, man besitzt mehrere nach abendländischem Muster eingerichtete Hotels, ja sogar einen internationalen Klub.

Der Hafen ladet an der Schwelle des neuen Jahrhunderts zu einer interessanten Studie ein. Mit dem benachbarten Ha-do, einem Dörfchen von militärischem Anstrich, hat es sich in den zwanzig Jahren seines Daseins aus einer Gruppe von Fischer-



Am Brunnen.

hütten hinter einem Hügel am Flusse Man-sak-dong zu einem kosmopolitischen Mittelpunkt mit 20000 Seelen entwickelt. Es ist ganz erstaunlich, wie rasch es herangewachsen ist, seitdem der erste Vertrag mit dem Abendlande durch den amerikanischen Admiral Shufeld am 22. Mai 1882 geschlossen wurde. Nie hätte man in seinen früheren Jahren ein so bedeutendes Aufblühen erwartet. Mit dem Aufschwung des Handels ist auch der Wert des Grund und Bodens gestiegen. Gegenwärtig liegt allerdings, infolge der Verwicklungen und der Ungewißheit über das Schicksal der Halbinsel, die Gefahr eines Rückgangs nahe, welcher nicht nur die weitere Entwicklung der Stadt hindern, sondern auch ihrem jetzigen Wohlstande verhängnisvoll werden kann. Aus kleinen, nur zaghaften Anfängen sind vier solid gebaute, mit guter Beleuchtung versehene Stadtviertel entstanden, ein internationales, japanisches, chinesisches und koreanisches. Das der Japaner ist das bestgelegene und zukunftsreichste. Eben dieses Volk hat auch den größten Anteil an dem Export- und Importhandel des Hafens, und seine hervorragende Stellung gewinnt noch an Bedeutung durch wichtigen festen Besitz, vornehmlich den der Eisenbahn zwischen der Hauptstadt Söul und Tschemulpo und ihrer Abzweigung nach Fusan. Im Jahre 1901 vermehrte sich die japanische Bevölkerung um fast 500 Menschen, so daß sie sich damals auf 4600 belief, einige hundert Soldaten inbegriffen, als zeitweilige Garnison der Niederlassung. Seitdem jedoch die japanische Regierung das Auswanderergesetz beträchtlich gemildert hat, und seitdem in den ersten Wochen des Jahres 1902 der Paßzwang mit bezug auf China und Korea abgeschafft worden ist, hat sich die Zahl der japanischen Bewohner der Handelshäfen ungemein vergrößert. Umfaßt doch die Kolonie Tschemulpo zurzeit 1282 Häuser mit einer Bevölkerung von 5973 Erwachsenen. Der Zensus der chinesischen Niederlassung ist von der Jahreszeit abhängig, da eine große Menge Chinesen während des Sommers nach Korea hinüberfahren, um im Winter wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Während

dieser Fluchtzeit aus China übersteigt die chinesische Bevölkerung die 1200. Ungefähr 68 Seelen bilden die internationale Niederlassung, darunter 29 Briten; das einzige britische Handelshaus in Korea befindet sich in Tschemulpo.

Man findet die verschiedensten Nationalitäten in Tschemulpo vertreten, und die kleine Gemeinde setzt sich, ausschließlich der Japaner und Chinesen, folgendermaßen zusammen: 29 Briten und ein Handelshaus — die übrigen 28 sind Beamte des Vizekonsulats, des Zollamtes und einer Missionsgesellschaft — 8 Amerikaner und



Tschemulpo.

2 Handelshäuser, 6 Franzosen und 1 Handelshaus, 16 Deutsche und 1 Handelshaus, 7 Italiener und 1 Handelshaus, 4 Russen und 2 Handelshäuser, 2 Griechen und 1 Handelshaus, 7 Portugiesen, 5 Ungarn und 2 Holländer, welch letzte drei Nationalitäten kein Handelshaus in dem Hafenort besitzen.

Sind schon die britischen Interessen in Tschemulpo nicht besonders gut vertreten, so steht es mit denen anderer Länder noch schlimmer. Mittels der transsibirischen Eisenbahn nimmt die Reise von London nach Tschemulpo jetzt 21 Tage in Anspruch; die in Angriff genommene Eisenbahn von Söul nach Fusan aber wird

die Verbindung zwischen Ost und West noch mehr erleichtern. Man hofft dann in zwei Tagen von Tschemulpo nach Tokio zu gelangen. Inzwischen hat die chinesische Ost-Eisenbahngesellschaft die Dampferfahrten zwischen Port Arthur, Dalny und Tschemulpo beschleunigt. Auch sind neue, prächtige Gebäude in Tschemulpo errichtet worden. Es ist sehr zu bedauern, daß noch keine regelmäßige britische Dampferverbindung mit den koreanischen Häfen besteht. Wie rührig ist dagegen die Hamburg-Amerika-Linie, die jetzt schon ihre Dampfer regelmäßig nach Tschemulpo schickt! Hinsichtlich des Handels ist dieser Hafen zu einem bedeutenden Umschlagsplatz geworden. Er ist Durchgangsort für den Handel der Hauptstadt und ihrer Umgebung mit dem Ausland, und die Verwaltungen der wichtigsten Goldbergwerksgesellschaften, deren es jetzt vier gibt — eine amerikanische, eine japanische, eine französische und eine britische — haben dort ihren Sitz. Eine unter dem Schutz der Regierung stehende Zigarettenfabrik befindet sich ebenfalls in Tschemulpo. Im Jahre 1901 besuchten den Hafen 93 Kriegsschiffe, 35 japanische, 21 englische, 15 russische, 11 französische, 5 österreichische, 4 deutsche, 1 italienisches und 1 amerikanisches. Dampf- und Segelschiffe passierten 1036 den Hafen, 567 japanische — darunter 304 Dampfer — 369 koreanische Dschonken und Dampfer, 21 russische Dampfer, 8 amerikanische Segelschiffe und 1 Dampfer, 4 englische und 3 deutsche Dampfer, 62 chinesische Dschonken und 1 norwegischer Dampfer — im ganzen 47 Kriegs- und 70 Handelsschiffe mehr, als im Jahre 1900. In demselben Jahre passierten 370416 t Ladung den Hafen, was einen kleinen Fortschritt gegen die Vorjahre ausmacht, 500 japanische Dampfer mit 287082 t, 261 koreanische Dampfer mit 45516 t, 41 russische Dampfer mit 27999 t, 2 britische Dampfer mit 4416 t und 2 deutsche Dampfer mit 2918 t. Die vollständige Zusammenstellung aller im Jahre 1902 in die koreanischen Häfen eingeführten Frachtgüter ist dem Ende dieses Buches auf einer besonderen Tabelle beigefügt.

Wie in allen dem auswärtigen Handel geöffneten Häfen Koreas, so befindet sich auch in Tschemulpo eine Filiale des Kaiserlich-Koreanischen See-Zollamts, das jener vorzüglichen Einrichtung nachgebildet ist, die in China unter der Leitung Sir Robert Harts besteht. Die Tätigkeit des koreanischen Zollamts, dem in der Hauptsache Mr. Mc. Leavy Brown vorsteht, hat schöne Erfolge zu verzeichnen und macht seiner Verwaltung alle Ehre. Es ist höchstlich zu bedauern, daß in einer Zeit, wo Untüchtigkeit, Gleichgültigkeit und Unfähigkeit der Beamten an der Tagesordnung sind, die Dienste eines so wackeren Engländers nicht unmittelbar zu Nutz und Frommen seines Vaterlandes verwendet werden. Die Laufbahn dieser beiden Beamten erfüllt mich teils mit Bedauern, daß ihr Wirkungskreis in so entfernten Gegenden liegt, teils aber auch mit ungeteilter Bewunderung ihres unablässigen Eifers und Strebens, die um so anerkennenswerter sind, wenn man bedenkt, in welcher Atmosphäre von Verrat, Betrug und schnödestem Undank diese Oberhäupter zweier verwandter Ämter ihre Tätigkeit ausüben.

Die Fortschritte, die der koreanische Handel gemacht hat, zeigen zur Genüge, wessen das Land unter richtiger Leitung fähig ist. Wenn die Überschüsse des Zollamts nicht inzwischen Verwendung zu minder wichtigen Zwecken gefunden haben, kann man hoffen, daß sie der Hebung des Handels zu gute kommen werden. Hat doch der Kaiser erst kürzlich aus den Zolleinkünften 1000000 Yen zur Verbesserung der Schiffahrt gewährt. Es sollen 31 Leuchttürme erbaut werden, von denen die ersten beiden auf die Roze- und Roundinsel zu stehen kommen sollen, die der Mündung des Han vorgelagert sind, an dem Tschemulpo liegt. Diese Verbesserung wird sicher noch mehr Schiffe in den Hafen führen und dadurch den Wohlstand des Landes vermehren helfen.

Im Jahre 1901 belief sich der Reinertrag des gesamten Export- und Importhandels zwischen Korea und dem Ausland — unter Ausschluß des Goldexports — auf mehr als 23 Millionen (23155419) Yen, während die Goldausfuhr etwas über vier

Millionen (4993351) Yen einbrachte. Der Kurswert des japanischen Yen ist ca. 2 Schilling, woraus erhellt, daß der Reinertrag des Gesamthandels rund 2873827 Pfd. St. betrug. Davon entfallen auf Tschemulpo allein 11131060 Yen, ein Mehrbetrag von fast 1000000 gegen die drei vorhergehenden Jahre. Ausgeführt wurden Gold, Reis, Bohnen, Holz und Felle, während der Import sich vornehmlich auf japanische und amerikanische Waren und einen verschwindend kleinen Handel mit England beschränkt. Die gesamte Einfuhr aus dem Ausland erreichte einen Wert von 5573398 Yen, und die gesamte Ausfuhr 4311401 Yen. Kurz seien auch die Einkünfte des folgenden Jahres 1902 erwähnt: Export 269747 Pfd. St.; Import 814470 Pfd. St. Der Anteil der Ausländer an dem Ertrag des Tschemulpo berührenden Handels zeigt einen großen und stetigen Fortschritt. Im Jahre 1891 betrug er etwas weniger als 300000 Yen, hat sich aber bis zum Jahre 1900 auf 550000 Yen erhoben, eine Steigerung, die natürlich Hand in Hand geht mit dem Wachstum der Einkünfte des ganzen Reiches.

Verglichen mit dem Jahre 1901 zeigt sich 1902 ein Rückschritt im Gesamthandel des Landes. Im Jahre 1902 belaufen sich seine Einkünfte auf 2745346 Pfd. St., die sich folgendermaßen verteilen:

Einfuhr.	Ausfuhr.	Goldausfuhr.
1382351 Pfd. St.	846034 Pfd. St.	516961 Pfd. St.

Im Jahre 1902 überwog also in Korea der Import den Export nur um 16356 Pfd. St., während sich dieser Unterschied in den letzten fünf Jahren durchschnittlich auf 107309 Pfd. St. belief. Nur 1900 war die Ausfuhr größer als die Einfuhr. Die Durchschnittssumme des Handels erreichte in den letzten fünf Jahren 2370075 Pfd. St., das Jahr 1902 übertraf also den Durchschnitt um 378271 Pfd. St. Tatsächlich weist der Dezember des Jahres 1902 einen bedeutenderen Handel und eine größere Zolleinnahme in

Tschemulpo auf, als irgend ein früherer Zeitabschnitt. In Wirklichkeit betrug der Import im Jahre 1902 117914 Pfd. St. weniger als im Vorjahre, während der Export um 7567 Pfd. St. gesunken war. Es lagen noch große Vorräte aus dem Jahre 1901 da; kein Wunder, daß sich ein Niedergang im Handel bemerkbar machte. Zum besseren Verständnis der wirtschaftlichen Beziehungen Koreas zum Handel anderer Länder habe ich die Einkünfte der obenerwähnten Jahre in einer einfachen Tabelle zusammengestellt, der ich eine Durchschnittsberechnung aus fünf Jahren — das Jahr 1898 als Anfang genommen — beigefügt habe.



Pavillon auf der Mauer von Söul.

Drittes Kapitel.

Die Hauptstadt. Eine Stadt des Friedens. Folgen fremden Einflusses. Im Anfang. Schulwesen. Läden. Kleidung. Post und Telegraph. Reinlichkeit.



Geflügelhändler.

Söul ist wunderbar schön gelegen. Hohe Hügel und Berge umgeben die Stadt. Ihre Abhänge sind rauh, zerklüftet und, mit Ausnahme weniger Stellen, wo dunkles Buschwerk ein kümmerliches Dasein fristet, ganz kahl. Die Täler, die diese Hügelkette durchbrechen und sich hinter derselben erstrecken, sind frisch und grün. Reisfelder, die kleine Gruppen strohgedeckter Hütten umgeben, ziehen sich zwischen der Hauptstadt und dem Hafen von Tschemulpo hin. Die Luft ist rein, das Klima mild, die Stadt selbst sauber und ordentlich. Überdies wohnt es sich außerordentlich behaglich in dem dreistöckigen Ziegelgebäude, das, dicht an die Stadtmauer gedrückt, das Bahnhofshotel vorstellt.

Söul wird von einer einzigen Mauer umgeben, die weder so hoch noch so stark ist, wie die Mauer von Peking, aber die Lage der Stadt gewinnt so durch die sie einschließenden Berge, daß sie

die bei weitem malerischere genannt werden muß. Die Stadtmauer von Söul erinnert lebhaft an die Mauern des Nankou-Passes. Sie hat mit den letzteren die äußerste Verachtung gemein, mit der sie sich an die steilen Felsvorsprünge klammert und in ihren anscheinend ganz zwecklosen Windungen die gefährlichsten Punkte erklimmt. Sie erstreckt sich bis über den luftigen Kamm des Peuk-an und den schönen, einsam thronenden Gipfel des Nam-san, schließt



Das sog. Totentor (Su-gu-mén) zu Söul.

bald einen Wald, bald eine öde, unbewohnte Wüste ein, stürzt hier in einen Abgrund, um dort hundert Meter höher auf dem Bergabhang wieder zu erscheinen. Diese Mauer befindet sich in gutem Zustand. Stellenweise besteht sie aus einem von Mauerwerk umgebenen Erdwall, ist aber in der Hauptsache ein massiver Steinbau. Etwa 22 Kilometer im Umfang und 7—12 Meter hoch, trägt sie überall Zinnen und wird von acht steinernen Bogen durchbrochen, welch letztere, als Torwege dienend, mit hohen, ziegelgedeckten Türmen gekrönt sind, deren Giebel sich in chinesischer Weise nach oben biegen.

In der Ebene, noch an den Bergabhängen hinauf oder im Schutz einer Talsenkung liegend, erfreut sich die von jener Steinmauer umgebene Stadt einer angenehmen, kühlen, behaglichen Abgeschlossenheit. Innerhalb ihres Weichbildes finden wir eine so abwechslungsreiche Szenerie, daß sie selbst das verwöhnteste Auge befriedigen würde. Auch die weitere Umgebung zeigt einen frischen Charakter und entbehrt jene einförmigen, ebenen Landstriche, wie sie z. B. bis an die Mauern von Peking heranreichen und diese Stadt so arm an landschaftlichen Reizen erscheinen lassen. Hügel und bewaldete Täler schmücken den weiteren Umkreis von Söul. Dörfer ruhen im dunklen, kühlen Schatten der Bäume. Die Gipfel der Hügel tragen manch stattliches Grab, das Baumgruppen vor den rauhen Windstößen schützen. Nach allen Seiten hin ziehen sich bequeme Fuß- und Reitwege, auf denen man ohne jede Furcht vor Belästigung sein kann. Überall herrscht Friede; unbehelligt geht der Fremde an den Landleuten vorüber, die beschaulich ihre Felder umgraben, ihre Reissümpfe mit einem Gespann stattlicher Ochsen bepflügen oder sich einer anderen friedlichen Beschäftigung widmen. Was der Boden an Früchten hervorbringt, verdankt Korea weniger dem Fleiße seiner Bewohner und der rationellen Bewirtschaftung, als vielmehr der Fruchtbarkeit, mit der eine gütige Natur das Land begabt hat.

Vor wenigen Jahren befand sich die alte Hauptstadt in einem Zustand solcher Vernachlässigung, daß die Befürchtung eines gänzlichen Verfalls nahe lag. Jetzt aber atmet alles wieder Wohlstand, und das Alte muß neuen Einrichtungen weichen. So schnell hat es die Bevölkerung gelernt, Nutzen aus dem Umgang mit anderen Ländern zu ziehen, daß es in wenigen Jahren schwer sein wird, in Söul noch ein Bindeglied mit der einstigen Hauptstadt zu finden. Die Veränderung ist teilweise grotesk. Die Einführung der Telegraphie hat die Leuchtfeuer überflüssig gemacht, die früher allabendlich von den Höhen der Berge herab die Sicherheit des Landes verkündeten. Die Tore werden abends nicht mehr



Eine Straße in Söul.

geschlossen, nicht mehr hallen bei Sonnenuntergang die Abendglocken majestätisch durch die Stadt, und schon seit längerer Zeit verkünden die Läufer vor den Sänften der Beamten nicht mehr mit lauter Stimme das Nahen ihrer Herren. Diese alten Sitten sind durch allerlei Verbesserungen in Häusern, Straßen, gesundheitspolizeilichen Maßnahmen und Verkehrsmitteln ersetzt worden. Ein vorzüglicher, schneller Zug verbindet Söul mit Tschemulpo, elektrische Straßenbahnen ermöglichen einen schnellen Verkehr in der Stadt und auch außerhalb derselben, selbst elektrisches Licht erhellt bei Nacht einige Viertel der Hauptstadt des einsiedlerischen Reiches. Es besteht eine Wasserleitung, das Polizeiwesen ist reorganisiert worden, und die Kanalisation hat die üblen Gerüche vertrieben. Im Jahre 1903 zählte die Hauptstadt 194000 Erwachsene. Das ist eine Verminderung von 2546 gegen das Vorjahr.

Der Zeitraum, der verflossen ist, seitdem sich das Land dem Welthandel erschlossen, hat den Bewohnern Gelegenheit gegeben, sich an die Eigentümlichkeiten zu gewöhnen, durch die sich Fremde von ihnen unterscheiden. Zahllose Gelegenheiten haben sich den Koreanern geboten, um für sich diejenigen fremden Einrichtungen auszuwählen, die dem Gedeihen ihres eignen Landes fördersam erschienen und zugleich ausreichenden Ersatz für das Vorhandene boten, das man fallen ließ. Aber es ist nicht nur der Bau elektrischer Bahnen und weittragender Telegraphen und Telephone, nicht nur die Einführung elektrischen Lichtes, der Umbau der Straßen und Gebäude und die verbesserte Kanalisation, die Zeugnis ablegen von dem neuen Geiste, der die Bewohner der Hauptstadt beseelt. Auch das Erziehungswesen ist verbessert worden; man hat Schulen und Krankenhäuser eröffnet, Banken, ausländische Läden und Agenturen sind entstanden; eine Porzellanfabrik ist in Betrieb, und die Zahl und Verschiedenartigkeit der Religionen, die fremde Missionare den Koreanern predigen, ist ebenso erstaunlich und verwirrend, wie in China. Auf jeden Fall wird in Zukunft

kein Mangel an jenen milden Glaubenslehren sein, aus denen die Tröstungen der Religion geschöpft werden können. Das Unterrichtswesen ruht auf einer Basis, die das Studium ausländischer Dinge sehr erleichtert. So hat die Regierung Fachschulen für fremde Sprachen unter Leitung ausländischer Lehrer errichtet. Auch das öffentliche Schulwesen der Stadt hat erstaunliche Verbesserungen erfahren. Außer fremden Sprachen umfaßt der Lehrplan auch



Japanische Soldaten auf der elektrischen Bahn in Söul.

Rechnen, Geographie und Geschichte, und erst kürzlich ist eine Schule der Feldmeßkunst unter ausländischer Leitung ins Leben getreten. Die Aufklärung, die durch dies alles den unteren Volksschichten zuteil wird, muß notwendigerweise auch die Ansichten und Gefühle günstig beeinflussen, mit denen die oberen Gesellschaftsklassen den Fortschritt des Landes betrachten. Als ein Zeichen der Zeit mag erwähnt werden, daß verschiedene einheimische Zeitungen erscheinen. Der verbesserte Geschäftsgang machte die Einrichtung von Geldbanken nötig, und jetzt wetteifert die russisch-chinesische Bank mit der japanischen Dai Ichi Ginko. Man plant

auch die Eröffnung einer Filiale der russischen Bank in Tschemulpo. Ebenso ist die Regierung im Begriff, im Mittelpunkt der Hauptstadt ein großes Gebäude im fremden Stil zu errichten, das der Zentralbank von Korea als Sitz dienen soll. Es soll dreistöckig werden, und die Bank soll Filialen in allen dreizehn Provinzen Koreas erhalten. Ihr Hauptzweck ist, den Transport der Regierungsgelder zu erleichtern, der bisher schweres Geld gekostet hat. Sie wird sich aber auch mit allerlei anderen Geldgeschäften befassen, und zu diesem Zwecke läßt Yi Yong-ik, der Präsident der Zentralbank, jetzt in der Münze Ein-, Fünf-, Zehn- und Hundertdollarscheine herstellen.

Neben all diesen Dingen ist auch dem Post- und Telegraphendienst große Aufmerksamkeit zugewendet worden. Bis zum Jahre 1883 hatte Korea keine telegraphische Verbindung. Zu dieser Zeit legten die Japaner ein unterseeisches Kabel von Nagasaki nach dem koreanischen Hafen Fusan mit einer Zwischenstation auf der Insel Tsu-shima. Etwas später, 1885, benutzte China die ihm zustehenden oberhoheitlichen Rechte und entsandte Mr. J. H. Muhlensteth, einen früheren Beamten des dänischen Telegraphenamtes, der nun aber schon lange Ingenieur in chinesischen Diensten war, und ließ einen Landtelegraphen von Tschemulpo über Söul, Pieng-jan nach Wi-ju am Flusse Jalu bauen. Wi-ju liegt der chinesischen Grenzstadt An-tung gegenüber, die an das allgemeine Telegraphennetz Chinas angeschlossen ist. Diese nach Nordwesten führende Linie war Jahre hindurch das einzige Mittel telegraphischer Verbindung zwischen Koreas Hauptstadt und der Außenwelt. Sie wurde auf Kosten und unter Leitung der chinesischen Regierung erbaut, aber nach dem chinesisch-japanischen Kriege, in dem sie fast gänzlich zerstört wurde, ließ die koreanische Regierung diese Linie aus eignen Mitteln wiederherstellen.

Im Jahre 1889 entstand eine telegraphische Verbindung zwischen Söul und Fusan; nach dem chinesisch-japanischen Kriege wurde auch Won-san und Mok-po mit Söul verbunden. In den letzten Jahren

sind immer neue Linien entstanden, und jetzt umfaßt das Telegraphennetz 3500 km; es ist in 27 Bezirke geteilt, beschäftigt 113 Personen als Ingenieure, Direktoren, Sekretäre, Telegraphisten, und hat außerdem 303 Lernende. Das Morsesystem ist in Gebrauch, die Elektrizität wird durch Leclanché-Batterien erzeugt.



Die japanische Sprachschule in Söul.

Man kann in koreanischer oder chinesischer Schreibschrift, in dem von der chinesischen Regierung gebrauchten Alphabet, sowie in den verschiedenen Sprachen telegraphieren, die der internationale Telegraphenverein zugelassen hat. Pferde werden auf den Telegraphenstationen bereit gehalten, damit die Beförderung nach entlegenen Orten beschleunigt wird.

Die nachstehende Tabelle zeigt die Entwicklung des koreanischen Telegraphenwesens in den letzten Jahren.

	1899	1900	1901	1902
Telegramme . . .	112450	125410	152485	209418
Ertrag in Doll. . .	50686,89	72443,26	86830,86	112337,18
Ausdehn. d. Linien i. Li	5000	5090	6510	7060
Ämter	19	22	27	27

Auch die Einrichtung eines Kaiserlichen Postwesens in Korea ist verhältnismäßig neu. Jahrhundertelang hat Korea unseres Wissens keinen Postdienst besessen. Amtliche Kuriere vermittelten die Korrespondenz der Regierung mit den Provinzialverwaltungen. Diese Boten reisten mit Wechselpferden, die in verschiedenen Orten des Landes bereit gehalten wurden. Privatkorrespondenzen wurden durch Reisende oder Hausierer befördert, und der Absender mußte in jedem besonderen Falle mit dem Boten übereinkommen. Im Jahre 1877 errichtete Japan, das dem Postverein beigetreten war und mit Korea einen Vertrag abgeschlossen hatte, Postämter in Fusan, Won-san und Tschemulpo für den Bedarf seiner Reichsuntertanen, die schon sehr zahlreich in Korea wohnten; 1882 entstand durch die Zollverwaltung ebenfalls eine Art Postverbindung zwischen den verschiedenen offenen Häfen, sowie zwischen Korea und China. Aber diese Einrichtung beschränkte sich eben nur auf die offenen Häfen; wer einen Brief in das Innere des Landes senden wollte, war immer noch auf Privatübereinkommen angewiesen. Im Jahre 1884 machte die koreanische Regierung den ersten Versuch zu einem öffentlichen Postwesen, das allen zu gute kam.

Aber erst 1895, nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges, wurde das koreanische Postwesen unter der Leitung eines Japaners wirklich organisiert. Einige Jahre beschränkte sich der Dienst auf Korea selbst und vermittelte nicht nach dem Ausland, 1897 aber beschloß die Regierung, dem Postverein beizutreten, und schickte zwei Abgeordnete auf den Allgemeinen Postkongreß, der im Mai und Juni desselben Jahres in Washington tagte. Sie unterzeichneten die allgemeinen Bestimmungen. Nachdem sich die Re-

gierung endlich im Jahre 1898 die Dienste M. E. Clemencets, eines Mitglieds des französischen Post- und Telegraphenbureaus, gesichert hatte, schloß sich Korea am 1. Januar 1900 dem Postverein an.

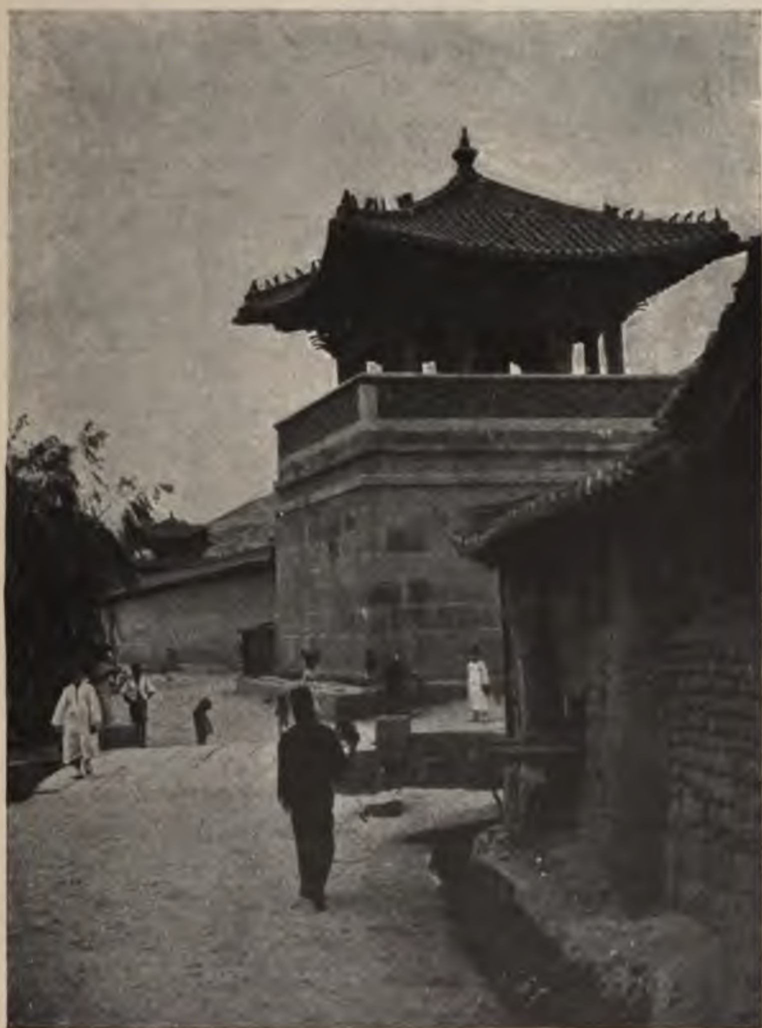
Außer dem Zentralbureau in Söul hat Korea 37 Hauptpostämter und 326 Hilfspoststationen, die in- und ausländische, einfache und eingeschriebene Korrespondenzen vermitteln; 747 Postkästen sind in den zu diesen Postämtern gehörigen Bezirken verteilt worden. Nur die Hauptpostämter werden von dem Departement für Verkehrswesen aus mit Verwaltern und Beamten besetzt. Ihre Zahl beläuft sich auf 756, von denen 114 Verwalter und Sekretäre, die anderen Briefboten, Wächter ꝛc. sind. Die Leitung der Hilfspostämter ist in den Händen der Lokalbehörden und steht unter Aufsicht des Ministeriums des Innern; sie haben nichts mit dem Departement für das Verkehrswesen zu tun, außer was rein postalische Dinge betrifft.

Ein Netz von Landpostwegen, mit Söul als Mittelpunkt, wird von den sieben Hauptchausseen aus täglich in beiden Richtungen von den Postboten begangen. Auch jedes große Landpostamt verfügt über einen Botendienst, der es wiederum mit den kleineren Landpostämtern verbindet, und zwar geschieht dies wöchentlich dreimal durch Boten zu Fuß, deren es im ganzen 472 gibt. Jeder dieser Männer hat auf seinem Rücken 20 kg als Höchstgewicht zu tragen; bei schwereren Lasten werden Hilfskräfte oder Packpferde zugezogen. Jeder Bote hat täglich eine Strecke von mindestens 40 km zurückzulegen. Im mittleren Korea, im Süden und Nordwesten wird jede Strecke, hin und zurück, binnen fünf Tagen zurückgelegt, während sie im Norden und Nordosten acht Tage in Anspruch nimmt.

Außer diesem Landbotendienst nimmt die Postverwaltung, seitdem Korea dem Postverein beigetreten ist, auch noch die Dienste der Marine in Anspruch, um Postsachen für die verschiedenen Häfen des Landes und für das Ausland zu befördern. Die

Dampfergesellschaften, welche die koreanische Post bedienen, sind: die Nippon Yusen Kaisha, deren Schiffe Kobe, Nagasaki, Fusan, Mok-po (zeitweise), Tschemulpo, Tschi-fu, Taku, Won-san und Wladiwostok anlaufen. Ferner die Osaka Shosen Kaisha Schiffe, welche Fusan, Ma-san-po, Mok-po, Kun-san, Tschemulpo und Tschin-am-po anlaufen. Der letztere Hafen ist vom Dezember bis März zugefroren. Die Chinesische Ost-Eisenbahn-Gesellschaft, deren Schiffe zwischen Wladiwostok und Shanghai verkehren und Nagasaki, Tschemulpo, Port Arthur und Tschi-fu berühren, wird auch herangezogen.

Demselben Mann, der so großes für das koreanische Zollwesen getan hat, sind auch die großartigen Veränderungen in der Hauptstadt zu verdanken. Das neue Söul ist kaum sieben Jahre alt, aber Mr. Mc Leavy Brown und der Bürgermeister, ein energischer Koreaner, der seitdem versetzt worden ist, unterzogen sich der Aufgabe, die schmutzigen, engen und dazu stark bevölkerten Stadtteile zu säubern und in Ordnung zu bringen, und innerhalb vier Wochen war die Arbeit getan. Diejenigen, welche die Stadt früher gekannt haben, werden versucht sein, an Hexerei zu glauben, denn eine ganz erstaunliche Umgestaltung hat stattgefunden. Das alte Söul mit seinen elenden Gassen, in denen der Unrat des ganzen Winters aufgehäuft lag, seinen schmutzstarrenden Häusern und dem bestialischen Geruch ist fast ganz verschwunden aus den Mauern der Hauptstadt. Die Straßen sind prächtig, geräumig, sauber, gut gebaut und vortrefflich kanalisiert. Die engen, schmutzigen Gassen sind erweitert, die Fahrstraßen verbreitert worden, man hat Gossen überdeckt, und in absehbarer Zeit wird Söul mit seinen Zügen, Wagen, dem elektrischen Licht, den meilenlangen Telegraphendrähten, dem Bahnhofshotel, den steinernen Häusern mit den Glasfenstern die interessanteste und reinlichste Stadt des Ostens sein. Und doch trägt es nicht die Spur europäischen Anstrichs, denn überall ist bis jetzt der malerische, rein koreanische Baustil beibehalten worden und ist auch für alle künftigen Verschönerungen vorgesehen



Nicht eine Spur europäischen Anstrichs.

Noch befinden sich die Läden neben den Abflußrinnen, die Juweliergeschäfte hängen über einem der Hauptkanäle der Stadt, die Schrank- und Tischmacher haben beide Seiten einer großen Hauptstraße inne, und die kostbaren Möbel stehen zum Teil in den schmutzigen Gossen. So ein koreanischer Schrank ist etwas Wunderbares. Eingelegte Messingplatten und Messingnägel zieren ihn, er ist massiv und wohlgefügt — kurz unerreicht in Anlage



Eine Seitengasse in Söul.

und Ausführung. Die Arbeit der Juweliere dagegen ist roh und reizlos, wenn vielleicht auch einzelne Stücke künstlerische Auffassung bekunden. Der Schmuck besteht hauptsächlich aus silbernen Spangen, Haarnadeln, Ohrringen und einer Menge Gegenständen, die im Haar getragen werden. Die Getreide- und Gemüsehändler betreiben ihr Geschäft auf den Straßen. Der eingeborene Kaufmann maßt sich gern die öffentlichen Straßen an. Abgesehen von den Hauptstraßen der inneren Stadt, sind alle Nebenwege für den Wagenverkehr gesperrt, da die Ladeninhaber zu beiden Seiten mit Vorliebe ihre Waren bis auf die Fahrstraße stellen. Die Fleischerei

ist in Korea das allerverachtetste Handwerk, es ist noch weniger angesehen, als die niedrigsten Stellen im Gemeindedienst. Die Fleischgeschäfte sind den Abflußrinnen bedenklich nahe.

Die Hauptstadt hat zahlreiche Paläste, und da S. Majestät seinen Besitz häufig noch vergrößert, ist auch für andere Gebäude Aussicht vorhanden, für kaiserliche Zwecke benutzt zu werden. Die Umgebung des Palastes bietet dem Fremden günstige Gelegenheit, die zahlreichen Staatsminister von Angesicht zu Angesicht zu sehen. In ihrem Eifer, ihrem Herrn zu dienen, zanken und intrigieren sie untereinander und kämpfen für die Karten in ihrer eignen Hand, ohne des Unheils zu gedenken, das ihre Eifersucht auf das Land heraufbeschwört. Zu allen Zeiten kann man auf dem Wege nach dem Palast Züge von Sänften sehen. Nachdem sie ihre Herren abgesetzt haben, treibt sich das Gefolge von Dienern und Anhängern herum, bis die Audienz vorüber ist. Dann werden die Minister mit derselben Feierlichkeit durch das Gedränge von Menschen in seltsamen Hüten und Kleidern zurückgebracht, ohne daß kaum jemand Notiz von der Begegnung mit einer so vornehmen Persönlichkeit nimmt.

Die Beamten zeichnen sich durch ihr Wesen und ihr Äußeres aus. Der Unterschied in der Kleidung der verschiedenen Klassen liegt wahrscheinlich im Preis begründet. Das Kleid eines Edlen kostet mehrere Hundert Dollar. Es besteht aus dem feinsten seidenen Gewebe, das auf den heimischen Webstühlen hergestellt werden kann, ist überaus kostbar, von feinster Webart und cremefarben. Es ist so groß und weit, daß es an ein Badegewand gemahnt, und wird auf der rechten Brustseite von zwei großen Bernsteinknöpfen zusammengehalten. Ein seidener Gürtel aus violetten Schnuren umspannt den Körper unter den Armen. Der Anzug einer Person besteht oft aus einer Reihe solch tadellos sauberer Gewänder aus weißer oder cremefarbener Seide mit einem Obergewand aus blauseidenem Stoff. Wenn eine Anzahl so gekleideter Personen sich bewegt, so wird man an das Rauschen

des Windes in einem Laubwalde erinnert. Das Kleid der Niedriggestellten zeichnet sich nicht weniger durch tadellose Sauberkeit aus. Es kostet nur wenige Dollar, besteht aus Leinen der verschiedensten Webart oder aus einfachem, grobem Kaliko. Es wird gewaschen, auf Steine gelegt und mit schweren Stöcken geklopft, dann getrocknet und wieder gepocht, bis es ganz glänzend geworden ist. Das ist die einzige Beschäftigung der Frauen der niederen Volksschichten, und während vieler Tag- und Nachtstunden kann man das regelmäßige, rhythmische Klopfen dieser Waschstöcke hören.


Frauen mit Chang-ot.

Die Frauen von Söul tragen eine Kleidung, die zum Teil der Hauptstadt eigentümlich ist. Oben haben sie einen Anflug von Zuavenjäckchen aus weißem oder cremefarbigem Material, das Waschseide, Leinwand oder auch Kaliko sein kann. Einige Zentimeter unter dem Jäckchen beginnt ein weißer, sich segelartig bauschender Rock, der überall den Boden berührt und an einem breiten Gürtel befestigt ist. Zwischen diesen beiden Kleidungsstücken ist nichts als die bloße Haut, so daß die Brust unbedeckt bleibt. Da die Frauen, die man auf den Straßen sieht, gewöhnlich ältlich oder kränklich sind, ist das kein angenehmer Anblick. Jederzeit aber tragen die Frauen den Chang-ot. Es ist dies ein dünner, grünseidener Mantel, der ebenfalls der Hauptstadt eigen ist, und den die Frauen benutzen, um in den öffentlichen Straßen das Gesicht zu verhüllen. Beim Anblick eines Mannes ziehen sie ihn über die Augen. Der Kragen des Mantels kommt dann auf den Kopf zu liegen, und die weiten Ärmel hängen von den Ohren herab. Der Gegensatz zwischen dem verhüllten Kopf und der unbedeckten Brust ist außerordentlich grotesk. Bei richtiger Benutzung ist nur



Frauentracht in Söul.

ein Auge, eine Idee der Backe und ein winziges Stück Schläfe und Stirn sichtbar. Aber auch das ist überflüssig, denn der Hauptreiz der Mehrzahl der Frauen besteht gerade in der Vermutung, daß hinter dem Schleier eine Schönheit verborgen sein könnte. Eine andere Kopfbedeckung tragen sie nicht. Für gewöhnlich ordnen sie ihr Haar ganz einfach im Nacken und zwar ähnlich der von Mrs. Langtry eingeführten Art.

So einheitlich der Charakter der männlichen Kleidung ist, so große Mannigfaltigkeit zeigt ihre Kopfbedeckung. Bei tiefer Trauer tragen sie einen Hut von der Größe eines kleinen geöffneten Wäschekorbes. Er mißt mehr als zwei Meter im Umfang und verbirgt das Gesicht gänzlich, das außerdem noch hinter einem an zwei Stäben befestigten Stück Leinwand versteckt wird, welches man dicht vor die Augen hält. In dem ersten Stadium der Trauer ist keine Spur des Antlitzes sichtbar; im zweiten wird der Augenschirm entfernt, während im dritten der umgekehrte Hut durch die gewöhnliche strohfarbene Kopfbedeckung ersetzt wird. Diese letztere ähnelt in der Gestalt den hochköpfigen, breitrandigen Hüten der Walliserinnen, die aus schwarzer, auf ein Bambusgestell garnierter Gaze gefertigt sind. Eine Kette oder ein aus kleinen mit Bernstein besetzten Bambusstückchen hergestelltes Band hält den Hut unter dem Kinn fest. Außerdem gibt es für das Haus und für festliche Gelegenheiten eine Menge Kopfbedeckungen, die obere und mittlere Klassen tragen.

Ledige und verheiratete Männer tragen ihr Haar in verschiedener Weise. Die ersteren bevorzugen den Zopf, die verheirateten nehmen das Haar hoch, drehen es kegelförmig zusammen und befestigen es mittels eines gewebten Roßhaarbandes, das Stirn und Nacken eng umschließt. Von westlicher Sitte beeinflußt, tragen manche das Haar kurz. Das ist besonders der Fall bei den in der Hauptstadt diensthabenden Soldaten, sowie auch alle militärischen und Zivilbeamten der Hauptstadt, dem Befehl des Kaisers folgend, abendländische Haartracht angenommen haben. Bis zu



Eigenartige Kopfbedeckungen.

einem gewissen Alter dürfen Knaben und Mädchen — die drolligsten kleinen Schmutzfinken — sich gänzlich unbekleidet auf den Straßen der Stadt umhertreiben und in den Gossen und Schlammfängen spielen, eine Art der Sparsamkeit, die man übrigens im ganzen Osten findet. Schnell wachsen die Knaben heran und bekommen Kleider und eine Beschäftigung. Die Mädchen der ärmeren Kreise werden als Sklavinnen verkauft und den Haushaltungen der oberen Klassen einverleibt. Ihr Aussehen, wenn sie später neben den Sänften ihrer Herrinnen herlaufen, beweist, daß man sie gelehrt hat, ihr Äußeres sauber, ja zierlich zu halten. In ihrer frühesten Jugend sehen die Kinder nett und gesund aus, die Bedingungen aber, unter denen sie heranwachsen, führen sie bald zu krankhafter Frühreife.

Ungeachtet der Einführung gewisser Reformen findet man noch viel Altes in Söul, noch manches Überbleibsel des „einsiedlerischen Reiches“. Noch leben die Frauen in strenger Abgeschlossenheit. Auch die Sitte, daß die Frauen der Oberklassen sich nur bei Nacht im Freien ergehen dürfen, ist beibehalten, aber man verbietet den Männern die Straßen nicht mehr um diese Zeit. Der Anblick dieser weißen, umherhuschenden Nachtgespenster, um deren Füße der Schein der Laternen spielt, die ihre Sklavinnen vor ihnen hertragen, ist ebenso bemerkenswert, wie Söul bei Tage mit den wogenden, weißgekleideten Menschenmassen. Wie Mr. Henry Norman, einst schrieb, erinnert eine Straße voll Koreaner unwillkürlich an die orthodoxe Idee von der Auferstehung. Sowohl Männer als auch Frauen machen in ihrer äußeren Erscheinung die Hauptstadt besonders reizvoll. Die Männer sind schöne, wohlgebaute, friedliche Gesellen, zeigen eine würdevolle Haltung und sind höflich, ja rücksichtsvoll untereinander. Der ganze Typus kennzeichnet sie als Nachkommen halbwilder Nomadenstämme der Mongolei und Nordasiens und der kaukasischen Völker Westasiens. Diese beiden Rassen, die zurzeit der arischen Einwanderung in Indien einesteils von Norden, anderenteils von



1 3 2

Trachten der Männer in Korea.

1 Unverheirateter, 2 verheirateter Mann, 3 Mandarin.

Süden kamen, bevölkerten Nord- und Südkorea. Schließlich vermengten sie sich und gaben der Welt ein zusammengesetztes Volk von verschiedenem Typus und Sprache und gesonderten Sitten, das nur durch äußere zufällige Umstände zusammengemischt wurde. Man kann die Abstammung der Koreaner von einer kaukasischen Rasse aus der Ähnlichkeit der Gesichtszüge nachweisen. Die dem Chinesischen nahe verwandte Landessprache enthält viele Benennungen, die man im Indischen wiederfindet. Obgleich Korea in Bezug auf Kunst und Literatur Jahrhunderte hindurch unter chinesischem Einfluß gestanden hat, findet sich doch wenig Übereinstimmung in den Legenden der beiden Völker, ja die Volkssagen Chinas stehen im direkten Widerspruch mit den verschwommenen, schattenhaften Überlieferungen der Koreaner. Noch zu einer Zeit, die uns schon in unverwischbaren Berichten ein Bild von China gibt, herrscht in der koreanischen Geschichte gänzliche Leere. Alle Nachforschungen sind zwecklos; nur Vermutungen und logische Vergleiche mit anderen Ländern können die fehlenden Daten ersetzen. Der Nachwelt ist somit ein leeres Kapitel in der Weltgeschichte überliefert worden, das höchstens leicht skizziert werden kann.



Beförderungsmittel.

Viertes Kapitel.

Im Herzen der Stadt. Häusliches. Sittliche Begriffe. Eine Tanzprobe.



Ein Sang-no (Sklavenjunge).

Die Bewohner des einsiedlerischen Reiches leisten wahrhaft Großartiges in der Kunst, nichts mit Hast zu tun, und daher bietet das koreanische Leben viel Reizvolles und Abwechslungsreiches. Der Koreaner nimmt sich reichlich Zeit zu seinen Vergnügungen; seinen gemächlichen Bewegungen nach hat er fast nichts weiter zu tun, als im hellen Sonnenschein spazieren zu gehen und mit gekreuzten Beinen im Schatten seines Hauses zu sitzen. Und diese Untätigkeit steht ihm in der Tat gut an, denn rasche Bewegungen würden sich mit seiner eigentümlichen Tracht durchaus nicht vereinigen. Die drollige Würde in der Erscheinung und das gemessene Auftreten der Leutchen verleihen den Straßenszenen etwas unendlich Malerisches, kein Wunder, daß das Auge des Beschauers wie gebannt an den langsam dahinschreitenden Gestalten in ihren weißen Röcken, Beinkleidern und Schuhen hängt. Interessant wie die Männer sind auch die Frauen. In ihrer seltsamen Gewandung, die so gar keine Anklänge an die

Tracht irgend eines anderen Volkes zeigt, spiegelt sich so recht das Bestreben der Frau wider, anziehend zu sein.

Die Frauen lassen sich am Tage nicht viel auf der Straße sehen. Inwieweit sich die einzelne abschließt, hängt ganz von ihrer Stellung in der Gesellschaft ab, wie überhaupt die sozialen Schranken, die überall die drei Klassen trennen, hier besonders fest stehen. Die oberste Klasse bilden natürlich die Edelleute, Yan-ban genannt. Die Frauen dieser Kaste leben wie in einem Harem; von ihrem 12. Jahre an lassen sie sich nur noch von den Leuten ihres Hauses und vor ihren Verwandten sehen. Sie verheiraten sich jung und dürfen ihre Bekanntschaft mit Männern nicht über den fünften Grad der Verwandtschaft ausdehnen. Sie können ihre Freundinnen besuchen und werden dann gewöhnlich von vier Männern in einer Sänfte getragen. Gehen sie zu Fuß, was jedoch selten geschieht, so ist das Gesicht in die Falten des Chang-ot gehüllt. Den Frauen der Mittelklasse ist weniger Beschränkung in ihrer Erscheinung auf der Straße auferlegt, auch leben sie im Hause weniger zurückgezogen als ihre aristokratischen Schwestern, verschleiern aber auch das Gesicht. Übrigens verhüllt der Chang-ot das Antlitz durchaus nicht so gründlich wie der Schleier der Türkinnen, und wird außerdem in höheren Jahren ganz weggelassen. Die Tänzerinnen, Sklavinnen, Nonnen und Dirnen, die zur niedrigen Klasse zählen, dürfen den Chang-ot nicht tragen. Auch die Ärztinnen lassen ihn weg, obschon es nur den Frauen von hoher Geburt gestattet ist, den ärztlichen Beruf auszuüben.

Im allgemeinen ist die Mutterschaft der Hauptberuf der Koreanerin; es erregt großes Aufsehen, wenn ein Mädchen sein 20. Jahr erreicht hat, ohne verheiratet zu sein, Kinderlosigkeit aber ist der triftigste Grund, um sich scheiden zu lassen.

Von der zukünftigen Ehegattin wird erwartet, daß sie das Vermögen ihres Gatten vermehrt und zu dem Lebensunterhalt der Familie beiträgt. Den Frauen der obersten Kreise stehen außer dem medizinischen Beruf auch noch andere Wirkungskreise offen;



Sie darf ihre Freundin besuchen.

sie können sich der Seidenraupenzucht oder der Bienenwirtschaft widmen, können Bastschuhe fertigen, eine Weinhandlung leiten, Lehrerin werden. Dagegen dürfen sie weder Spitzen noch Stoffe herstellen, auch nicht Obst oder Gemüse verkaufen. Der gesellschaftlich tieferstehenden Frau steht ein erweitertes Feld der Tätigkeit offen. Gehört sie dem Mittelstande an, so darf sie alle Beschäftigungen der Oberklasse, mit Ausnahme des ärztlichen oder Lehrerberufs, aufnehmen. Sie kann aber auch Nebenfrau, Köchin werden, kann als Amme ausgehen oder irgendein Amt bei Hofe ausfüllen. Es steht ihr frei, irgendwelchen Laden, eine Schenke oder ein Hotel zu leiten, sie genießt gewisse auf die Fischerei bezügliche Vorrechte, darf Seemuscheln sammeln, einige Fischarten fangen. Auch die Anfertigung von Stiefeln und Schuhen steht ihr frei, und sie kann Fischnetze stricken, Tabaksbeutel machen.

Während sich, wie man sieht, die Frau des Mittelstandes einer gewissen Achtung erfreuen darf, hat man für die tiefste Stufe nur Verachtung übrig. Von den Beschäftigungen, welche die Mittelklasse wählen darf, stehen zwei den Frauen niedrigen Rangs nicht offen: sie kommen bei Besetzung von Posten am Hofe nicht in Frage und dürfen keine Tabaksbeutel machen. Dagegen dürfen sie sich Zauber- oder Taschenspielerkünsten widmen, können Gauklerinnen, Kautschukmenschen, Tänzerinnen, Dirnen werden. Die Glieder dieser beiden letztgenannten Berufsklassen — nebenbei gesagt, die ältesten in der Geschichte — unterscheiden sich in der Weise,' daß die Tänzerinnen gewöhnlich ihren Beruf aufgeben, um die Nebenfrau irgend eines reichen Edelmannes zu werden, während die Dirnen den ihrigen überhaupt nicht verändern.

Man kann nicht umhin, den Fleiß und die Tatkraft der Koreanerin zu bewundern. Trotz der Geringschätzung, mit der man ihr begegnet, ist sie die große wirtschaftliche Triebfeder im Hauswesen und im Leben der Nation. Die Macht der Verhältnisse hat sie zu einem Lasttier gemacht, sie plagt sich, damit ihr Herr und Meister sich in aller Ruhe einem bequemen, ja verhältnis-



Die weißbekleidete und weißbeschuhte Bevölkerung: Söul am Prozessionstage.

mäßig üppigen Leben hingeben kann. Trotz der niederdrückenden und lähmenden Wirkung dieser Lehre von ihrer Minderwertigkeit und direkt im Widerspruch zu einer Philosophie, die Jahrhunderte zählt, tritt ihr biederer Fleiß im Leben der Nation mehr hervor als die Wirksamkeit ihres Gatten. Sie ist außerordentlich tätig, von starkem Charakter, erfinderisch, gewissenhaft, ausdauernd, mutig und treu. Die Frauen der Mittel- und Unterklassen liefern die Schneider und Wäscherinnen für die Nation. Sie verrichten die Arbeit des Mannes im Hause und der Tiere auf dem Felde, nähen, kochen, waschen und plätten, besorgen das Geschäft, ackern und bebauen das Feld. Brechen schwere und trübe Tage herein, denen ihr träger Herr gänzlich erliegt, so sind sie es, die das ärmliche Hauswesen zusammenhalten. Unter der vorigen Dynastie war die Stellung der Frau weniger eng begrenzt, sie erfreute sich größerer Freiheit und brauchte sich dem öffentlichen Leben nicht so zu verschließen wie jetzt. In den letzten Jahrzehnten ging jedoch der gesellschaftliche Ton zurück, und die Frau wurde zu einem ausersehenen Opfer von Gewalttätigkeiten. Buddhistische Priester machten sich grober Ausschweifungen schuldig, eheliche Untreue und Entführungen waren an der Tagesordnung. Um diesen Übelständen Einhalt zu tun, strebte das jetzige Herrscherhaus größere Abgeschlossenheit und Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes an; indes hatten Verbrechen und Unsittlichkeit schon so tiefe Wurzel geschlagen, daß die Männer bereits aus eignem Antrieb angefangen hatten, ihre Frauen abgesondert zu halten. Brachten sie auch ihren Frauen noch eine gewisse Achtung entgegen, so mißtrauten sie doch einander. Mißtrauen und Argwohn bildeten also ursprünglich den Grund für die Absperrung der Frauen, ein selbstgeschaffenes System, wodurch sich die Koreaner gegen die schlimmen Neigungen ihrer Mitbrüder zu schützen suchten. Möglich, daß die Koreanerin in dem Schutz, der ihr jetzt gewährt wird, eine kleine Entschädigung für die endlose Plage und Arbeit findet, die ihr Teil sind.

Die Sklaverei ist bei den Koreanern gegenwärtig auf den Besitz von Sklavinnen beschränkt, während bis zu der großen Besetzung des Landes durch japanische Truppen unter Hideyoshi im Jahre 1592 sowohl Sklaven als Sklavinnen erlaubt waren. Der Krieg forderte so viele Opfer an Männern, daß bei seinem Ende ein Gesetz geschaffen wurde, welches die Gefangenschaft der Männer verbot. Doch existiert noch der Sang-no (Sklavenjunge); er verrichtet nur gewisse Dienste, wofür ihm Nahrung und Kleidung



Eine Familie aus dem Mittelstande.

gewährt werden. Er nimmt eine niedrigere Stellung ein, als die bezahlten Dienstboten, steht aber höher als die eigentliche Sklavin, ist durch keinen Kontrakt gebunden, und kann gehen, wenn er will.

Der Sklavin liegen die gröberen Hausarbeiten ob. Sie besorgt die Wäsche, diese anstrengende und fortwährende Arbeit im koreanischen Haushalt, schleppt Wasser vom Brunnen herbei, hilft beim Kochen, besorgt den Einkauf und läuft Wege. Ein höherer Wirkungskreis ist ihr verschlossen; ihr Platz ist in der Küche oder im Hofe; sie kann weder zu der Stellung einer persönlichen Dienerin

ihrer Herrin aufrücken, noch überhaupt einen höheren Posten bekleiden, doch darf sie, wenn die Zeit kommt, an dem Leichenbegängnis ihres Herrn teilnehmen.

Die Koreanerin kann auf viererlei Weise zur Sklavin werden. Sie kann sich, von drückender Armut gedrängt, freiwillig in Sklaverei begeben und erhält dagegen Nahrung, Kleidung, Obdach. Ist sie auf solche Weise zur Sklavin geworden, so kann sie ihre Freiheit nie zurückverlangen und genießt weniger Rechte als eine erkaufte Sklavin oder eine solche, die sich verkauft hat. Die Tochter einer solchen Sklavin bleibt in der Sklaverei, wenn die Mutter stirbt. Verheiratet sich die Herrin, so bildet sie einen Teil des Heiratsgutes. Aber auch die Schuld eines Verwandten kann eine Frau zur Sklavin machen. Die Familie eines Hochverräters wird Eigentum der Regierung; die Frauen werden hohen Beamten zuerteilt, jedoch gewöhnlich von diesen freigegeben. Eine Frau kann auch probeweise bei einer Herrschaft antreten. Genügt sie und ist wohl empfohlen, so erzielen ihre Dienste 40, 50, ja 100000 in bar. Sobald die Bezahlung erfolgt ist, überreicht sie ihrem Herrn eine persönliche Urkunde: anstatt eines Siegels und um leicht identifiziert werden zu können, bringt sie nämlich die Umrisse ihrer Hand auf dem Dokument an. Dieser Vorgang macht den Kontrakt bindend, wenn auch nicht in den Augen der Behörde.

Da das Gesetz bestimmt, daß die Tochter einer Sklavin die Stelle ihrer Mutter einnimmt, sobald die letztere stirbt, liegt es im Interesse des Eigentümers, daß seine Sklavinnen sich verheiraten. Beziehen dieselben Lohn für ihre Dienste, so steht es ihnen frei, zu heiraten, wen sie wollen, und eine Wohnung wird dem Paare angewiesen. Der junge Gatte ist dem Hausherrn nicht zu Dienst verpflichtet. Diejenige Sklavin aber, welche freiwillig in das Verhältnis getreten ist und keinen Lohn empfängt, darf sich nicht verheiraten, wenn ihr Herr es nicht erlaubt, doch wird ihr dann meist nach Verlauf einiger Jahre die Freiheit geschenkt.



Koreanerin in Winterkleidung.

Bisher ist die Stellung der Koreanerin eine so tiefe gewesen, daß sich ihre Erziehung überflüssig machte, und außer bei der wenig anständigen Klasse, werden Literatur und Fertigkeiten wenig kultiviert. Bei den Dirnen jedoch werden die geistigen Fähigkeiten in der Absicht, die Mädchen zu munteren, unterhaltenden Gefährtinnen zu machen, entwickelt und geleitet, und gerade diese Berufsklasse zeichnet sich durch Bildung, Anmut und allerlei Fertigkeiten aus. „Blätter des Sonnenlichts“ werden diese Frauen genannt; sie bilden eine abgesonderte Klasse, die dem koreanischen Leben ein ganz charakteristisches Gepräge verleiht. Diese „Gisaing“, wie sie heißen, sind die „Geisha“ der Japaner; Pflichten, Stellung und Lebensweise der beiden sind fast dieselben. Offiziell ist die Klasse einem Departement der Regierung angeschlossen und steht, ebenso wie die der Hofmusikanten, unter besonderer Kontrolle. Ihre Glieder werden aus der Staatskasse unterstützt und erscheinen bei allen offiziellen Gastmählern und Hoffestlichkeiten. Sie lesen und deklamieren, tanzen und singen, malen und musizieren. Sie wissen sich sehr gut zu kleiden, bewegen sich anmutig, sind schlank und zierlich im Äußeren, phantasievoll, zutunlich, zärtlich. Merkwürdigerweise schließen gerade ihre geistigen und künstlerischen Talente die Tänzerinnen von der Stellung aus, zu der sie von der Natur wie geschaffen erscheinen. Sie dürfen sich in der besten Gesellschaft bewegen und tun es auch. Man trifft sie in den ersten Häusern, sie können Nebenfrauen des Kaisers, Geliebte der Prinzen, Favoritinnen der Edlen werden. Aber heiraten darf sie kein Gebildeter, obgleich sie die Personifikation alles Schönen, Lebendigen und Strahlenden sind. Die Würdigung, die ihnen ihr eigenes Geschlecht angedeihen läßt, richtet sich ganz nach ihrem moralischen Standpunkt; es wird ein Unterschied gemacht zwischen denen, die sich in die Pseudo-Ehrbarkeit einer Nebenfrau hüllen und denen, die das prätentiöse Auftreten der wirklichen Dirnen zeigen.

In der Hoffnung, daß ihre Kinder Erfolge haben, die ihnen selbst ein sorgenfreies Alter sichern, widmen arme Eltern ihre

Töchter dem Berufe einer Tänzerin, während sie ihre Söhne Eunuchen werden lassen. Man wählt nur Mädchen mit vollkommen regelmäßigen Gesichtszügen. Besonders wird darauf gesehen, daß sie bei der Wahl noch ganz unberührt sind. Sie sind gewöhnlich hübsch, elegant und zierlich und müssen unzweifelhaft die schönsten Frauen Koreas genannt werden. Obgleich es sehr viele gibt, und sie aus allen Teilen des Landes stammen, kommen die schönsten und vollendetsten Gisaing doch jedenfalls aus Pieng-an. Da sie so künstlerisch und anmutig erzogen sind, nehmen sie im Haushalt ihres Beschützers oftmals eine viel höhere Stellung ein, als dessen legitime Gattin. Deshalb auch in den koreanischen Volksliedern die zahllosen Schmähungen und weiblichen Klagen über die tiefe und dauernde Hingabe der Männer an Mädchen, die sie infolge widrigen Geschicks nicht enger an sich binden können. Die Frauen sind schlank, mit kleinen, zierlichen Füßen und wohlgeformten Händen. Ihr Wesen ist ruhig und anspruchslos.' Mit einnehmendem Äußeren und gewinnendem Lächeln verbinden sie bescheidenes Auftreten. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie weite Röcke aus schillernder Seidengaze, und auf den Schultern durchscheinende Jäckchen, mit weiten, losen Ärmeln, die bis über die Hände herabfallen; juwelengeschmückte Gürtel umschließen die nackte Brust und halten das Gewand. Dazu kommt eine hohe,



Nebenfrau des Kaisers.

schwere, kunstvolle Haarfrisur; das schwarze Haar ist zusammengedreht und reich mit Silberschmuck geziert. Der Tanz wird von klagender Musik und melancholischen Gesängen begleitet. Viele Bewegungen werden in Strümpfen ausgeführt; die Tänze sind keineswegs verführerisch oder anstößig, ja manche müssen als wirklich gefällig bezeichnet werden.

Einst lud mich Yi-cha-sun, der Bruder des Kaisers, ein, einer Tanzprobe zu einem Fest im Palast beizuwohnen. Zwar wurde diese große Gunst mir freiwillig erwiesen, aber meine Bitte, die schwebenden, anmutigen Gestalten photographieren zu dürfen, fand keine Gewähr. Als meine Sänfte im Yamen anlangte, hatte der Tanz bereits begonnen. Der Hof war angefüllt mit den Sänften der Beamten und mit plaudernden Gruppen von Dienerinnen der Tänzerinnen; Soldaten der kaiserlichen Garde standen Wache vor den Toren. Die ganze Luft war mit den zitternden Tönen der Pfeifen und Violen angefüllt, das Dröhnen der Trommeln unterbrach ihre klagenden Weisen. In einem Gebäude, dessen Fenster der frischen Luft geöffnet waren, sah man die Reihen der Tänzerinnen, die sich langsam nach der Musik bewegten.

Von der Estrade aus, auf der mein Wirt saß, gewährte der Tanz ein farbenprächtiges Bild. Die achtzehn Teilnehmerinnen bildeten drei gleiche Gruppen, und wie der helle Sonnenschein so auf ihren schillernden Kleidern lag, schienen die leichten, graziösen Figuren auf einem wahren Meer von sprühendem, funkelndem Licht zu schweben. Die phantasievollen Figuren des Tanzes entwickelten sie so langsam, daß er fast ohne Bewegung zu sein schien. Nicht einmal fielen die Arme der Tänzerinnen aus ihrer horizontalen Lage, noch schien die Last der schweren Frisuren die kleinen Köpfchen im geringsten zu ermüden. Ganz langsam spielte die Musik, ganz langsam bewegten sich die Tänzerinnen mit erhobenen Armen auf dem freien Platze vor uns. Ihre seidenen oder Gazekleider bauschten sich um sie, das hochaufgetürmte Haar wurde von zahlreichen mit Juwelen oder Schmelz besetzten Nadeln ge-



Hoftänzerinnen.

halten, die im Sonnenschein glänzten. Sie sangen eine feierliche Weise, und in Harmonie mit den gelassenen Bewegungen stieg und fiel der leidenschaftliche Ausdruck in den Stimmen. Wenn sich die drei Gruppen zeitweilig näherten, vereinigten sich die schillernden Farben der seidenen Röcke zu wahrhaft blendendem Glanz. In einem andern Stadium des Tanzes zerstreuten sich die achtzehn Personen und bewegten sich, auf den Zehen stehend, langsam und gemessen im Takt rund um das Gemach. Dabei hoben und senkten sich ihre Arme, bogen und wiegten sich ihre Körper in träumerischem Auf und Nieder.

Der Tanz war die Verkörperung der Poesie und Anmut menschlicher Bewegungen. Die zierlichen Stellungen verrieten Anstand. Unter den langen seidenen Gewändern verbarg sich gute Haltung, und es bereitete mir unendliche Befriedigung, Tänzerinnen vor mir zu haben, die von Kopf bis zu Fuß vollständig bekleidet waren, statt nackter, schamloser Gestalten wie in unsern Variétés. In ihren Bewegungen lag Kraft und Zielbewußtsein; künstlerische Feinheit in ihren Stellungen. Die fliegenden Gewänder hoben die Einfachheit ihrer Stellungen wirkungsvoll hervor; das zarte Weiß der Gesichter war ungeschminkt, zaghaft blickten sie um sich, ihr Wesen war bescheiden. Die Töne der fremdartigen Instrumente, der auf- und abwogende Gesang, die schwebenden Bewegungen der Tänzerinnen, der blendende Seidenglanz, die lebhaften Farben der Röcke, die zart durchschimmernde Haut unter dem Schulterjäckchen, das alles war von stillem, aber tiefem Einfluß auf das Gemüt und erfüllte mit unwiderstehlicher Begeisterung.

Die fesselnden Gestalten näherten sich leise schwebend, und wie sie so vorwärts glitten, ließ die Musik leidenschaftliche Klagetöne hören. Nun nahm der Tanz einen andern Charakter an. Ohne näher zu kommen, bewegten sich die Tänzerinnen im Takte des Trommelschlags, mit schwingenden Armen und sich vor- und rückwärts wiegenden Körpern beschrieben sie Kreise und zogen sich langsam von uns zurück. Die kleinen Wesen schienen sich ihre

Kunst, die Musikanten der Schönheit ihrer klagenden Musik so ganz unbewußt. Und doch war die meisterhafte Beschränkung des Orchesters, die Auffassung und geschickte Ausführung des Tanzes seitens der Tänzerinnen ein Triumph der Technik.

Nichts zeigte die Bewunderung der Zuschauer deutlicher als die Totenstille, die herrschte, nachdem der Tanz seinen Höhepunkt erreicht hatte. Als einen Augenblick lang das Plaudern der Diener und das Wiehern der ungeduldigen Pferde vom Hofe hereintönten, stellten drohende Blicke die Ruhe wieder her, aber nichts konnte auf länger den Zauber des Tanzes brechen.

Es ging zu Ende, und während nun andre mit ihren jeweiligen Vorführungen an die Reihe kamen, plauderten die mit ihrer Arbeit Fertigen mit meinem Wirt, aßen Süßigkeiten, rauchten Zigaretten, Zigarren oder die lange, landesübliche Pfeife. Ohne Rücksicht auf die Frisur lagen einige mit geschlossenen Augen ausruhend auf ihren Matten und ließen sich von ihren Dienerinnen anfächeln. Seine Hoheit schien Gefallen an der Vertraulichkeit zu finden, mit der sie ihn behandelten. Um sie zu ermutigen und ihnen seine Freude an ihren Scherzen zu zeigen, setzte er sich unter sie und kniff sie in Arme und Wangen.



Knaben.

Fünftes Kapitel.

Der koreanische Hof. Der Kaiser und sein Kanzler. Die Kaiserin und einige Palastfraktionen.



Prinz Yi-Cha-Sun.

Das Studium der Sitten und Persönlichkeiten des koreanischen Hofes gibt ein interessantes Bild der Phasen, die er durchgemacht hat, es gibt sogar eine Erklärung für seine politischen Differenzen und Schwierigkeiten, die zwar nun der Vergangenheit angehören, aber doch jederzeit wieder entstehen können. Seitdem die Kaiserin, die die Zügel der Regierung in starker Hand hielt, in feiger Weise von den Japanern ermordet wurde, ist die Macht des Kaisers von einer oder der andern Partei am Hofe beeinflußt worden. Se. Majestät bedeutet heutzutage fast nur eine Null in der Regierung des Reiches; nur noch dem Namen nach erfreut er sich der Vorrechte und der Unabhängigkeit eines Selbstherrschers, in Wahrheit aber ist er ganz in den Händen derjenigen Fraktion, die gerade durch ihre Intrigen die Oberhand gewonnen hat. Der Kaiser ist ein Sklave der Unsittlichkeit seiner Frauen, und wenn er sich ihren zarten Ketten entwindet, um sich von ihren politischen Ver-

bindungen freizumachen, dann schwingt das Oberhaupt des Hofamtes, Yi Yong-ik, dieser außerordentlich befähigte, gewissenlose Minister, den eisernen Stab über ihn. Seine Majestät mag wollen, was er will, durchkreuzt werden seine Absichten doch, sei es durch die Machinationen der Palastfrauen oder durch direkte Bestechungen der Minister. Er würde Yi Yong-ik auf der Stelle den Abschied geben, wenn er es nur wagte. Allein keiner der früheren Minister hat es so gut verstanden, Geld für den Hof zu schaffen, wie er, und da der Kaiser Furcht vor einem leeren Staatssäckel hat, kann er ihn nicht entbehren.

Als ehemaliger Finanzminister und Schatzmeister des Kaisers, lehnte sich Yi Yong-ik gegen die Kontrolle der Revenüen aus dem Marinezollamt durch Ausländer auf. Er ging dabei mit den russischen und französischen Ministern Hand in Hand und ist in erster Linie verantwortlich zu machen für den Ausgang, den die Angelegenheiten Mr. Mc Leavy Browns, des Oberaufsehers und Hauptverwalters des koreanischen Zollamtes, neuerdings genommen haben. Als der Kaiser einst in Geldverlegenheit war, wußte Yi Yong-ik den Wunsch nach einer Anleihe in ihm wachzurufen, indem er mit den Einkünften der Privatschatulle zurückhielt. Man stellte Sr. Majestät dar, daß seine finanziellen Schwierigkeiten die Folge von dem Vorgehen seines Zollkommissars wären, der die Erträge aus dem Zollamt nicht herausgäbe. Von dem Einfluß der russischen und französischen Minister unterstützt, schlug Yi Yong-ik nun vor, die Zollrevenüen als Garantie für die Anleihe zu benützen, die ein französisches Syndikat dem Kaiser diensteifrig offerierte. Als Mr. Mc. Leavy Brown von den Verhandlungen zwischen dem Agenten des Syndikats und dem Finanzminister hörte, widersetzte er sich sofort einer derartigen Verpfändung der Zollrevenüen, worauf Yi Yong-ik, im Einverständnis mit den russischen und französischen Ministern, auf die schleunige Entlassung des Oberzollkommissars hinarbeitete, die er auf verschiedene Weise motivierte. Seine Pläne scheiterten jedoch an der uner-

warteten Ankunft eines britischen Geschwaders in Tschemulpo und der gleichzeitigen Einschiffung einer Landmacht in Wei-hai-wei. Die Verweigerung der Garantie durch die Zollrevenüen machte auch dem französisch-russischen Plan ein Ende, und der Bevollmächtigte des betreffenden Syndikats kehrte nach Europa zurück, um sich in Klagen über die Handlungsweise des britischen Ministers und des Zollkommissars zu ergehen.



Die große Audienzhalle in Söul.

Yi Yong-ik ist, ebenso wie Lady Om, ein Beispiel eines Koreaners, der sich aus bescheidener Herkunft zu einer einflußreichen Stellung emporgeschwungen hat. Von armen Eltern stammend, wußte er allmählich die Aufmerksamkeit des Ministers Yeung-ik auf sich zu richten und schließlich auch die des Kaisers. Während des Aufruhrs im Jahre 1884 war er Sänftenträger bei der verstorbenen Kaiserin; die Dienste, die er damals dem Hofe erwies, fanden große Anerkennung bei den Majestäten und waren seiner Beförderung günstig. Die Stellung, zu der er nun aufrückte, bot

ihm ein weiteres Feld für seinen schon bewiesenen Scharfsinn und seine Energie, er stieg höher und höher, bis er endlich Finanzminister wurde. Man sieht, er ist aus sehr bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, und man muß ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er die Interessen Sr. Majestät nach besten Kräften wahrt. Trotzdem fürchtet und haßt man ihn. Zahlreiche Attentate sind gegen ihn verübt worden, man hat ihn vor wenigen Monaten sogar zu vergiften gesucht, und als auch dieser Anschlag fehlschlug, wurde von irgend einem unbekannten Gegner eine Höllenmaschine in dem Zimmer des Söulhospitals, wo er während seiner Krankheit lag, entladen. Trotzdem er von den Wogen der Gunst abwechselnd hin- und hergeworfen wird, ist er die ausdauerndste Persönlichkeit am Hof. Der russische Einfluß steht hinter ihm, und im geheimen ist auch der Kaiser auf der Seite seines tatkräftigen Ministers. Als jüngst die Opposition gegen ihn gar zu stark wurde, suchte Yi Yong-ik auf einem russischen Kriegsschiff Zuflucht, welches ihn unverweilt nach Port Arthur brachte. Von hier aus verhandelte er mit Sr. Majestät wegen eines sicheren Geleites, und eine starke Bedeckung wurde ihm auf der Stelle zugesichert. So kehrte der Finanzminister zurück, begab sich sofort in den Palast, gewann im Fluge die Gunst



Der Kaiser von Korea in Uniform.

seines Herrn zurück und vereitelte so die Pläne und geheimen Intrigen seiner Feinde.

Seine Majestät der Kaiser von Korea, der 1864 im Alter von 13 Jahren den Thron bestieg, hat im September 1900 sein 50. Jahr zurückgelegt; 15 Jahre alt, verheiratete er sich mit der gleichalterigen Prinzessin Min, einer hochgebornen Dame, die 1895 von den Japanern ermordet wurde. Aus dieser Ehe ist der Kronprinz entsprossen. Der Kaiser ist nicht ganz so groß, wie der Durchschnitt der Koreaner, nur 1,62 Meter hoch, hat angenehme, ruhige Gesichtszüge, die, wenn er sich unterhält, durch ein verbindliches Lächeln noch gewinnen Seine Stimme ist sanft und wohllautend, er spricht lebhaft und mit einer gefälligen Sicherheit.

In den Audienzen, die er Ausländern erteilt, gibt er sich offen und wohlwollend. Er spricht mit allen, begleitet seine Bemerkungen mit anmutigen Handbewegungen und unterbricht sich mit melodischem, ansteckendem Lachen. Beim Schlusse der Audienz wird dem Ausländer gewöhnlich ein kleines Paket präsentiert, welches ein paar Papierfächer und vielleicht eine Rolle Seide enthält — ein Zeichen der kaiserlichen Gunst. Höher versteigt sich der Kaiser selten mit seinen Geschenken, weil er — und das gilt von dem ganzen Volke — es sich nicht leisten kann, sehr großmütig zu sein.

Die Kleidung des Kaisers ist bei diesen Gelegenheiten ausnehmend prächtig und wirkungsvoll. Sie besteht aus einer langen Staatsrobe von goldgelber, mit Goldborte gestickter Seide und einem mit schweren Goldfransen besetzten Gürtel aus Goldschnuren. Diese Gewandung ist wie geschaffen, in den Herzen aller Beschauer Neid zu erregen; aber der ungezwungenen und doch würdevollen Haltung des Kaisers nach, ist er sich durchaus nicht des Eindrucks bewußt, den seine Erscheinung bei seinen Gästen macht.

Der Kaiser kennt zwar die Sprachen des Westens nicht, aber er widmet sich eifrig dem Studium jener Lehrbücher, welche für



Der Kaiser auf seinem Throne.

die von ihm errichteten Schulen in seiner Hauptstadt übersetzt worden sind, und ist infolgedessen über viele Dinge sehr gut informiert, er spricht und schreibt chinesisch und ist in der Geschichte seines Landes sehr gut bewandert. Sein Regierungssystem basiert auf dem Grundsatz, in alle Vorgänge persönlich Einsicht zu nehmen, und wenn seine Erfolge in der Regierung sich auch nicht ganz

mit seinen hochfliegenden Plänen decken, so sind doch sein Fleiß und seine Ausdauer anerkennenswert. Er ist ein freundlicher, wohlwollender Herrscher, dem das Gedeihen seines Landes am Herzen liegt. Er arbeitet bis in die Nacht hinein und dehnt die Sitzungen und Konferenzen mit seinen Ministern bis Tagesanbruch aus. Gewiß hat er Fehler, und zwar viele, wenn man ihn nach abendländischen Begriffen beurteilen will, aber das liegt nicht in meiner Absicht. Indes besitzt er auch viele Vorzüge und verdient als Ermutiger der Reformbestrebungen in seinem Lande gewiß die Sympathie, die ihm der Ausländer entgegenbringt.



Eine Palastdame.

Se. Majestät huldigt dem Fortschritt. Wenn man die zahlreichen, zum Teil großartigen Verbesserungen, die unter seiner Regierung stattgefunden haben, ins Auge faßt, kann man ihn unmöglich jener Voreingenommenheit gegen abendländische Neuerungen beschuldigen, die der Osten von jeher bewiesen hat. Es gibt Schulen in Söul, in welchen Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch, Chinesisch, Japanisch gelehrt wird, Schulen für das Ingenieurwesen, für Medizin, Rechts- und Naturwissenschaften, auch eine Militärschule. Möge es an dieser Konstatierung der Anzeichen einer besseren Zeit genügen. Gegen die Missionare ist er duldsam, ja, wie man sagt, begünstigt er ihr Werk. Er gönnt unleug-

bar seinen Untertanen große Freiheit der Handlung und gewährt ihnen weitgehende Straffreiheit. So bildet seine Regierung einen glücklichen Kontrast zu der Zwischenregierung des Regenten Tai-Won-Kun, der Priester und Missionare wie die Pest haßte und sie mit aller Macht unterdrückte.

Als der unumschränkte Herrscher eines Landes, das sich von jeher gegen jede von außen kommende Einmischung verwahrt hat, hat sich Se. Majestät durch humane Prinzipien, Klugheit und Lauterkeit seiner Pläne ausgezeichnet. Es wäre unrecht, seine Regierung einen Mißerfolg zu nennen oder zu leugnen, daß er das Wohl seines Volkes und Reiches zu fördern gesucht hat. Gewiß gibt es noch tadelnswerte Gepflogenheiten, aber was er sich als Kaiser zu schulden kommen läßt, ist zum großen Teil der Unwürdigkeit seiner Beamten zuzuschreiben, und man häuft manche Schuld auf sein Haupt, die gerechterweise seine Minister treffen sollte.



Kronprinz und Kronprinzessin von Korea.

Von Yi Yong-ik abgesehen, spielt die Gattin Sr. Majestät, die bereits ältliche Lady Om, die größte Rolle am Hofe. Ist es nicht etwas enttäuschend, wenn man hört, daß die erste Dame an

einem Hofe, der in jeder Hinsicht orientalischer Unsittlichkeit huldigt, nicht mehr jene körperlichen Reize besitzt, die doch ihrer Stellung eigentlich zukommen? Lady Om ist ohne Frage eine kluge Frau. Sie versteht es außerordentlich gut, mit dem Kaiser umzugehen, dessen tiefe Neigung zu ihr ein seltsames Rätsel ist. Lady Om ist bejahrt, wohlbeleibt und, wenn sie unbefangen ist, von heiterer Gemütsart. Sie hat ein pockennarbiges Gesicht, unregelmäßige Zähne, safrangelbe Haut. Ihre Augen schielen ein wenig — vielleicht als Folge der Pest, die alle Koreaner befällt. Sie schminkt sich mäßig und kaut Knoblauch. Ihre Macht über den Kaiser ist ganz wunderbar; er hat kein Auge für irgend eine andere Frau, nur ganz selten, und erst, wenn Lady Om ihre Zustimmung gibt, besucht er eine neue Schönheit. Und doch ist diese Dame nicht immer eine Zierde des Hofes gewesen, nicht immer die Sonne des kaiserlichen Harems. Ihre Liebschaften sind historisch; nur zwei von ihren Kindern entstammen dem Kaiser, aber vielleicht wird einer von beiden einst den Thron seines Vaters besteigen.

Als Mädchen wurde sie die Geliebte eines Chinesen, und seiner müde geworden, gewann sie die Gunst eines Kabinettministers. Er brachte sie in den Dienst der Kaiserin, mit der sie in dem Hause ihres Vaters, eines kleinen Hofbeamten, bekannt geworden war. Als sie ihre Stellung antrat, hatte sie bereits jedem ihrer beiden Partner ein Kind beschert, aber da die Unschuld der Frauen im Dienste der Kaiserin nicht bekräftigt zu werden brauchte, behielten ihre ehemaligen Bewunderer, um der Sicherheit ihrer Köpfe willen, ihre Weisheit für sich. Lady Om besaß Fähigkeiten, die sie vor den anderen Hofdamen auszeichneten, sie sang wundervoll, tanzte anmutig, malte mit Talent und konnte Chinesisch und Koreanisch recht fließend lesen und schreiben. Die Kaiserin faßte Zuneigung zu ihrer anscheinend unschuldigen, harmlosen und liebenswürdigen Dienerin, und Se. Majestät folgte dem löblichen Beispiel seiner erlauchten Gemahlin und besiegelte den Raub der Tugend mit huldvollem Lächeln. Die Kaiserin wurde unruhig.

Verschiedene Anzeichen nährten ihren Verdacht, der endlich zur Gewißheit wurde, und Lady Om mußte, um dem Zorn und der Eifersucht ihrer einstigen Herrin zu entgehen, vom Hofe fliehen. Ihr drittes Kind wurde außerhalb der Hauptstadt, in dem Zufluchtsort geboren, den sich die irrende Dame ausgewählt hatte, die auch später noch der väterlichen Wohnung in der Nähe des Palastes fernblieb. Nach dem Tode des Kindes begab sie sich in den Schutz eines anderen hohen Beamten, mit dem sie in Frieden und Glück lebte. Infolge ihres seltsamen Geschickes, jeden ihrer Bewunderer mit einem Beweis ihrer Unschuld zu beschenken, wurde sie Gegenstand einiger wüster Lieder. Seitdem sie wieder in kaiserlicher Gunst steht, sind die Verse unterdrückt worden, und wer sie singt, fällt harter Strafe anheim.

Es schien, als sei Lady Om entgültig zur Ruhe gekommen; aber die Ereignisse des Jahres 1895 und die schändliche Ermordung der Kaiserin veranlaßten sie, die Bekanntschaft mit dem unglücklichen Kaiser zu erneuern. Wieder Palastdame geworden, gelang es ihr bald, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Sie war mitfühlend gegen Se. Majestät; ihr Mitleid, ihre Zartheit und ihre Miene beleidigter Unschuld fesselten ihn sofort. Sie wurde zur Würde einer kaiserlichen Nebenfrau erhoben, es regnete Geld auf sie hernieder, und sie gewann einen bedeutenden Einfluß auf den Kaiser, der noch heute unvermindert besteht. Nochmals wurde sie Mutter. Jetzt benutzt sie ihren Einfluß hauptsächlich, um ihre eigenen Interessen zu fördern, das heißt, ihren Sohn zum künftigen Kaiser zu machen. Sie wohnt in einem Palast, und seit sie der Augapfel Sr. Majestät ist, duldet sie nichts, was die Trümpfe in ihrer Hand gefährden könnte. Kürzlich versuchte Kim Yueng-chun, ein hoher Beamter, sich die Gunst seines Herrn dadurch zu sichern, daß er eine neue Schönheit von unleugbarer Reinheit am Hofe einführte. Lady Om hörte von Lady Kang und schwieg. Zwei Wochen später aber wurde der Minister unter einem geringen Vorwand abgesetzt, später gefoltert, ver-

stümmelt und gehängt. Lady Kang sah ein, daß Lady Oms Mühlen zwar langsam, aber trefflich fein mahlen.

Lady Om liebt die alten Sitten; sie haben sie hoch gebracht, und durch sie sucht sie sich auf ihrer Höhe zu erhalten. Ihre Macht wird immer größer; schon erhebt sich inmitten der Stadt ein prächtiges Gebäude zu Ehren ihrer Verdienste. Wenige Monate vor ihrer Verheiratung mit dem Kaiser, als die kommenden Ereignisse schon deutliche Schatten vorauswarfen, erhob Se. Majestät Lady Om durch einen kaiserlichen Erlaß zur Nebenfrau erster Klasse. Dadurch erhielt zwar nicht sie, aber doch ihr Sohn kaiserlichen Rang, und er wird infolge dieses Erlasses einstmals den Kaiserthron besteigen. Lady Om aber gewährt er die Aussicht, in Zukunft als legitime Gattin ihres kaiserlichen Verehrers zu gelten.



Ein jüngerer Prinz.



Eingang zum alten kaiserlichen Palast.

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser zieht vorüber.

Eines Morgens begab sich der Kaiser in feierlichem Zuge von seinem Palast, der an die Südmauer der britischen Gesandtschaft stößt, nach dem neu erbauten Ahnentempel, dessen Ostmauer zugleich die Grenze des der Gesandtschaft gehörigen Grundstücks ist. Es war keine öffentliche Feier, aber doch war sie so prunkvoll, daß der nur 800 Meter lange Zug, der den Palast durch das südliche Tor verließ und durch das östliche wieder betrat, mehr als 2000 Pfd. St. kostete. Niemand wußte etwas von des Kaisers Vorhaben. Kurz vor seinem Aufbruch aber fiel es ihm ein, daß der Anblick des Schauspiels vielleicht den britischen Gesandten und mich interessieren könnte, und er lud uns ein, zuzusehen. Dadurch verbreitete sich das Gerücht von der Prozession. Eine große Menschenmenge sammelte sich in der Nähe des Tempels und des Palastes, die hauptsächlich durch die Bemühungen der Soldaten, die Szene abzusperren, angelockt wurde. Hunderte von Soldaten mußten den Zug selbst bewachen; ein Bataillon Infanterie stand

am Kaiserlichen Zollamt, ein anderes hielt die Tore der britischen Gesandtschaft besetzt.

Obgleich der kaum 8 Meter breite Weg, den die Prozession einschlug, zwischen hohen Mauern lag, nur vom Zollamt nach der Gesandtschaft führte und von Koreanern überhaupt nicht betreten werden durfte, standen doch, nur in Schrittweite voneinander entfernt, Soldaten zu beiden Seiten. Das Publikum, das nichts von dem eigentlichen Schauspiel sah, tröstete sich mit dem ungeheuren Aufgebot von Infanteriesoldaten auf dem Schloßplatz. Auch sah man hin und wieder Beamte vorüberhuschen, und von fernher drangen schwach die Mißtöne des Triumphgesangs, mit dem die kaiserliche Kapelle den Vorüberzug ihres Herrn und des Hofstaats begrüßte, an die begierig lauschenden Ohren. Die Koreaner haben den Vorzug, diese kaiserlichen Spaziergänge bezahlen zu dürfen. Sehen sie auch bei solchen Gelegenheiten das erlauchte Antlitz der Majestät nicht, so kann man doch hoffen, daß sie durch den Anblick der nagelneuen Soldatenuniformen für die so schwer auf ihnen lastenden vielen Steuern entschädigt werden. Die Federn, Goldschnüre und Degen der Offiziere, die Flinten und Bajonette der Mannschaften mußten jede Volksmenge wahrhaft begeistern. Bis zum Beginn der Prozession lagen die Soldaten schlafend im Straßenstaub, hockten im Schatten auf den Treppen der Gebäude und verzehrten ihr Frühstück, ein übelriechendes Gemisch aus rohem, an der Sonne getrocknetem Fisch und Reis, das sie mit den Fingern in Stücke rissen und gierig verschlangen. Wohlgesinnte Bürger brachten ihnen wohl einen Trunk Wasser oder reichten eine Pfeife herum, nicht ohne die Gelegenheit zu benutzen, mit dem Finger über das Bajonett oder die Uniform zu streifen.

Der Kaiser unternahm diesen festlichen Zug, um den Gedenktafeln seiner Ahnen bei ihrer Überführung an einen neuen Ort Ehre anzutun. Das prunkvolle Schauspiel überschüttete die farblose Eintönigkeit der Hauptstadt mit dem strahlenden Glanz und



Feierlicher Umzug des Kaisers.

der lebhaften Schönheit eines arabischen Sonnenuntergangs. Aber diese Pracht war ganz gerechtfertigt, denn keine Festlichkeit des ganzen Jahres war auch nur von annähernder Wichtigkeit wie dieser Anlaß. Das glänzende Schauspiel, das sich bei solchen Gelegenheiten um den für gewöhnlich so abgeschlossenen Monarchen gruppiert, zeigt den Ruhm einer Dynastie, die seit mehr als fünf Jahrhunderten den Thron Koreas inne hat, in hellem Licht. Aber so seltsam und glänzend der Aufzug auch war, es zeigte sich der altmodische, etwas barbarische Pomp doch noch deutlicher bei den mehr öffentlichen Festlichkeiten.


Koreanische Soldaten.

Der Zug setzte sich gegen 10 Uhr vormittags in Bewegung. Er enthielt Anklänge an das Burleske, das Romantische und an das Komische einer Pantomime. Koreanische Infanteristen in blauen Uniformen gingen an der Spitze. Ihre moderne Kleidung und Ausrüstung waren das einzige Bindeglied zwischen dem Mittelalter und dem zwanzigsten Jahrhundert, worauf das Schauspiel Anspruch machen konnte. Hinter ihnen liefen und stolzierten unter lautem Schwatzen eine große Anzahl Palastbeamter in phantastischen Hüten und mehr oder weniger prächtigen Gewändern einher. Sie trugen lange Kleider aus blauer, grüner, gelber, roter oder orangefarbener Seide und hielten Stäbe in den Händen, die mit buntseidenen, flatternden Bändern geschmückt waren. Dann kamen stolpernden Schrittes Bannerträger, die rote Fahnen mit blauer Inschrift trugen, darauf Pfeifer und Trommler in gold-

schimmernder Tracht; Bänder flatterten von den Pfeifen und schmückten die Trommeln. Ihnen folgten Männer mit Pfeilen in goldenen Köchern und kleinen grünen, roten und gelben Flaggen, Soldaten in altertümlichen, prächtig anzuschauenden Kostümen, Männer mit Glöckchen, Pfeifen, Zimbeln und Fächern, ganze Abteilungen von Kavalleristen ohne Pferde in großen, weiten Gewändern, federgeschmückten Kopfbedeckungen und hohen Stiefeln,



Kaiserlicher Pavillon.

Palasteunuchen im Hofkleid, sie alle schritten nacheinander einher — ein lächerlicher und doch zugleich freundlicher Anblick.

Der Zug, der dem Kaiser voranging, war schier endlos. Wie die Gruppen von Beamten, Musikanten und Dienern wechselten, so trat jeden Augenblick eine andere Schattierung aus dem Farbenmeer hervor. Langsam und unsicher schritten die höchsten Beamten vorüber in ihren hochköpfigen, mit roten Quasten und Federbüscheln geschmückten Hüten, die von einer Kette aus Bernsteinknöpfen unter dem Kinn gehalten wurden. Ihre Gewänder glänzten in

Rot, Blau und Orange, sie wurden von Männern in grüner Gaze begleitet, und hinter ihnen kamen die Kennzeichen der koreanischen Großen: Bannerträger, federgeschmückte Fahnen, Diener mit allerlei Erfrischungen, kleinen Tischen, Tabakspfeifen und Feuerzeug.

Und nun zogen andere, imposante und zugleich komisch anzuschauende Gestalten auf; die Rücken- und Bruststücke ihrer prächtigen Gewänder waren mit Vierecken aus Seidenstücken besetzt, die nach chinesischer Weise die Symbole ihres Standes zeigten, Vögel für Zivil-, Tiger für Militärpersonen. Jetzt marschierten Staatsbeamte in ihrer Amtstracht vorüber, und hinter ihnen kamen andere, in geschwungenen, breitrandigen Hüten oder hohen, mit glänzenden Flittern besetzten Mützen. Stolzen Schrittes führte der Kommandant der Leibgarde seine Truppe an; seine chinesischen, japanischen und koreanischen Orden funkelten im Sonnenschein auf seiner prächtigen Uniform. In roten, mit Goldborten reichbesetzten Röcken und mit weißen, wallenden Federbüschen auf den Hüten folgte die Wache. Den Schluß des farbenreichen Bildes machten Edelleute in blauer oder grüner Seidengaze, kaiserliche Diener in gelbseidenen Gewändern und rosettengeschmückten Hüten; dann abermals mittelalterliche Kostüme von seltsamer Farbe und grotesker Zusammenstellung, schließlich ein wogendes Meer von Fahnen, eine Gruppe in Seide gekleideter Fahnenträger mit der kaiserlichen Standarte, dem kaiserlichen Schirm und anderen Insignien. Da endlich ohrenzerreißender Trommelwirbel, entsetzliches Schellengeklingel und Getöse von Pfeifen; in den wüsten Lärm hinein ertönen die Zurufe der Beamten und die Flüche der Eunuchen. Mit einem Male tritt lautlose Stille ein, man könnte den Herzschlag seines Nebenmannes hören: die kaiserliche Vorhut naht in einer Flut blendenden Lichtes, und hinter ihr erscheint der Tragsessel des Kaisers. Er hat ein Dach aus gelber, quastengeschmückter Seide, gleichfarbige Vorhänge und flügelartige Schirme, um die Sonne abzuhalten; 32 gelbgekleidete Läufer tragen die erhabene kaiserliche Majestät hoch auf ihren Schultern nach dem



Haus der Ahnentafeln.

Tempel der Vorfahren, wo er opfern und anbeten will. Nur die Tritte ihrer Füße sind hörbar, als sie eilig und leicht vorübergleiten.

Man ist am Ziel. Da, wo die Palastmauern an den Garten der Gesandtschaft stoßen, halten die Träger vor einem Zelte aus gelber Seide, und der Kaiser steigt im Schatten der Bäume aus. Hier war es auch, wo der Kaiser uns erlaubt hatte, den Zug mit anzusehen. Eine Minute später erschien der Kronprinz; 16 Träger hoben die rotseidene Sänfte von ihren Schultern und setzten sie mit ihrer fürstlichen Bürde nieder. Kaiser und Kronprinz traten in das Zelt, und nachdem sie ihre Prachtgewänder mit gelben Opferkleidern vertauscht hatten, traten sie wieder heraus, um den Gedenktafeln ihrer Vorfahren ihre Huldigung darzubringen. Nun nahm die Prozession einen anderen Charakter an. Soldaten und Höflinge, Edelleute und Würdenträger machten Priestern in gelben Opferkleidern Platz, und feierliche Gesänge ertönten. Dann aber traten die Pfeifen in kräftig erneute Tätigkeit; schrill hoben und senkten sich die Töne und erfüllten die Luft mit disharmonischen Klängen. Männer mit feierlich ernsten Gesichtern zogen im Sturmesschritt mit wehenden Gewändern an dem Thronsessel vorüber; ihr klagender Gesang verkündete die Trauer und Verzweiflung, die ihre Herzen erfüllten — oder doch hätten erfüllen sollen. Sie verschwanden, aber ein spottendes Echo hallte ihre Tritte wider. Lauter Triumphgesang verkündete jetzt die Annäherung der zwölf Gedenktafeln, die der Verehrung durch die kaiserliche Familie entgegensahen; jede derselben wurde, in einer gelben Sänfte befindlich, von acht Männern getragen. Als die erste, von feierlichem Gesange begrüßt, erschien, beugte sich der Kaiser, sein Sohn, der Kronprinz und der jüngste Prinz, der Sohn von Lady Om, zur Erde nieder; einen Augenblick verharrten sie mit gekreuzten Händen und gebeugten Knieen in ehrerbietiger Stellung, und ihre stolzen Häupter neigten sich tief vor den vergoldeten Inhabern der geweihten Sänften. Zwölfmal zogen dieselben vor

der kaiserlichen Gruppe vorüber, und zwölfmal verneigten sich die Fürstlichkeiten inmitten eines Kreises von Edelleuten und diensthabenden Eunuchen.

Das fürstliche Baby erschien heute zum erstenmal. Da er noch kaum laufen konnte, mußte ihm der oberste Eunuch bei seinen Verehrungsbezeugungen helfen; er drückte ihn auf die Kniee nieder, legte bald eine beschwerende Hand auf den Kopf des Kleinen,



In den kaiserlichen Gärten.

bald half er ihm an der Schulter empor. Anfangs verfolgte das Kind alles mit weitgeöffneten, unschuldigen Augen, dann aber wurde es müde und ungeduldig. Das hohe Paar dagegen offenbarte in seiner Haltung nichts als Andacht und Ehrerbietung, und die Hingabe, mit der sie sich demütigten, mußte das Herz jedes Zuschauers mit Bewunderung erfüllen. Bei dem Kaiser war die Erregung besonders sichtbar; er war sehr bleich und konzentrierte offenbar seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand seiner Verehrung. Als diese Zeremonie vorüber war, wurden die

zwölf Sänften nach dem Tempel der Vorfahren gebracht; der Kaiser verfügte sich wieder in seinen Thronsessel, und der Kronprinz folgte seinem Beispiel und bestieg seinen roten Sitz. Das Baby aber thronte auf dem Rücken des obersten Eunuchen und krähte laut in kindlicher Freude. Musikanten, Trommelschläger und Querpfeifer vereinigten sich abermals zum lauten Konzert, die Prozession setzte sich in Bewegung, Priester und Edelleute, Höflinge und Palastpersonal zogen hinter den fürstlichen Sänften her.

So erreichte man den Tempel, wo die Gedenktafeln Halt gemacht hatten. Der Kaiser betrat mit den beiden Prinzen die Opferhalle, wo lebendige Schafe verbrannt und Körbe voll Früchte und Blumen vor dem Altare dargebracht wurden. Nachdem den Geistern der erlauchten Toten auf solche Weise gehuldigt worden war, trat der Kaiser wieder zu den heiligen Sänften, um den Tafeln eine letzte Verehrung zu zollen, ehe sie nach dem Behältnis gebracht wurden, das sie künftig bergen sollte. Kein Auge durfte sie sehen, keine Hand sie berühren. In die geheiligte gelbe Seide gehüllt und noch von Kästchen aus gelber Seide umschlossen, wanderten sie aus ihren Sänften in die geheiligten Stätten hinüber. Hinter ihnen her schritten die Priester als Leichengefolge, dann kam der Thronsessel, der ganze Hof und die höchsten Würdenträger des Landes. Eine weihevolle, ergreifende Stimmung lag über dem Ganzen, denn der Kultus der Ahnenverehrung ist dem Koreaner das Erhabenste; er beeinflußt das Verhalten der Eltern den Kindern gegenüber, bestimmt die Kinder in ihrem Betragen gegen die Eltern.

Als die Feier vorüber war, gewann das Schauspiel an Glanz. Palastdamen erschienen, Wein und Kuchen wurde umhergereicht, Kaiser und Kronprinz wechselten die Opferkleider gegen ihre Prunkgewänder. Lady Om kam, um dem Kaiser zu gratulieren und brachte ein Gefolge von Dienerinnen und Sklavinnen mit. Sie trugen buntfarbige Kleider und hochfrisiertes Haar; in anmutigen Falten schmiegten sich die schillernden Röcke an die zarten Ge-

stalten. Jetzt spielte die Hofkapelle auf, die Sänger sangen und die hübschesten Frauen wiegten sich im fröhlichen Tanze. In den Privatgemächern des Kaisers herrschte das frühere Leben, Seine Majestät war wieder der alte. Wie schnell war die Welt, die er uns gezeigt hatte, und die uns so interessant gewesen, eine andere geworden! Es war, als hätte uns ein Traum geäfft, als wir den wüsten, ungeordneten Zug zurückkehren sahen, aber einige Stunden hatten wir doch in den Schatten des Mittelalters geweilt.



Königsgrab aus dem 16. Jahrhundert.

Siebentes Kapitel.

Mr. Mc Leavy Brown. Die Zollfrage. Die beabsichtigte Anleihe.

Es mutet etwas seltsam an, daß der Mann, welcher während der letzten Jahre den koreanischen Staat zusammengehalten hat, ein Brite ist, einer von jenen Männern des Reiches, deren Wirken die jetzige Generation mit Befriedigung erfüllt. Es sind nur etwa 30 Jahre her, seitdem Mr. Mc. Leavy Brown in China auftrat, aber schon behauptet sein Name unter der Zahl von Engländern, welche ruhmvoll mit den Problemen und der Politik des fernen Ostens verknüpft sind, fast dieselbe Stufe, wie der seines Mitarbeiters, Sir Robert Hart, des Generalinspekteurs vom Kaiserlichen Marinezollamt in China. Mr. Mc Leavy Brown hat, von dem chinesischen Zollamt unterstützt, viele Jahre den finanziellen Schwierigkeiten seines Landes geopfert. Anfangs war er sowohl Finanzminister als auch Oberzollkommissar. Während der letzten Jahre aber hat sich Mr. Mc Leavys Tätigkeit auf die Verwaltung des Zollamtes beschränkt, wo es ihm gelungen ist, dem Lande unschätzbare Dienste zu erweisen, obgleich er seiner einflußreichen Stellung als finanzieller Berater des Kaisers verlustig gegangen war.

Ein Mann kann recht wohl nach dem Charakter der ihn umgebenden Personen beurteilt werden, und wenn man, müde der in Söul herrschenden Kleinlichkeit und Klatschsucht, sich dem Dienst zuwendet, dem Mr. Mc Leavy Brown vorsteht, so wird man finden, daß seine Mitarbeiter von ruhigem Arbeitseifer, von selbst-

loser Treue und Hingabe an seine Grundsätze, seine Politik erfüllt sind. Unglücklicherweise befinden sich seine Anhänger nicht in Söul, so daß er keine Ermutigung aus ihrer Teilnahme schöpfen kann. Ihr Arbeitsfeld liegt in den Handelshäfen, aber unermüdlich harrt er in Söul aus und ermattet nicht in dem harten Kampfe gegen die sinnlose Verschwendung des Hofes und die berüchtigte Verderbtheit der Beamten. Solange er auch aushält, immer wird er behindert, immer werden seine Pläne durchkreuzt werden. Aber gerade der Widerstand, auf den er stößt, ist das sprechendste Zeugnis für den außerordentlichen Wert der Arbeit, die er bereits getan, trotzdem sich dem systematischen Fortschritt, den Reformbestrebungen alle Hindernisse entgegenstellen, die Klugheit und List des Beamtentums ersinnen können.

Jeder, der nach Söul kommt, wird zunächst erstaunt und befremdet sein über den gegen Mr. Mc Leavy Brown herrschenden Widerspruch; ist aber diese Verwunderung überwunden, und hat man gesehen, aus welch verschiedenen und entgegengesetzten Elementen sich die Bevölkerung der Hauptstadt zusammensetzt, so wird man sich über die Ursachen dieses Widerspruchsgeistes ganz klar werden. Selbst nicht die Vertreter der vielen amerikanischen Missionsgesellschaften ausgenommen, gibt es, außer den Gesandtschaften, ganz wenig Fremde, die nicht aus eigennützigen Gründen nach Söul gekommen sind, und die nun direkt oder indirekt mit Mr. Mc Leavy Brown in seiner amtlichen Eigenschaft als Zollkommissar in Berührung treten. Ist er auch nicht mehr finanzieller Ratgeber der Regierung, so kommt es doch oft vor, daß sein Rat ausschlaggebender Faktor bei den Unterhandlungen zwischen einem unwissenden, goldgierigen Hof und einem zudringlichen Konzessionsjäger wird. Außerdem macht es auch oft das aufrichtige Interesse, das Mr. Mc Leavy Brown am Wohlergehen des Staates nimmt, nötig, daß er zur Verwerfung solcher Vorschläge rät, bei denen er gar nicht um seine Vermittlung ersucht worden ist. Denn solche Umgehungen des geraden Weges kommen alle Tage in

Söul vor. Solche Versuche, ein Veto einzulegen, machen ihn natürlich nicht beliebt bei denen, die sich ministerielle Gunst erschleichen wollen, aber wiederum söhnt die Unparteilichkeit, mit der er seines Amtes waltet, mit diesen ausnahmsweisen Einmischungen aus, die ihm nötig erscheinen. So liegt die Feindseligkeit der Fremden und der Beamten gegen Mr. Mc Leavy Brown vielfach in der Unkenntnis seiner außerordentlich schwierigen Stellung begründet. Seine Ehrenhaftigkeit wird selbstverständlich von keiner Seite beargwöhnt. In einem Staate, wo Bestechungen den Konzessionserteilungen voranzugehen pflegen, ruft der Vertreter des Sparsamkeits- und Gerechtigkeitsprinzips naturgemäß den größten Widerwillen hervor.

Ein empfindlicherer Mann als der Oberzollkommissar würde sich längst von dieser undankbaren Rolle zurückgezogen haben. Aber die Jahre ernster Arbeit und die Gewohnheit, die er in seiner isolierten Stellung angenommen hat, all seine Kraft auf das vor ihm Liegende zu konzentrieren, stählen ihn gegen das Unangenehme, dem er ausgesetzt ist. Offenheit und Geradheit zeichnen ihn im Verkehr mit anderen aus, aber die liebenswürdigen Eigenschaften, die er in seinem Privatleben entfaltet, gehen in den Sorgen und Mühen seiner amtlichen Stellung ganz verloren. In den Geschäftsstunden ist er eine kalte, schweigsame Staatsmaschine, all sein Denken und Sinnen dreht sich um die Notwendigkeit, diejenigen abzuschrecken, die ihren Monarchen zu Sünden gegen das Sparsamkeitsprinzip verleiten wollen, dem Mr. Mc Leavy Brown lieber jede Ermutigung zu teil werden lassen möchte.

Nur wer Korea genau kennt, hat eine Idee von der Geschicklichkeit der koreanischen Beamten, öffentliche Gelder ihren Privatzwecken nutzbar zu machen. Wenn der Stand der Finanzen nicht schon das Sparen zur äußersten Notwendigkeit machte, würde diese Neigung der Beamten den Entschluß rechtfertigen, ihnen die Mittel und Wege zur Veruntreuung zu entziehen. Mr. Mc Leavy Brown hat deshalb die Notwendigkeit der Sparsamkeit mit

den Prinzipien in Einklang gebracht, nach denen er sein Amt verwaltet. Der Stab der Zollverwaltung besteht zum Teil aus Ausländern, und es ist natürlich den koreanischen Beamten unmöglich, eine Bezahlung zu beanspruchen, die den Maßstab übersteigt, nach dem die Dienstleistungen der Fremden bemessen werden. Natürlich macht der durchgängig niedrige Gehalt den unteren ausländischen Beamten eine Anstellung im koreanischen Zolldienst nicht gerade begehrenswert; wiederum ist diese Beschränkung dadurch sehr leicht zu erklären, daß die Gesamteinnahme des Staates in keinem besonders günstigen Verhältnis zur Ausgabe steht. Überdies leidet der Zollkommissar am meisten darunter.

Mr. Mc. Leavy Brown ist lange Zeit in Söul ein Rätsel gewesen. Obgleich seine Gastlichkeit und seine mannigfaltigen Gaben ihn zu einem bedeutenden Faktor im Leben der Hauptstadt machen, geben sich doch nur wenige die Mühe, den Mann und seinen Charakter zu studieren. Mr. Mc Leavy Brown gibt sich sehr verschieden, und die einsame Stellung, zu der er verdammt ist, weil das Verständnis zwischen ihm und seiner Umgebung fehlt, ist wahrhaft tragisch. Als er sich im Jahre 1896 weigerte, eine Bezahlung für den beschwerlichen, undankbaren Posten als Hauptschatzmeister anzunehmen, wunderte sich die ganze Fremdenkolonie in Söul. Dieses Bestreben, einen gänzlich erschöpften Staat nicht noch mehr zu belasten, ist aber nur eine weitere Bekräftigung der Lebensgrundsätze Mr. Mc Leavy Browns. Heuchelei kennt er nicht. Mag er zuweilen auch einer Widrigkeit mit Versprechungen zu begegnen suchen, so bleibt er doch immer seinen Entschlüssen treu und bemüht sich wenigstens, das offen und ehrlich durchzuführen, wozu er sich verpflichtet. Er ist unermüdlich in seiner Arbeit und seiner Ausdauer, kühl und entschlossen. Jurist von Beruf, widmet er sich auch der kleinsten Pflicht in seinem Dienst mit einer Aufmerksamkeit, die seiner juristischen Bildung entspricht. In seinem Urteil über Personen und Dinge irrt er selten.

In seiner amtlichen Stellung vertritt er jenen Typus des Engländers, der aus dem öffentlichen Dienst immer mehr verschwindet, im Privatleben aber lernt man ihn als durchaus gebildete, anziehende Persönlichkeit kennen. In Söul sagt man, daß Mr. Mc Leavy Brown mehr Talent zum Diplomaten als zum Administrator hat, und seine glänzende Beredsamkeit verleiht dieser Behauptung eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Wer nach Söul kommt, wird hören: „Brown ist ein wandelndes Konversationslexikon.“ Er spricht und liest Französisch, Deutsch, Italienisch und Chinesisch mit gleicher Fertigkeit, nicht zu vergessen, daß er in koreanischen Diensten ist, und daß sein Wirkungskreis auch Geläufigkeit in einer anderen Sprache verlangt. Seine Bibliothek gibt Zeugnis seiner umfangreichen Bildung; sie beläuft sich auf etwa 7000 Bände und füllt die Wände und Korridore seines Hauses vom Fußboden bis zur Decke. Jede Post bringt neue Bücher. Man möchte sich fragen, wann er sie liest. Wenn man in der Nacht von der britischen Gesandtschaft nach dem Bahnhofshotel geht, kann man helles Licht in seinem Studierzimmer sehen. Er soll oft bis zur Morgendämmerung über seinen Büchern sitzen. Vielleicht sind die Freuden seiner Bibliothek für diesen ruhigen, verschlossenen Mann ein Gegengewicht für so vieles, was in Söul vorgeht.

Als es Sr. Kaiserlichen Majestät beliebte, die Privatwohnung und die Geschäftsräume seines Zollkommissars für sich zu beanspruchen, fürchtete man in Söul große Unruhen für den Tag, wo des Kaisers Ultimatum ablief. Man traf allerlei Vorbereitungen, und vier britische Kriegsschiffe erschienen unter Bruces Befehl in Tschemulpo. Aber der verhängnisvolle Tag verlief ruhig, und die Erwartung in der europäischen Kolonie machte großer Enttäuschung Platz. Mr. Mc Leavy Brown blieb im Besitz seiner Wohnung, da die ganze Umzugsfrage von den Hofbeamten zurückgezogen worden war. Unglücklicherweise aber konnte die kaiserliche Forderung nur insoweit angefochten werden, als sie gar zu gebieterisch war. Als



Das auswärtige Amt in Söul.

der Zollkommissar später rechtzeitig benachrichtigt und ihm eine neue Wohnung angewiesen wurde, konnte er als Staatsbeamter den Befehl nicht mehr ignorieren. Törichterweise hatte der Kaiser schon vor dieser Ankündigung auf sofortiger Räumung des Zollamts bestanden, welchem Wunsche Mr. Mc Leavy Brown natürlich nicht entsprechen konnte. Er wurde in seiner Weigerung kräftig von J. G. Gubbins, dem damaligen Generalkonsul von Korea, unterstützt.

Nach der Ermordung der Kaiserin, im Jahre 1895, floh der koreanische Hof aus dem im ungesundesten Teil der Stadt gelegenen Palast in die Nähe der britischen und amerikanischen Gesandtschaften und baute ein neues Schloß an einem sicheren, angenehmeren Ort. Aber von der englischen Gesandtschaft und Mr. Mc Leavy Browns Wohnung aus konnte man den neuen Palast übersehen, und der von seinen Eunuchen aufgestachelte Kaiser warf begehrliche Blicke auf die Häuser dieser Fremdlinge, die, wie er nicht mit Unrecht meinte, eine sehr wünschenswerte Erweiterung seines im Bau befindlichen Schlosses sein würden. Freilich stand auch zu vermuten, daß der Kaiser oder vielmehr Lady Om, die das Haus haben wollte, und Yi Yong-ik, den es nach den Zolleinkünften gelüstete, den Zollkommissar nicht nur aus seiner Wohnung, sondern damit auch zugleich aus dem Lande zu vertreiben wünschten. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Versuch, Mr. Mc Leavy Brown seines Heims zu berauben, in Wirklichkeit auf seine Amtsentsetzung hinzielte. Man gab ihm genau zwei Tage — vom 19. bis zum 21. März — zum Auszug. Als er sich weigerte, dieser Zumutung nachzukommen, drohte man mit Gewalt, die aber durch die Vermittlung des englischen Gesandten abgewendet wurde. Schließlich betraten einige kaiserliche Schmarotzer Mr. Mc Leavy Browns Hof und wurden auf Befehl des Zollkommissars hinausgejagt. Diese Burschen zerrissen darauf ihre Kleider, liefen schreiend in den Palast und gaben vor, geschlagen und schmählich behandelt worden zu sein. Die Folge davon war,

daß Mr. Mc Leavy Browns Entlassung gefordert wurde. Mr. Gubbins nahm sich sofort der Sache an und bestimmte, daß unter gewissen Bedingungen, als zum Beispiel rechtzeitige Benachrichtigung und freie Wahl der Wohnung, der Kaiser Besitz von der englischen Gesandtschaft und dem Zollgebäude ergreifen dürfe, die ja zur Abrundung des neuen Palastes auch augenscheinlich notwendig seien. Freilich war in des Kaisers Augen letzteres viel mehr der Fall bei der englischen Gesandtschaft, die das Schloß geradezu übersieht, als bei Mr. Mc Leavy Browns Gebäude, das tiefer steht. Man sieht daraus, daß der von einer Horde von Hofbeamten ausgehende Angriff mehr gegen den Zollkommissar selbst als gegen sein Haus gerichtet war. Aber von dem Tage an, wo der Kaiser in die Nähe der Gesandtschaften kam, war es ersichtlich, daß er sich in diesem fremden Viertel nicht eher behaglich fühlen würde, bis er sich den Grund und Boden dort angeeignet haben würde. Die Gebäude liegen entzückend auf der einzigen wirklichen Anhöhe der inneren Stadt, und der Kaiser mußte sich entweder mit einer weniger gesunden Lage, sozusagen zu Füßen der Fremden begnügen, oder aber ihr Besitztum erwerben und den Bewohnern ein anderes Heim anweisen. Schon hat er den deutschen Gesandten ausquartiert, über kurz oder lang wird der britische, vielleicht sogar der amerikanische auch gehen müssen, und dann wird der Palast den ganzen Hügel bedecken. Nur die Fahne der russischen Gesandtschaft wird noch ein wenig über der kaiserlich-koreanischen Flagge flattern.

Kaum war die streitige Frage zwischen dem Hofe und dem Zollkommissar beigelegt, als die Kunde kam, daß bei dem Yunnan Syndikat eine Anleihe von fünf Millionen Yen aufgenommen werden würde, wobei die Zolleinkünfte als Sicherheit dienen sollten. Das richtete sich gegen die Ehre des Zollkommissars, dem Kraft seines Amtes die oberste Kontrolle über die Erträgnisse des Zolls zusteht. Selbstverständlich hatte die Anleihe durchaus nichts mit der Mr. Mc Leavy Browns Haus betreffenden Angelegenheit zu tun,

die bereits ein Jahr vor jener neuen Unannehmlichkeit zum erstenmal erörtert worden war. Das Yunnan Syndikat, eine in London eingetragene Gesellschaft, wird fast ausschließlich von französischem Kapital gestützt. Man glaubt, daß es Hauptzweck der Anleihe war, eine Waffe in die Hand zu bekommen, mit der man unbeschränkte Zugeständnisse erzwingen konnte. Der Plan gelang nicht durchaus. Das Yunnan Syndikat verpflichtete sich, der koreanischen Regierung fünf Millionen Yen in Gold- und Silberbarren zu leihen; es sollten für die Anleihe zehn Prozent Vermittelungsgebühr gegeben, und sie selbst sollte binnen 25 Jahren in Raten zurückgezahlt werden. Für den Fall, daß die koreanische Regierung letzteres nicht aus ihren laufenden Einkünften bewirken konnte, waren die Erträgnisse des Zolls als Sicherheit verpfändet worden. Der Kontrakt war von M. Pak, dem Minister des Auswärtigen, und Yi Yong-ik, dem Finanzminister, einerseits und von M. Cazalis, dem Bevollmächtigten der Gesellschaft, und M. Colin de Plancy, dem französischen Gesandten in Söul andererseits, unterzeichnet worden. Das Dokument ließ viele Fragen offen. So war z. B. kein Datum festgesetzt, an dem die Gold- und Silberbarren in Tschemulpo abgeliefert werden sollten. Es wurden deshalb nicht unbegründete Befürchtungen laut, daß das Syndikat dieses Versehen ausnützen würde, um die Auszahlung des Geldes solange zu verweigern, bis ihm gewisse Bedingungen zugestanden worden seien.

Es verdroß M. Cazalis, den Agenten des Yunnan Syndikats, daß sowohl Mr. Gubbins, als auch Mr. Mc. Leavy Brown ihm entgegen waren, die, seiner Meinung nach, unter japanischem Einfluß stehend, russische Intrigen fürchteten. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß der Widerstand des englischen Gesandten seine Erklärung darin fand. Die bösen Pläne des Syndikats waren an sich Grund genug zu ehrlichem Widerspruch. Die Sache lag folgendermaßen: Ohne den Zollkommissar, den japanischen oder britischen Gesandten irgendwie zu Rate zu ziehen, überredete das

Yunnan Syndikat die koreanische Regierung insgeheim, gegen Verpfändung des Zolls eine Anleihe von fünf Millionen in Gold- und Silberbarren zu fünf Prozent aufzunehmen. Das geheime Vorgehen hielt M. Cazalis deshalb für nötig, weil man, wäre die Angelegenheit öffentlich, unter voller Kenntnis des Zollkommissars geführt worden, möglicherweise keine Zeichnungen erlangt hätte. Damit gab er zu, daß sein Vorschlag nie die Zustimmung Mr. Mc Leavy Browns erhalten würde, der der Sache doch ganz unparteiisch und ohne eigenes Interesse gegenüberstand.



Die englische Gesandtschaft in Söul.

Nicht zu vergessen sei, daß die Anleihe bezweckte, Frankreich eine Stellung in Korea zu verschaffen. Angesichts des russischen Versuchs, in Besitz eines offnen, eisfreien Hafens zu gelangen und des deutlichen Einverständnisses, das zwischen Frankreich und Rußland in bezug auf die asiatische Politik des letzteren herrschte, mußte England ein Auge auf die weitere Entwickelung haben. Noch schien die französische Tätigkeit in Korea englische Interessen dort nicht zu bedrohen. Aber jede Verkettung von Umständen, die dem französisch-russischen Einfluß ein Übergewicht im Lande gab, konnte Ereignisse herbeiführen, gegen die England sich pflicht-

gemäß verwahren mußte. Ist es nicht außerdem auffällig, daß der Mann, der am eifrigsten darauf gedrungen hatte, Mr. Mc Leavy Brown seines Hauses zu berauben, auch derjenige war, der die Unterhandlungen mit M. Cazalis. wegen der Anleihe führte?

Wäre die Klugheit und Notwendigkeit einer Anleihe von fünf Millionen erst einmal erwiesen gewesen, so hätte sich das Geld in Korea gewiß recht nutzbringend verwenden lassen. Aber mit den Zolleinnahmen als Garantie hätten sich auch zweifellos viel günstigere Bedingungen gefunden, als die des französischen Kontraktes. Sie waren zum Teil ungeheuerlich. Nebenbedingungen, die zu keinem Abschluß gekommen waren, forderten außerdem die Verpachtung der Kohlenbergwerke von Peung-jang, die Aufsicht über 44 andere Bergwerke, die Erwerbung französischer Bergbaupläne, die Anstellung französischer Sachverständiger und andere kleinere Rechte, die die Regierung schon deshalb nicht gutheißen konnte, weil sie den französischen Interessen in Korea ein ungebührliches und unerwünschtes Übergewicht verliehen. Die Dinge, zu denen das Geld angeblich verwendet werden sollte, waren tatsächlich sehr nötig, und hätte man glauben können, daß der Hof seine Versprechungen auch wirklich halten würde, so hätte die Anleihe gewiß tatkräftige Unterstützung gefunden. Unglücklicherweise aber war nicht viel Aussicht, daß ein nennenswerter Teil des Geldes den Dingen zugute kommen würde, auf die man vorher so großen Nachdruck gelegt hatte, und die auch wirklich hervorragende Faktoren für die Weiterentwickelung des Landes waren. Die Anleihe sollte in Barren — ein Drittel Silber und zwei Drittel Gold — ausgezahlt werden unter dem Vorgeben, daß eine Nationalbank ins Leben treten, und an Stelle der Nickelprägung Gold- und Silbermünzen eingeführt werden würden. Das klang wieder löblich. Die durch eine so niedrige Anleihe bewirkte Umwandelung des Nationalgeldes würde den finanziellen Kredit der Regierung und des Landes im allgemeinen ganz be-

deutend fördern. Bedenken wir jedoch, daß die letzte japanische Anleihe aufgenommen wurde, um eine Nickelprägung zu schaffen, die zu pari gegen mexikanische und japanische Silbermünzen umgesetzt werden konnte. Unglücklicherweise unterliegt eben diese Münze gegenwärtig einem Diskont von 120 Prozent auf einhundert japanische Goldcents. Es hat sich ergeben, daß der wahre Wert eines Dollars in koreanischen Fünfcentmünzen — nur solche werden zurzeit geprägt — nicht mehr als ein Achtzehntel seines Nennwertes in japanischer Goldwährung beträgt. Der Überschuß wurde „geklemmt". Auch dieser neuen Anleihe kann keine gesetzmäßige und ehrenwerte Verwendung garantiert werden. Ganz kürzlich hat man große Mengen von Kupfercentmünzen in Umlauf gesetzt. Dieselben stehen in einem besseren Verhältnis zum Yen als die Nickelmünzen; tatsächlich übersteigt ihr wahrer Wert denjenigen des Nickelgeldes so bedeutend, daß die gegenseitige Umwechselung derselben nach einer festen Norm stattfindet. Gegenwärtig rechnet man für die Nickelwährung 12 Prozent Diskont dem Kupfergeld gegenüber.



Die kaiserliche Bibliothek in Söul.

Achtes Kapitel.

Ausländische Tätigkeit in Korea. Erschöpfte Schatzkammer. Budgets. Münzen. Dai Ichi Ginko. Unehrlichkeit der Beamten.

Die Ereignisse, welche die Veranlassung zu den jetzigen politischen Wirren Koreas gegeben haben, entstammen im Grunde den russischen Bemühungen im Jahre 1897, die Leitung des koreanischen Zoll- und Finanzwesens in die Hand zu bekommen. Da dieses dem damaligen russischen Gesandten, M. de Speyer, nur teilweise gelang, haben seine Nachfolger, M. Matunine, und M. Pawloff, der jetzige Vertreter, sowie dessen Bundesgenosse, M. Colin de Plancy von der französischen Gesandtschaft, seitdem ihre diplomatischen Künste der Vollendung des Werkes gewidmet. Sie vermochten indes nicht, die koreanische Regierung ihren Forderungen geneigt zu machen, und diese Einsicht verbitterte sie gegen den britischen Gesandten und den Oberzollkommissar. Man hat bei diesen unlauteren und von kleinlichen Vorurteilen beeinflußten Be-

treibungen auch keinen einzigen diplomatischen Kunstgriff unversucht gelassen, der möglicherweise zum Ziele führen konnte. Die Pläne der französisch-russisch-koreanischen Partei sind auch durch das Dazwischentreten der Briten nur für den Augenblick gehemmt worden, es hat weder die Situation merklich gebessert, noch dem Oberzollkommissar oder dem britischen Regierungsvertreter sein Amt erleichtert. Es steht im Gegenteil fest, daß die Opposition der russischen und französischen Gesandten gegen die britische Tätigkeit künftig noch rühriger werden wird.

Die Unterstützung, welche die britische Regierung während der letzten Krisis Mr. Gubbins zukommen ließ, hat viel dazu beigetragen, den Koreanern jene Hoffnungen zu benehmen, welchen sie sich infolge der letzthin offenbarten Gleichgültigkeit Englands hingaben. Sollte der Hof je wieder versuchen, Mr. Mc. Leavy Brown aus seiner Stellung zu vertreiben, so wird er jedenfalls nicht dieselben Mittel anwenden, wie früher. Gewiß trat er damals der britischen Kundgebung entgegen, aber der Takt und die Rücksichtnahme auf die Interessen beider Parteien, welche Mr. Gubbins in der Folge an den Tag legte, hat wesentlich zur Wiederherstellung des status quo beigetragen. Andererseits hat aber auch das Zaudern der britischen Regierung, Mr. Mc. Leavy Brown zu stützen, als man ihm 1897 auf Antrieb des russischen Ministers die Oberaufsicht über das Finanzwesen nahm, zu den Störungen der letzten Zeit beigetragen. Die beiden Ämter greifen so tief ineinander ein, daß bei dem tatkräftigen Geist der russisch-französischen Politik eine Verschmelzung der beiden, wie sie stattfinden würde, wenn ein Russe oder ein Franzose als Oberzollkommissar ernannt würde, die vollständige Vernichtung des britischen Einflusses zur Folge hätte. Das darf natürlich nicht sein und würde auch nicht geschehen, wenn die britische Regierung sich der Notwendigkeit bewußt würde, die Oberhand in Korea zu behaupten. Englands materielle Interessen in Korea sind nur gering, aber man vergesse nicht, daß seine Stellung dort höher als diejenige Frankreichs und ebenso hoch wie

die Rußlands sein muß. Wäre Frankreich nicht der Partner und Bundesgenosse Rußlands in Korea — wie überhaupt überall — so könnte England sich damit begnügen, der Politik Japans Vorschub zu leisten, ohne unnötigerweise die Spannung zu vermehren, die zwischen dem Inselkönigreich und seinem Nachbar besteht. Wünscht es aber seine Stellung zu bewahren, so muß allerdings seine Politik eine regere werden; bei allem Zusammengehen mit Japan darf es die Unantastbarkeit seiner eigenen Interessen nicht aus den Augen verlieren. Das aber würde am besten geschehen, wenn es die Oberaufsicht über das koreanische Marinezollamt nicht aus den Händen läßt. Es kann in dieser Beziehung der vollständigen Billigung Japans und der Vereinigten Staaten Nordamerikas versichert sein; ihre Handelsinteressen erheischen, ebenso wie die britischen, die Vorhand in der Kontrolle.

Die ungeheure Verschwendungssucht am Hofe ist der Grund zu den jetzigen finanziellen Nöten der koreanischen Regierung geworden. Es würde weder klug noch gut sein, wollte man etwas tun, was die Schuldenlast, die der Kaiser auf die verschwindend geringen Quellen des Nationalvermögens häuft, vergrößern könnte. Die Hilfsmittel der kaiserlichen Revenüen stehen hinter denjenigen Chinas zurück. Da ist die Grundsteuer; sie wird nicht mehr in Getreide bezahlt und lieferte von den ungefähr 7 Millionen Yen, welche die Inland-Revenüen im Jahre 1901 brachten, $4^1/_2$ Millionen; eine Gebäudesteuer, die ziemlich willkürlich erhoben und häufig durch kleine Bestechungen umgangen wird; die eigentlichen Zolleinkünfte, welche 1901 über $1^1/_4$ Million Yen betrugen (1325414 Yen = 135303 Pfd. St., zum Kurs von Pfd. St. 0.2.½); die Erträge aus verschiedenen Konzessionen, Privilegien, Bergwerken, sowie der Münze, endlich diejenigen Summen, welche sich aus allerhand unregelmäßigen Besteuerungen ergeben, die es dem schlauen Minister Yi Yong-ik beliebt, aufzuerlegen.

Man besteuert scharf und unerbittlich; die Liste der größeren Objekte, die der Steuer unterliegen, weist außer der Grund-, Zoll-

und Gebäudesteuer noch eine solche für Tabak, Salz, Fische, Pelze, Bauplätze, Erze, Papier, Ginseng, Felle, Frachtboote, für Münzenschlagen, Leihhandel, Innungen usw. auf. Neuerdings sind einige Steuern in Wegfall gekommen. Indes ist damit noch längst nicht die Reihe von Hilfsmitteln erschöpft, die sich der Kaiser dienstbar macht. Einen besonderen Zweig bilden die Gaben, die von den verschiedenen Teilen des Landes her als besondere Geschenke für den Thron eingehen müssen. Sie sind unendlich mannigfaltig und schätzenswert und umfassen nicht nur die Produkte des Landes, sondern auch die Erzeugnisse des Meeres. Dieser Art Steuer unterliegt ziemlich alles, und es ist ganz unmöglich, dieselbe in Wegfall zu bringen, ja, ein Präfekt, welcher in dieser Hinsicht lässig wäre, hätte seine sofortige Entlassung zu gewärtigen.

Im Jahre 1901 betrug das Budget rund 9 Millionen Yen, wovon etwa eine Million zur Bestreitung kaiserlichen Aufwandes verwendet wurde, und eine etwas größere Summe in die kaiserliche Privatschatulle floß. Die Bilanz zwischen Einnahme und Ausgabe desselben Jahres belief sich auf nur 775 Doll. Im Jahre 1902 betrug der Bestand $7^1/_2$ Millionen Yen; die Erträge waren ungefähr gleich groß, die Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme 653 Yen. Daraus erhellt, daß der Thron eigentlich nicht in finanziellen Nöten zu sein braucht. Wenn Se. Majestät das Geld nicht für Landerwerbungen, Ausschmückung seiner Paläste und seiner Person, für seine Verwandten, seine Frauen und fortwährende Hoffestlichkeiten hinauswerfen wollte, würde nicht diese chronische Leere in seiner Schatzkammer herrschen. Überdies verschwindet wenigstens ein Viertel seiner Einkünfte in den Händen der eingeborenen Beamten, die damit zu tun haben. Unter diesen Umständen hat er es nie verschmäht, den Beistand interessierter Parteien anzunehmen, aber eine solche mit Recht verrufene Hilfe befreit das Land noch nicht von der Last seiner Verpfändungen und Steuern.

Die Ausgaben für die verschiedenen Departements belasten das Einkommen in einem Maße, das in gar keinem Verhältnis

zu der Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser phantastischen Ämter steht. Das Kriegsamt brauchte im Jahre 1901 rund 3½ Millionen Yen, das Auswärtige Amt ¼ Million Yen, das Finanzdepartement ¾ Millionen Yen, der Palast mehr als eine Million Yen, und das Ministerium des Innern etwas weniger als diese Summe. Eine Million Yen ist rund 100000 Pfd. St. Im Jahre 1902 wurden dem Kriegsamt rund 3 Millionen Yen ausgezahlt, dem Auswärtigen Amt mehr als ¼ Million Yen, dem Finanzministerium übet ½ Million Yen. Die Ämter für Rechtswesen, Ackerbau, Polizei-, Schul- und Verkehrswesen mit ihren teuren und unfruchtbaren Verwaltungen befriedigen solange ihre Ansprüche aus dem Budget, bis nichts mehr darin ist. Ein großer Nutzen dieser freigebigen Verteilung der öffentlichen Gelder ist trotzdem nirgends zu sehen.

Die Totaleinnahme wird auf 10766115 Doll., die Totalausgabe auf 10765491 Doll. geschätzt. Bleibt ein Überschuß von 624 Doll.

Ich veranschauliche hier das Budget von 1903.

Einnahmen.

Grundsteuer	$ 7 603 020
Gebäudesteuer	460 295
Verschiedenes	210 000
Überschuß von 1902 (inbegriffen d. Überschuß des Leihamtes	1 142 800
Zölle	850 000
Verschiedene Abgaben	150 000
Münze	350 000
	10 766 115

Ausgaben.

Des Kaisers Privatschatulle	$ 817 361
Opfer	186 639
	1 004 000

Der kaiserliche Haushalt:

Eisenbahnamt	$ 21 980
Palastpolizei	118 645
Polizei in den offenen Häfen	69 917
Nordwest-Bahn	22 882
Zeremonienamt	17 608
Bergbauamt	10 000
	261 022

Das Altenamt	$ 24 026
Allgemeines Amt	65 853
Das Kabinett	38 730

Ministerium des Innern:

Betrieb	$ 34 624
Bürgermeisterwohnung	6 144
Provinzialverwaltungen	91 862
Präfekturverwaltungen 2. Klasse	52 674
Quelpart	4 222
Präfekturen	778 325
Kaiserliches Hospital	7 632
Impfamt	3 354

Reisekosten	730
Präfekturopfer	866
	980 533
Ministerium des Äußern:	
Betrieb	$ 26 024
Handelsdirektoren . . .	51 154
Auswärtige Gesandte .	201 020
	278 198
Finanzministerium:	
Betrieb	$ 53 910
Steuereinnehmer . . .	141 600
Münze	280 000
Schuldentilgung . . .	989 250
Pensionen	1 956
Transportkosten . . .	200 000
	1 666 716
Kriegsministerium:	
Betrieb	$ 50 651
Soldaten	4 072 931
	4 123 582
Justizministerium:	
Betrieb	$ 31 603
Obergericht	15 686
Mairegericht	8 162
Präfekturgericht . . .	1 251
	56 702
Polizeiamt:	
Betrieb	$ 252 857
Gefängnis von Söul .	32 650
Polizeimannschaften .	51 462
Grenzpolizei usw. . .	23 762
Reisekosten usw. . . .	600
	361 331
Erziehungswesen:	
Betrieb	$ 24 822
Registrierungen . . .	6 022
Schulen in Söul . . .	89 969
Schulen auf dem Lande	22 580
Unterstützung von Privatschulen	5 430
Studierende im Ausland	15 920
	164 943
Ackerbau-Amt:	
Betrieb	$ 38 060
Allgemeines	8 240
	46 300
Rat:	
Betrieb	$ 18 580
Kaiserliche Leibwache:	
Betrieb	$ 58 099
Verschönerungswesen:	
Betrieb	$ 20 993
Post und Telegraph:	
Betrieb	$ 23 640
Allgemeine Ausgaben .	438 295
	461 935
Vermessungsamt:	
Betrieb	$ 21 018
Vermessungen	50 000
	71 018
Zufällige Ausgaben:	
Wege und andere Verbesserungen	$ 35 000
Landschadenbesserung .	10 000
Arretierung von Räubern	500
Armenunterstützung . .	5 000
Beerdigung von Armen	300
Verschiedenes	480
Polizei in Bergwerken usw.	1 840
Verlust	3 120
	56 240
Reservefonds	1 015 000

Auswärtige Gesandte haben von Zeit zu Zeit Versuche gemacht, den Finanzen des Landes aufzuhelfen. Bei einer Gelegen-

heit wurden sieben Vorschläge gemacht und dem Kaiser unterbreitet. Eine Nachforschung ergab, daß außer den von der Regierung geprägten Nickelmünzen mehr als 25 verschiedene Falsifikate in Korea in Umlauf waren. Bis vor wenig Jahren noch war Falschmünzerei in Korea wenig lohnend. Die alten Münzen waren so geringwertig, daß der Aufwand an Metall und Arbeit zusammengerechnet dem Nominalwert der Münzen fast gleichkam, so daß der Profit in keinem Verhältnis zur Gefahr stand. Jetzt freilich ist ein einziger Nickel gleichwertig mit 25 alten Münzen, und da seine Herstellungskosten weniger als $1^{1}/_{2}$ Cent pro Stück betragen, liegt die Versuchung, falsches Geld zu schlagen, sehr nahe. Die Anzahl der Nachahmungen ist in schnellem Wachstum begriffen, und zu einer Zeit erteilte die Regierung freigebig die Erlaubnis, Münzen zu prägen, an Privatpersonen aus. Nickel wird öffentlich durch die Zollstationen eingeführt, fast jeder japanische Dampfer bringt große Mengen falschen Geldes, das in das Land eingeschmuggelt wird. Die Beamten kümmern sich nur um den Nutzen, den sie aus solch unredlicher Handlungsweise ziehen, und unterstützen die Verbreitung der Falsifikate, ohne zu bedenken, welch dauernden Schaden sie dadurch der Zahlungsfähigkeit des Landes zufügen. Bis vor kurzem waren die Nickelmünzen auf die Hauptstadt und die nächste Umgebung von zwei oder drei Handelshäfen beschränkt, während in der Provinz noch das alte Kupfergeld in Umlauf war. Um das Nickelgeld in weiteren Kreisen einzuführen, erhielten die Behörden im ganzen Reiche Befehl, Steuerzahlungen nur in neuer Münze entgegenzunehmen. Aber da die Löhne gewöhnlich in Nickelgeld ausgezahlt werden, der Kaufwert des koreanischen Nickeldollars aber nur die Hälfte desselben Geldes in Kupfermünzen beträgt, und die Bezahlung trotzdem dieselbe geblieben ist, wird das Gros der Bevölkerung nicht besser besoldet als früher, während der wirkliche Wert ihres Einkommens ein geringerer geworden ist. Es ist auch noch keine Aussicht auf baldige Besserung vorhanden, da die Regierung sich

zu einer Prägung von weiteren 40 Millionen Nickelmünzen verpflichtet hat. Dann wird der Nennwert der im Umlauf befindlichen Münzen 14 Millionen Yen oder fast $1^1/_2$ Millionen Pfd. St. betragen. Natürlich ist kein Gold- oder Silberfonds vorhanden, der diese riesige Summe decken könnte. Die Lage dieser Dinge hat bereits einen solchen Höhepunkt erreicht, daß in Tschemulpo folgende Bezeichnungen gelten:

1. Regierungsnickelmünzen.
2. Erstklassige Nachahmungen.
3. Mittelmäßige Nachahmungen.
4. Nachahmungen, die nur im Dunkeln gelten können.

Kein Wunder daher, daß die Münzfrage die Vertreter der auswärtigen Mächte beschäftigt. Auch Japan sah endlich seine Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht ein. Es ließ am 7. November 1902 einen Regierungsbefehl ergehen, der am 15. in Kraft trat und den Japanern sowohl die Herstellung falscher koreanischer Nickelmünzen als auch die Einführung derselben in jenes Land untersagte. Zuwiderhandelnde sollte eine Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr oder eine Geldbuße von höchstens 200 Yen (Pfd. St. 20.8.4) treffen. Dieses Gesetz ermächtigte die japanischen Zollbeamten, die Ausschiffung falschen Geldes zu verhindern, und gab dem koreanischen Zollamt Erlaubnis, das gerichtliche Verfahren gegen diejenigen Japaner einzuleiten, die sich der Einführung solcher Nickelmünzen schuldig machten. Vom 22. Januar 1902 an, wo der erste Griff getan wurde, bis Ende Dezember beschlagnahmten die Zollbeamten von Tschemulpo 3573138 Stück (Münzen und Münzplatten) im Nennwert von Pfd. St. 18191. Die größte Menge, die man auf einmal wegnahm, wurde am 19. August auf einer koreanischen Dschonke entdeckt und betrug 739000 Stück im Werte von Pfd. St. 3772; der zweitbeste Fang wurde am 8. September auf einem Frachtboot gemacht, das 530090 Stück im Werte von Pfd. St. 2512 barg.

In der Absicht, ein Hilfsmittel für den traurigen Zustand des koreanischen Kurantgeldes zu schaffen, beschloß eine japanische

Bank, die Dai Ichi Ginko (Nr. 1. Bank), die unter Leitung des Baron Schibuwasa steht, mit Unterstützung der japanischen Regierung Papiergeld zu emittieren, welches die Inhaber jederzeit bei einer der koreanischen Filialen der Dai Ichi Ginko gegen bares Geld in japanischer Währung einlösen konnten. Solche Filialen besitzt die Dai Ichi Ginko in allen größeren Handelshäfen sowie auch in Söul, wie sie überhaupt das größte derartige Unternehmen in Korea ist. Die japanischen Konsulatsbeamten sind angewiesen, die Ausgabe zu überwachen und sich zweimal monatlich über den Umlauf und den Reservefonds zu orientieren. Sie sind auch befugt, die Zahl der in Gebrauch befindlichen Banknoten zu verringern. Es gibt Scheine zu 1 Yen (Pfd. St. 0.2.½), zu 5 Yen (Pfd. St. 0.10.2½), zu 10 Yen (Pfd. St. 1.0.5). Die erste Ausgabe der Einyenscheine erfolgte am 10. Mai 1902, die der Fünfyenscheine am nächsten 20. September, während die Zehnyennoten erst viel später erschienen.

Am 28. Februar 1903 verhielten sich die im Umlauf befindlichen Banknoten der Dai Ichi Ginko und die zu ihrer Einlösung bestimmten Reservefonds folgendermaßen zueinander:

Filiale	Im Umlauf	Fonds
Tschemulpo . .	18927	18927
Fusan	24568	19701
Söul	1894	1894
Mok-po	14406	12250
Summe	59795	52772

Dieses Vorgehen der Dai Ichi Ginko rief auf seiten der koreanischen Regierung den lebhaftesten Widerspruch hervor. Obgleich der Kaiser die Ausgabe des Papiergeldes genehmigt hatte, unterdrückte der Minister des Auswärtigen den Umlauf doch hartnäckig. Er erließ am 11. September einen Befehl, der den Koreanern den Gebrauch des Papiergeldes untersagte, und zwar aus Gründen, die die Lauterkeit des ganzen Unternehmens an-

zweifelten. Dieser Erlaß ging im Grunde genommen von Yi Yong-ik aus, und als wenige Monate später, am 8. Januar 1903, Cho Pieng-sik, der damalige Minister des Auswärtigen, das Verbot aufhob, betrieb Yi Yong-ik sofort die Entlassung seines allzu gefälligen Bundesgenossen. Nun war das Ministerium des Auswärtigen ohne Oberhaupt, und Yi Yong-ik verlor keine Zeit, den Kontrakt mit der Bank zu widerrufen. Er erklärte, daß das



Koreanische Beamte.

japanische Papiergeld der Verderb des Landes sei, und behauptete, die Abrechnungsgelder mit der Söul—Fusan-Eisenbahngesellschaft würden deshalb in solchen Scheinen bezahlt, um eine Bankrotterklärung zugunsten der Bank herbeizuführen. Dann berief er eine Versammlung der Hausiererinnung und verbot die Annahme des Papiergeldes. Einige Tage später, am 1. Februar, veröffentlichte der Bürgermeister der Stadt eine Bekanntmachung, die das Verbot bestätigte und zugleich diejenigen mit schweren Strafen bedrohte, die die Scheine benutzten oder ihre Verbreitung begünstigten. Das

Finanzministerium machte diesen Erlaß auch in den Provinzen bekannt, und nun erfolgte ein wahrer Sturm auf die Bank. Drei Tage später, am 4. Februar, drohte der japanische Minister, daß seine Regierung eine Schadloshaltung der Bank und mehrere Bergwerks- und Eisenbahnkonzessionen als Ersatz verlangen würde, wenn diese schändlichen Maßnahmen nicht aufgehoben würden. Nach vielen Unterhandlungen und mehreren Zusammenkünften beschloß die koreanische Regierung, das Verbot aufzuheben und die Bank wieder im ganzen Land anzuerkennen. Von dem Tage an ist die Stellung der Dai Ichi Ginko unangefochten geblieben.

Die Erpressungen und die Unehrlichkeit der Beamten stellen große Anforderungen an die Regierungsgelder. Mit diesem Übel würde ein anderes großes Übel beseitigt werden, das sich dem Aufblühen der koreanischen Finanzen entgegenstellt. Unglücklicherweise verursachte die Dürre und die Hungersnot im Jahre 1901 im Verein mit der Mindereinnahme des Jahres 1902 ein Defizit von 5 Millionen Yen. Das sind außergewöhnliche Verluste, aber keine mildernden Umstände können die übrigen Schädigungen entschuldigen, die das Land den persönlichen Veruntreuungen seiner Beamten verdankt. Erst als die Hungersnot das Elend noch vergrößerte, wurde man auf das bedeutende Defizit aufmerksam, welches sich in den Kassen von vielen höheren Beamten der Stadt und der Provinz vorfand, und da es diesen Herren unmöglich war, ihren so unredlich erworbenen Besitz wieder herauszugeben, wurde auf Veranlassung des Finanzministers Yi Yong-ik sofort das Strafverfahren gegen sie eingeleitet, welches in der Enthauptung, Verbannung oder Gefangenschaft vieler Sünder endete.

Bei derlei Gelegenheiten trat Yi Yong-iks Schlauheit besonders zutage. Während er jeden der Beamten mit der vollen Schärfe des Gesetzes treffen ließ, führte er als Finanzminister einen Streich aus, der ihm ohne weiteres fast $^1/_2$ Million Yen für die kaiserliche Schatzkammer einbrachte. Er verhandelte mit den Farmern wegen des Ankaufs der Ginsengernte, der ein Privi-

legium der Regierung ist. Der Preis für die 63000 Pfund frischer oder gedörrter Ware wurde mit 8 Doll. pro Pfund vereinbart. Als der Zahlungstermin kam und der Ginseng sich bereits in seinem Besitz befand, weigerte sich Yi Yong-ik, unter Vorwand, daß die Farmer die Beschaffenheit und das Gewicht der Ware falsch angegeben hätten, mehr als 1 Doll. für das Pfund zu zahlen. Inzwischen war der Ginseng weiter verkauft worden, das Geld mußte eingestrichen werden, und der Überschuß wurde der Schatzkammer überwiesen.

Bei einer andern Gelegenheit, als gerade der Kurs des Nickelgeldes dem Goldyen gegenüber sehr tief stand, wurden durch Yi Yong-iks Vermittlung 2000000 koreanischer Doll. dem Kaiser als Geschenk präsentiert. Durch kluge Spekulation stieg der Wert des Nickelgeldes am Tage nach der Überreichung um 20 Prozent. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß der schlaue Finanzminister den Gewinn zugunsten seines Herrn verwendete.



Tor in Söul.



Kinder aus den unteren Ständen.

Neuntes Kapitel.

Erziehungswesen. Kunst und Künste. Strafgesetz. Ehe und Ehescheidung. Rechte der Nebenfrauen. Stellung der Kinder. Regierungssystem.

Bis zu der Zeit, wo ausländisches Erziehungswesen in Korea Eingang fand und Schulen im Geiste der Neuzeit errichtet wurden, hat der Koreaner keine Beweise von großer Bildung erbracht. Auch heutzutage noch besteht die Bildung der oberen Klassen in einer oberflächlichen Kenntnis der chinesischen Klassiker, und nur ausnahmsweise erhebt man sich zu gründlichem Studium derselben. Und wenn auch die beiden Geschlechter der Vornehmen die Literatur und Sprache der Chinesen notdürftig beherrschen, so ist doch der Mittelstand sehr selten fähig, mehr als das Gemisch von Chinesisch-Koreanisch der heimischen Presse zu lesen, dessen grammatikalische Konstruktion rein koreanisch ist.

Trotz der im allgemeinen mangelhaften Kenntnis des Chinesischen gilt der chinesische Mandarinendialekt als Sprache der Hochstehenden; er gilt für die amtlichen Mitteilungen am Hofe, und auch die meisten im Regierungsdienst stehenden Ausländer haben

seine Schwierigkeiten bewältigt. Dagegen konstatiert Professor Homer B. Hulbert, dessen weitgehendes Studium der koreanischen und chinesischen Philologie ihn zu einer berühmten Autorität gemacht hat, daß nur ein Prozent der Frauen aus den oberen Klassen, die Chinesisch lernen, praktische Kenntnis davon haben. Den Frauen der mittleren und unteren Klassen ist diese Sprache überhaupt fremd. Wie gesagt, nur eine verschwindend kleine Zahl der Frauen aus den höheren Ständen vermag Chinesisch zu lesen. Ich glaube, daß aus einer nicht gerade auserlesenen Gesellschaft von Koreanern nicht mehr als fünf vom Hundert ein chinesisches Werk mit derselben Geläufigkeit lesen können, wie eine gleiche Zahl von Engländern ein Buch in gewöhnlicher lateinischer Prosa. In bezug auf den Ön-mun, die gewöhnliche Schriftsprache der Koreaner, herrscht diese Unkenntnis nicht; sowohl die höheren als mittleren Stände studieren denselben sehr eifrig. Die koreanische Sprache ist von der chinesischen und japanischen total verschieden; sie hat ein eigenes Alphabet, welches zurzeit aus wohl 25 Buchstaben besteht. Koreanische Chronisten schreiben dasselbe dem 15. Jahrhundert, 1447, zu, wo der König, um seine Unabhängigkeit zu befestigen, den Entschluß faßte, die chinesischen Schriftzeichen im dienstlichen Verkehr fallen zu lassen, und ein Alphabet erfand, welches speziell der Muttersprache dienen sollte. Indessen konnte man sich vom Althergebrachten nicht trennen, und die neuen Schriftzeichen wurden allmählich auf die Beachtung der unteren Klassen, der Frauen und Kinder verwiesen. Die Literatur in der Muttersprache ist sehr reichhaltig; sie umfaßt Übersetzungen aus den chinesischen und japanischen Klassikern, Geschichtswerke über das koreanische Mittelalter und die Neuzeit, Reise- und Jagdbeschreibungen, Gedichtbücher, Briefsteller und auch eine ganze Anzahl von Romanen, die sich mit jenen Seiten der Menschennatur befassen, die überall die gleichen sind.

Viele der Bücher werden von den koreanischen Frauen gründlich studiert, denn die Unkenntnis ihres Inhalts erntet bei den Frauen

der höheren Stufen Mißachtung, und, wenn auch in etwas geringerem Grade, auch bei den Frauen des Mittelstandes.

Am eifrigsten geben sich die Palastdamen dem Studium ihrer Muttersprache hin, denn ihre Stellung am Hofe erfordert, daß sie Ön-munkopien ministerieller Verfügungen, Berichte über allerhand Neuigkeiten und Klatsch für den kaiserlichen Gebrauch anfertigen. Jeder Koreaner kauft gern Bücher in seiner Landessprache oder entnimmt sie den Leihbibliotheken. Für diejenigen, welche entweder nur Chinesisch oder Koreanisch können, sind viele Werke auf abwechselnden Seiten in beiden Sprachen geschrieben, und die ganz Ungebildeten lernen die wichtigeren Kapitel nach dem Gehör. Bei jeder Frau aber wird die Vertrautheit mit einem gewissen Buche vorausgesetzt, welches den Titel „Die drei Hauptlehren des Verhaltens" führt und in die drei großen Abschnitte zerfällt: 1. Die Behandlung der Eltern, 2. das Aufziehen der Familie, 3. die Haushaltung. Zu diesem Buche gesellen sich „Die fünf Lebensregeln" und „Fünf Bände über das Wichtigste aus der Literatur", denen die Koreanerin denselben Wert beimißt wie den obigen Schriften, und die in Ton und Inhalt einander sehr gleichen. Sie behandeln die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Herrschern und Untertanen, Mann und Frau, Alten und Jungen und zwischen Freunden. Außerdem geben sie noch Ermahnungen zur Tugend und zum Fleiße.

Abgesehen von jener Richtung und dem Felde weiblicher Erziehung in Korea, die ich soeben gezeichnet habe, bildet die theoretische Kenntnis häuslicher Künste einen ständigen Zweig tieferen Studiums. Aber auch viel praktisches Üben ist damit verbunden. Damit eröffnet sich für die Frau, die außerdem noch den Lehrstunden engagierter Professoren beiwohnen muß, ein großes Reich, während die Erziehung der Männer gewissen Standes sich auf die Lektüre von Büchern beschränkt, denen sie sehr wenig Interesse entgegenbringen. Prunkende Künste, wie sie von englischen Salondämchen ins Treffen geführt werden, kennt die vornehme Koreanerin



Koreanische Privatschule.



Blick in eine moderne koreanische Volksschule.

nicht. Die Vollendung in Tanz und Gesang ist ein Privilegium der Tänzerinnen und Halbwelt. Sticken, Kleidermachen, Nähen und Weben beanspruchen ihr Interesse, bis sie endlich die ganze Leiter häuslicher Fertigkeiten erklommen hat. Die Frau hohen Ranges lernt bisweilen den Komungo spielen, ein $1^1/_2$ Meter langes und 33 Zentimeter breites Instrument, welches einige Ähnlichkeit mit



Strafe des Halsblocks.

der Zither hat und melancholische, disharmonische Töne von sich gibt. Auch noch eine andre besaitete Waffe gibt es, Nageum genannt — aber das entsetzlich schrille Geheul dieser unseligen kleinen Geige überwältigt mich sogar noch in der Erinnerung.

Die gewöhnlichste und häufigste Belustigung des Mittelstandes besteht in einem gemächlichen, ziel- und durchaus absichtslosen Spaziergang. Man will eben nur „sehen und sehen lassen". Auch die Schaukel, das Seilspiel, Würfel, Domino und Puppen finden Anklang.

Unter dem Einfluß missionarischer Tätigkeit hat sich eine kleine Hebung des Erziehungswesens bemerklich gemacht, das Gerichtswesen dagegen ist höchst tadelnswert. Natürlich läßt sich nicht immer in einem Lande ein Gerichtsverfahren einführen, welches sich in einem andern bewährt hat. Gewisse Verbrechen, welche denselben Motiven entspringen, nehmen ein verschiedenes Gepräge



Stockschläge aufs Schienbein.

an, wenn sie von dem Standpunkte eines Mannes aus betrachtet werden, welcher Reformen einführen will. Außerdem muß man zugeben, daß die Zustände in manchen Ländern etwas Barbarei in der Strafe nötig machen, will man eine Bevölkerung in Schach halten, die über humanere Ahndung spotten würde. Wer an den Kriminalgesetzen Koreas Anstoß nimmt, möge bedenken, daß im fernen Osten Gerechtigkeit nicht mit Milde gepaart ist. Es gibt noch viele Strafen, die geradezu grausam sind, und einige sind sogar von beispielloser Härte. Die Todesstrafe durch Köpfen, Ver-

stümmeln, Erwürgen oder Gift kommt jetzt weniger häufig vor als früher.

Bis in die letzten Jahre mußte nach koreanischem Gesetz die Familie eines schweren Verbrechers alle seine Strafen mit ihm leiden. Das ist jetzt nicht mehr der Fall, und mit den Reformen, die das unruhige Jahr 1895 mit sich brachte, ist auch der Versuch gemacht worden, Gebräuche abzuschaffen, die dem Geiste des Fortschritts widersprechen. Die hier beigegebene Zusammenstellung zeigt Strafen, die auf gewisse Vergehen entfallen.

Verrat, Mann	Enthauptet mit den männlichen Verwandten bis zum fünften Grad. Mutter, Frau und Tochter vergiftet oder zu Sklavinnen gemacht.
Verrat, Frau	Vergiftet.
Mord, Mann	Enthauptet, Frau vergiftet.
Mord, Frau	Erwürgt oder vergiftet.
Mordbrennen, Mann .	Erwürgt oder vergiftet, Frau vergiftet.
Mordbrennen, Frau . .	Vergiftet.
Diebstahl, Mann . . .	Erwürgt geköpft oder verbannt, Frau zur Sklavin gemacht, Vermögen eingezogen.
Grabschändung . . .	Geköpft mit den männlichen Verwandten bis zum fünften Grad. Mutter, Frau und Tochter vergiftet.
Falschmünzerei	Erwürgt oder geköpft, Frau vergiftet.

Nach dem koreanischen Gesetz kann die Frau keine gesetzmäßige Lösung ihrer Ehe beanspruchen; nur der Mann hat dieses Recht; und bei den höheren Gesellschaftsklassen ist Scheidung überhaupt nicht üblich. Die Frau darf jedoch ihren Mann verlassen und sich unter den Schutz eines Verwandten stellen, in welchem Falle der Mann nichts tun kann, wenn er nicht die Anklagen der Frau widerlegt. Klagt die Frau überhaupt nicht gegen den Mann, so müssen ihre Verwandten die Kosten der Hochzeit, die sich meist

ziemlich hoch belaufen, zurückerstatten. Das Gesetz zwingt keine Frau, mit ihrem Gatten zusammenzuleben, mischt sich überhaupt, soweit es die Frau betrifft, nicht in die Angelegenheit. Der Mann dagegen kann sich, unter Beibehaltung der Erziehungspflicht an seinen Kindern, von seiner Frau scheiden lassen, und zwar aus den gesetzmäßigen oder folgenden Nebengründen: Trägheit, Vernachlässigung der vorgeschriebenen Opfer, Diebstahl und zänkisches Wesen.



Frauen in Straßenkleidung.

Frauen der höheren Kreise können keine Berufung gegen das Betragen des Mannes einlegen; häuslicher Unfriede gilt als durchaus strafbar. Viel größere Freiheit herrscht in den unteren Volksschichten, wo ungesetzmäßige Verbindungen den weitesten Spielraum finden. Nebenfrauen sind eine anerkannte Einrichtung, der in oberen wie in unteren Kreisen gehuldigt wird.

Die Rechte der Kinder dieser Nebenfrauen sind ganz verschieden je nach dem moralischen Standpunkt der Gesellschaftsklasse, in der sie geboren sind. In den oberen Klassen haben sie keinen Anspruch auf das Besitztum ihres Vaters; es steht ihnen kein Erbrecht zu, und sie brauchen die Familienopfer nicht zu verrichten. Ist kein legitimer Nachkomme da, so muß ein Sohn adoptiert werden, der die Familiengüter erbt und die Begräbnisfeierlichkeiten und den Ahnenkultus gebührend beobachtet. Großer Nachdruck wird bei den Vornehmen auch auf die Reinheit der Abstammung gelegt, während das Volk darin weitherziger ist. Außer in den unteren Klassen hat jede Nebenfrau ihre gesonderte Wohnung.

Dem Umstand, daß oft Nebenfrau und Frau im selben Hause wohnen, ist zum Teil das unglückliche Familienleben der Koreaner zuzuschreiben. In jedem Fall richtet sich die Stellung der Kinder der Nebenfrau nach dem Stande der Mutter.

In den letzten Jahren hat die Verwaltung und das Rechtswesen in Korea große Veränderungen erfahren. Unter dem alten System war der Lehrsatz von der Höchstgewalt mit vielen Mißbräuchen verknüpft. Noch war Gerechtigkeit nicht mit Milde gepaart, und es war nicht immer der Schuldige, der bei der Bestrafung eines Verbrechens litt. Das alte Regierungssystem baute sich auf den Grundsätzen der chinesischen Ming rule auf, die dem Herrscher in Theorie und Praxis unumschränkte Macht verleiht. Drei Oberstaatsbeamte und sechs Verwaltungsbehörden standen ihm zur Seite, zu denen sich noch viele Ämter gesellten, sobald der Staat mit dem Ausland in Berührung trat. Reformatoren führten von Zeit zu Zeit Verbesserungen an Geist und Buchstaben des Gesetzes ein. Ehe der Einfluß der Japaner die Oberhand bekam, wich das koreanische Gesetz in seinen Prinzipien nur wenig von dem ab, was in China so viele Jahrhunderte hindurch Gültigkeit besessen hatte. Während langer Zeit herrschte ausschließlich der Konservatismus in Korea. Heutzutage ist die Gewalt des Fürsten etwas mehr beschränkt, aber in den Händen eines weniger aufgeklärten Fürsten würde sie noch ebenso wirksam gegen die Interessen des Landes sein wie früher. Glücklicherweise aber dauert die Periode des Fortschritts, die die Erschließung des Landes begleitete, immer noch fort.

Die Regierung liegt jetzt in den Händen eines Staatsrats, der aus einem Kanzler, sechs Ministern, fünf Räten und einem Obersekretär besteht. Der Wille des Monarchen aber ist suprem. Die verschiedenen Departements werden von neun Ministern geleitet; ihr höchster ist der Staatsminister, dem der Präsident des Geheimen Rats, die Minister des Haushalts, des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Justiz, des Schulwesens und des Ackerbaus zur Seite stehen. Mit der Verbesserung der

inneren Verwaltung sind zwar viele alte Übelstände gefallen, aber es kommen noch zahllose Beschwerden, und man kann noch keineswegs sagen, daß der Gang der neuen Staatsmaschine ein durchaus befriedigender wäre. Die Gerechtigkeit wird noch von Bestechung eingeengt, die Verderbnis der Beamten leistet der Erlangung von Ämtern durch Bestechung Vorschub. Mancher Seufzer begleitet die Reinigung des Augiasstalles, und vorläufig rechtfertigt der Nutzen der



Wohnung eines Beamten.

Reformen den begeisterten Jubel noch nicht, mit dem ihre Einführung begrüßt wurde. Es ist noch zu früh zum Prophezeien, aber es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß diese Neuerungen von Erfolg begleitet sein werden, wenn man nur auch weiter für ehrliche Verwaltung der öffentlichen Ämter sorgt. Vorläufig ruht freilich die Verantwortung für den geordneten Gang der Staatsmaschine noch ganz auf den Schultern der ausländischen Berater. Es bleibt deshalb abzuwarten, ob die vereinigten Dienste solch hervorragender Männer die Periode ehrlicher Amtsverwaltung in Korea verlängern können.

Zehntes Kapitel.

Landwirte. Landwirtschaft und zur Landwirtschaft gehörige Tiere. Häusliches Gewerbe. Produkte. Nahrungsmittel.

Die Koreaner sind ein Ackerbau treibendes Volk, und die einheimische Industrie steht größtenteils in Verbindung mit dem Ackerbau. Mehr als 70% der Bevölkerung sind Bauern, der Tischler, der Schmied, der Maurer entstammen diesem Stand und verbinden ihre Beschäftigung am Amboß und in der Werkstatt mit einer lebenslänglichen Kenntnis der Landwirtschaft. Der Lehrer ist gewöhnlich der Sohn eines Freisassen, der Fischer besitzt ein Stück Land, das seine Frau bearbeitet, während er fischt. Die Ackerbau treibenden Klassen pflegen zugleich Industriezweige. So bauen die Frauen der Farmer die Baumwolle und den Flachs an, züchten Seidenraupen und verwandeln auch die Rohstoffe in die fertigen Fabrikate. Die Sandalen, Matten, die Korb- und Holzwaren, die im koreanischen Haushalt eine so große Rolle spielen, sind Erzeugnisse der Farmer in ihren Mußestunden. Die Beamten, die Läufer, die Kaufleute, Gastwirte, Bergleute und Schiffer gehören nicht zu dieser Klasse, sind aber oft eng damit verbunden. Der Staat wird von den Steuern der Landwirtschaft erhalten, die Bevölkerung lebt von den Bodenfrüchten; die koreanischen Behörden stehen ganzen Ackerbau treibenden Gemeinden vor. Seit Jahrhunderten ist der ganze Staatshaushalt abhängig von den Aufgaben und den Bemühungen der Landwirtschaft. Deshalb sind die Koreaner naturgemäß Ackerbauer, und in dieser Richtung muß auch die Entwicklung des Landes zum Teil fortschreiten.

Man muß diese so fleißig arbeitende Menschenklasse bewundern, deren einzige Erholung der Wechsel in den Beschäftigungen ist, die

die verschiedenen Jahreszeiten mit sich bringen. Der friedliche, rührige Farmer und sein phlegmatischer Ochse sind für einander geschaffen. Ohne diesen wiederkäuenden Gehilfen würde die Arbeit unausführbar sein. Er zieht den schweren Pflug durch den tiefen Schlamm der Reis- und über den rauhen Boden der Getreidefelder, er bringt Holz- und Steinlasten zu Markte. Die beiden geben ein ausgezeichnetes Paar ab; jedes ist ein Lasttier. Bezüglich der Roheit, der Stumpfsinnigkeit und Ungeschlachtheit reicht der Koreaner nicht ganz an den englischen Bauer heran. Er wird von selbst zur Geduld erzogen. Er begnügt sich mit dem Bewußtsein, ein Arbeitsfeld zu haben, auf dem er ebenso hart arbeiten muß, wie seine Tiere, ohne daß ihm eine nennenswerte Befriedigung daraus erwächst.

Wenn man der Überlieferung glauben kann, neigte die koreanische Landbevölkerung früher zu Herrschsucht und Unabhängigkeitsgelüsten. Spuren dieses früheren Geistes findet man noch heute in der zeitweiligen Auflehnung gegen die Schröpfungen der Beamten. Aber solche Störungen sind vereinzelt und selten, denn nachdem der mutige Geist der Farmer einmal gebrochen war, haben sie sich in den gegenwärtigen, sanften, geduldigen Typus verwandelt. Sie unterwerfen sich dem Druck und der Härte des Yamen, sie erdulden alle ungesetzmäßigen Steuern und richten sich zugrunde, nur um die Erpressungen zu bezahlen, die sie ihrer eigenen Indolenz verdanken. Sie scheuen alles, was den Anschein von Rang und Würde hat. Ihre Furcht, in ihrer Ruhe gestört zu werden, ist so groß, daß sie, wenn auch unter großem Murren, immer wieder die Forderungen der Behörde befriedigen.

Heutzutage noch ist der koreanische Farmer das Urbild eines Naturkindes, abergläubisch, einfältig, geduldig und unwissend. Er ist der Sklave seiner Arbeit und entfernt sich nicht weiter von seinem Dorfe als bis zum nächsten Markt. Er glaubt voll Schrecken an Dämonen, Geister und Drachen, deren schmutzige, ungeheuerliche

Nachbildungen seine strohgedeckten Hütten zieren. Der Bauernstand zeigt noch andere charakteristische Züge. Ihre Arbeitsfähigkeit ist unbeschränkt; sie sind selten müßig und haben, ganz entgegen dem Gros ihrer Landsleute, kein Ruhebedürfnis. Bezüglich der Bodenbewirtschaftung befolgen sie instinktive und überlieferte Grundsätze, die an sich ausgezeichnet sind. Gegen Wanderer und Fremde zeigen die Koreaner eine überraschende und außerordentliche Gastfreundschaft. Der Ausländer, der sich mit ihnen über die Eigentümlichkeit der Landschaft, der Felder, über den Verlauf ihres täglichen Lebens unterhält, wird erstaunt sein über ihre tiefe Verehrung alles dessen, was ihr Verständnis übersteigt und über ihren erstaunlichen Sinn für alles Schöne in der Natur. Die Einfalt ihrer Wertschätzung ist köstlich. Man glaubt gern, daß sie für die Reize der Blumen empfänglicher sind, als für die der Frauen.

Selten nur leistet sich der Farmer eine Zerstreuung, aber dann geht es ihm wie allen seinen Berufsgenossen der ganzen Welt: er unterliegt den Versuchungen eines Markttages und kommt unordentlich und betrunken, in physischer und moralischer Beziehung ein Wrack, nach Hause, ein trauriger Abschluß der langmonatigen Enthaltsamkeit und Ehrbarkeit. Zu solchen Zeiten entwickelt er eine ungeahnte Starrköpfigkeit; er entführt irgend eine benachbarte Schönheit oder schlägt bei dem Versuch, ihn von seinen Behauptungen zu überzeugen, einem Freunde den Schädel ein. In jeder nur möglichen Hinsicht enthüllt er Eigenschaften, die ihn zum einfachen, ja zum Ideal eines Naturmenschen stempeln.

Während meines langen Aufenthaltes in Korea verbrachte ich einige Tage in einer am Wege gelegenen Farm, da sich sonst kein Unterkommen im Dorfe fand. Der kurze Überblick, den ich damals über die Lebensweise der Bauern erhielt, war interessant und reizvoll. Da ich bereits einige Kenntnis von dem wechselvollen Landleben hatte, konnte ich mancherlei aus der täglichen Arbeit dieser kleinen Gemeinde lernen. Oft nahm ich Gelegenheit, den Farmer und seine Nachbarn bei ihren Beschäftigungen zu be-



Der Koreaner und sein Stier.



Bodenbearbeitung mit dem Spaten.

obachten. Sie haben nur wenige und rohe Werkzeuge: einen Pflug mit einer beweglichen Pflugschar, die die Schollen in einer der unserigen entgegengesetzten Richtung aufreißt, einen mit Seilen versehenen Spaten, der von mehreren Personen gezogen wird, Bambusflegel und -rechen und eine schmale, scharfe und schwere Hacke, die nach Gelegenheit zum Hacken, Schneiden, Hauen, zur rauhen Landarbeit oder zum leichteren Hausbedarf benutzt wird.

Während der Ernte helfen alle Hände auf dem Felde. Die Frauen schneiden das Getreide, und die Männer binden es in Garben, welche von den Kindern in die aus Seilen geflochtenen Körbe gelegt werden, die in Holzgestellen über den Rücken der Ochsen herabhängen. Und nun wird die Ernte ohne Verzug ausgedroschen; nachdem die Körbe auf die offnen Wege ausgeleert worden sind, gehen die Männer mit feierlichem Ernst und ununterbrochenem Eifer an das Geschäft. Während die Dreschflegel in Tätigkeit sind, und der Wind die Körner worfelt, bearbeiten sechs, auch wohl acht Frauen mit den Füßen einen schweren Balken, von dem aus ein aus Eisen oder Granit bestehender Stößel über einen Granitmörser herabhängt. Diese stets bereite Vorrichtung zerreibt die Körner genügend zu den groben Kuchen, die unser Brot ersetzen.

Außer Ochs und Schwein gibt es im Innern des Landes wenig Farmtiere; Pony und Esel werden zur Feldarbeit nicht so viel verwendet, wie der Ochse. Dieser letztere erfreut sich einer weit besseren Behandlung, als der unglückliche Pony, dessen Gutmütigkeit durch seine abscheulich harte Behandlung ganz verloren geht. Die widerliche Grausamkeit des Koreaners gegen dieses Tier ist der häßlichste Zug des Volkslebens.

Nur für die Reisfelder, die im mittleren und südlichen Korea eine ziemlich gute Ernte ergeben, ist eine Bewässerung nötig. Im Norden tritt die Hirse, diese wichtige Zukost bei den Koreanern, an die Stelle des Reises. Dieser letztere wird viel angebaut, und die Leute sind, was die Bewässerung und das Aufsparen von Wasser anbetrifft, sehr erfahren. Nachdem der Reis im Mai aus-

gesät worden ist, wird er im Juni auf die Felder verpflanzt und im Oktober eingeerntet. Treten aber Zeiten der Dürre und damit der Not ein, so sät man Gerste, Hafer und Roggen aus, die im Mai reifen und im Juni eingeerntet werden; man ringt auf diese Weise dem Boden eine Ernte mehr ab und richtet denselben nun erst für den Reisbau vor. Das Land wird überrieselt, und, bis an die Kniee im Wasser stehend, pflügt der Bauer mit seinem Ochsen die Fläche. Um das Land soviel als möglich auszunützen,



Reismühle in Söul.

pflanzt man Bohnen, Erbsen und Kartoffeln zwischen die Furchen. Die Ernte fällt meist sehr reich aus.

In China sehen die Felder etwas anders aus. Die Bauern dort ziehen kurze Furchen vor und bauen daher ihre Feldfrüchte auf kleinen Parzellen. Die langen Furchen der koreanischen Felder erinnern an die Äcker des Abendlandes — damit endet aber auch die Ähnlichkeit. Die sorglich gepflegten Flächen geben ein beredtes Zeugnis ab für den ernsten Eifer, mit dem das niedergedrückte Volk gegen sein Elend ankämpft. Man möchte ihnen in so mancher Hinsicht helfen und raten. Wenn es geraten wäre, würde

ich die Missionszentren im Innern des Landes zu Bauernwirtschaften umgestalten und jede derselben eine tüchtige Lehrkraft beigeben.

Die Koreaner halten den Reis, als ihr Haupterzeugnis, hoch in Ehren. Nach ihrer Angabe wurde er zuerst in Ha-ram in China gefunden und zwar zwischen 2838 und 2698 v. Chr., einem Zeitraum, der in sagenhaftes Dunkel gehüllt ist. Der Name „Wunderbare Ackerfrucht" ist ihm sicher erst später gegeben worden. Den ersten Reis brachte Ki-ja im Jahre 1122 v. Chr. mit Gerste und anderen Cerealien nach Korea; bis dahin hatte man nur Hirse gekannt.



Getreidemahlen.

Man unterscheidet drei Arten von Reis in Korea und außerdem eine Menge Unterarten. Die erste, tap-kok oder Paddyfeldreis genannt, wird auf den eigentlichen Reisfeldern gebaut und fast nur zu den gewöhnlichen Reisspeisen verwendet. Ferner gibt es chun-kok oder Feldreis, auch Hochlandsreis genannt; er ist trockner als der obige und wird zur Reismehlfabrikation und zum Bierbrauen genommen. Die dritte Sorte, ein wilder Reis, wächst nur an Berglehnen. Seine Körner sind etwas klein und hart und müssen daher Proviant für die Garnisonen abgeben. Er ist sehr widerstandsfähig. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hält sich Reis aus dem Tieflande etwa fünf Jahre, der Bergreis aber verträgt zehn Jahre tadellos.

Einen hervorragenden Rang nehmen neben dem Reis die Hülsenfrüchte ein — jene große Familie der Leguminosen. Wie reich versehen Korea mit diesen gesunden und nahrhaften Nahrungsmitteln ist, kann man daraus ersehen, daß es dort 13 Sorten runde,

2 Sorten lange und 5 Sorten gemischte Bohnen gibt. Unter diesen ist die sogenannte Pferdebohne weitaus am häufigsten vertreten, und sie gerade ist es, die eine so große Rolle unter den Ausfuhrartikeln Koreas spielt. Der Koreaner schreibt ihr das nordwestliche China als Vaterland zu und erklärt ihren Namen damit, daß sie viel als Viehfutter benutzt wird. Nur eine einzige Art — die schwarze Bohne — kann einheimisch genannt werden, sie ist sonst nirgends in Asien anzutreffen. Wo die übrigen Arten herkommen, ist ungewiß. Die Pferdebohne wird am meisten in der Provinz Kieng-siang und auf der Insel Quelpart angebaut, ist indes auch über das andere Land verbreitet. Die schwarze Bohne gedeiht am besten in der Provinz Tschien-la, wogegen die grüne, die Öl- und die weißkäppige Bohne den Landstrich Kieng-keui vorzieht. Die gelbe Bohne trifft man in Hoang-hai, die Südflußbohne in Tschiung-tschieng, die Großvaterbohne — sie wird so genannt, weil sie Fältchen hat — wird überall angebaut, wenn auch nicht in großen Mengen. Die Kang-wen Provinz aber liefert die braune, sowie die Kastanienbohne.



Frau zum Markte gehend.

Der Wert der Hülsenfrüchte für Korea kann wohl kaum überschätzt werden. Sie sind fett- und stickstoffhaltig, was dem Reis abgeht, und bilden daher ein sehr kräftigendes Nahrungsmittel, zumal die darin enthaltenen Nährsalze das ganze System mächtig anregen. Es ist unmöglich, alle Gerichte aufzuzählen, welche aus Bohnen bereitet werden; sie stehen darin dem Mehl kaum nach.

Der Koreaner verzehrt im Durchschnitt ein Sechstel mehr Hülsenfrüchte als Reis. Bohnen sind halb so teuer wie Reis; der Preis beider Artikel ist Schwankungen unterworfen. Es gibt Spielarten von Bohnen, die fast ebensoviel kosten, wie Reis.

Der gewöhnliche Name für Gerste ist po-ri; die Dichtersprache nennt sie nach der Zeit ihrer Ernte „der fünfte Monat des Herbstes". Als erste Frucht, die im Frühjahr sproßt, ist die Gerste dem Koreaner äußerst wertvoll; sie hält ihn hin, bis die Hirse- und Reisernte kommt. Gerste und Weizen wird viel zur Wein- und Bierbereitung angebaut, und außerdem sind sie für den Koreaner ebenso wichtig wie die verschiedenen Hülsenfrüchte. Sehr mannigfaltig ist der Nutzen der Gerste. Außer ihrer Verwendung als mehliges Nahrungsmittel gibt sie Malz, Arzenei, Zucker, Sirup, und eine ganze Anzahl Zwischengerichte. Weizen wird fast ausschließlich in Pieng-an kultiviert, in den übrigen Provinzen kommt er bloß in kleinen Flächen vor. Er liefert nur eine Herbsternte, während Gerste zwei Ernten, nämlich im Frühling und Herbst ergibt. Bei den Armen vertritt er die Stelle des Reises, auch brauen sie sich ein Getränk daraus. Er wird als Paste gebraucht, spielt eine Rolle in der heimischen Arzneikunde und bei den in das Sommersolstitium fallenden Opferfesten.

Hafer, Hirse und Sorghum (Mohnhirse) sind andere wichtige Körnerfrüchte Koreas. Es gibt sechs verschiedene Hirsearten; die besseren erzielen denselben Preis wie Reis. Ursprünglich war dem Lande nur eine dieser sechs Arten eigen. Sorghum wird hauptsächlich in der Provinz Kieng-siang angebaut, während es im Süden wild wächst. Es wird im allgemeinen in Korea weniger verwendet als Weizen, Hirse oder Hafer. Ein merkwürdiger Unterschied besteht zwischen dem aus China importierten und dem in Korea geernteten Sorghum. In China verwendet man es zur Zuckerbereitung; kommt aber das zuckerhaltige Korn in Korea an, so ist es nicht mehr möglich, den Zucker daraus zu gewinnen. Zwei von den drei Sorghumarten sind in Korea heimisch, die

dritte ist aus Mittelchina gekommen. Hafer ist in den bergischen Regionen, wo es keinen Reis gibt, das Hauptnahrungsmittel; er wird ähnlich wie der Reis zubereitet. Das Stroh liefert ein ausgezeichnetes Papier, das in den kaiserlichen Palästen benutzt wird. Der Hafer wird in den Provinzen Kang-wen, Ham-kieng, Pieng-an angebaut.

Der Koreaner ist Allesesser: Vögel, Landtiere, Seefische — alles gefällt seinem Gaumen. Hundefleisch steht zu gewissen Zeiten in großer Nachfrage, er ißt Schweine und Ochsen, ohne das Blut aus den geschlachteten Tieren ablaufen zu lassen, Vögel kocht er samt Augen, Eingeweiden, Köpfen und Krallen, er verschmäht auch nicht die in der Sonne getrockneten, höchst widerwärtig riechenden Fische. Das Kochen scheint ihm nicht immer nötig; eine gewisse Art kleiner Fische zieht er roh, in einer scharfen Tunke vor. Andere Delikatessen sind Seegras, Garneelen, Nudeln, die die Frauen aus Buchweizenmehl und Eiweiß machen, Tannensamen, Lilienzwiebeln, Honigwasser, Weizen, Gerste, Hirse, Reis und alle westlichen und östlichen Gartengemüse. Aber damit ist die Liste noch keineswegs erschöpft.


Wasserträger in Söul.

Ihre Unmäßigkeit macht die Koreaner zu Opfern ihrer Verdauung.

Elftes Kapitel.

Japan in Korea. Geschichtliches. Im alten Fusan. Politische und wirtschaftliche Interessen. Mißbrauch des Übergewichts.



Japanischer Reiter.

Das südliche Korea zeigt viele Spuren von der einstigen kriegerischen Tätigkeit und den Handelsunternehmungen der Japaner, die ihr eigenes Inselreich verließen, um sich Wohnsitze an den Küsten der benachbarten Halbinsel zu suchen.

Die unsichere Lage dieser herrenlosen Verirrten aus einem fremden Staate inmitten eines Volkes, dessen ganze Gesinnung fremdenfeindlich war, hielt andere nicht ab, ihnen zu folgen. Diese allmähliche Einwanderung von Japan in das unerschlossene Reich dauerte durch viele Jahrhunderte und veranlaßte einen Verkehr zwischen den beiden Völkern, dem die

Regierung nicht zu steuern vermochte. Infolge dieser Niederlassung behaupten japanische Geschichtschreiber, daß Korea durch Eroberung und Aneignung schon vom 2. Jahrhundert an japanischer Oberhoheit unterstanden hätte. Diese Meinung erhielt sich 17 Jahrhunderte hindurch aufrecht und wurde erst endgültig widerlegt, als der Gesandte des Mikado am 7. Februar 1897 in Söul einen Vertrag unterzeichnete, der Korea als einen unabhängigen Staat anerkannte. Vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an bis ungefähr zum 15. Jahrhundert waren Japan und Korea durch enge Beziehungen verknüpft. Wenn auch Korea später in seiner gänzlichen Gleichgültigkeit äußeren Ereignissen gegenüber verharrte, so zeigen sich doch von dieser Zeit an Spuren von Schwäche in seiner Abschließungspolitik gegenüber den unerhörten Forderungen seiner feindlichen Nachbarn China und Japan.

An den zwei Stellen des Reiches, die China und Japan am nächsten waren, herrschte abwechselnd Krieg und Frieden. Zog Korea in den Kampf gegen die Eindringlinge, so verbanden sich die Führer gewöhnlich mit einem der beiden Nebenbuhler gegen den anderen. Daher herrschte beständig Unruhe im Lande. Im Norden wie im Süden flutete der Krieg mit wechselndem Erfolg vorwärts und rückwärts. Von Westen her erschienen die chinesischen Heere, besetzten den Golf von Liao-tung und drangen verwüstend und plündernd in das Land ein. Flotten kamen von Shantung herüber in das Gelbe Meer und legten sich an den koreanischen Flußmündungen vor Anker. Der Westen wurde von räuberischen Horden aus China bedroht; japanische Schiffe überfielen den Süden, die Besatzung stürzte sich auf Fusan und ergriff Besitz von den südlichen Städten. Diese japanischen Überfälle zerstörten alle Hoffnung der Koreaner, die Südgrenze ihres Landes von Feinden frei zu halten. Wohl schützten Ketten von bewaffneten Wachen und Palisaden, hohe Gebirgszüge und meilenweite Strecken verwüsteten Landes die Nordgrenze einigermaßen gegen die chinesischen Einfälle, der Süden aber blieb den Feinden ausgesetzt.

Fusan war das Tor, durch welches sich die japanischen Massen in ununterbrochenem Strome über die Halbinsel ergossen, um sie zu verwüsten. Sie kamen als Feinde und erhoben Tribut; sie nannten sich Verbündete gegen China; sie erschienen als Abgesandte eines befreundeten Staates und kehrten reich an Schätzen an den Hof ihres Herrn zurück. Ja sie schickten in einer Anwandlung von Großmut Kornschiffe nach Fusan, wenn im Nachbarland Hungersnot herrschte. Unaufhörlich verkehrten Schiffe zwischen Japan und Fusan. Rund um Fusan, diesen Schlüssel zum südlichen Korea, haben sich aus einem kümmerlichen Warenaustausch die ersten Anfänge des jetzigen bedeutenden Handels zwischen den beiden Ländern entwickelt.

In den Jahren nach jenen ersten Einfällen war Japan so mit eigenen inneren Unruhen beschäftigt, daß es Korea dem Frieden und der Abgeschlossenheit überließ, für die es eine so große Vorliebe hegte, und die es sich bisher so schwer hatte erhalten können. Durch zwei Jahrhunderte währte dieser glückliche Zustand der Ruhe. Dann aber hörte der Hof von Korea auf, alljährliche Gesandtschaften nach Japan zu schicken, und das Land wiegte sich so im Glauben an einen ewigen Frieden, daß es seinen Verteidigungszustand aufgab. Es wurden keine Kriegsvorbereitungen mehr gemacht, das Heer verfiel, der alte Kampfesmut des Volkes ging unter, und Kriegsübungen verschwanden aus der Schulung der Landwehr. Es herrschten Ausschweifung und Verworfenheit. Inzwischen aber war in Japan die Ordnung wiederhergestellt worden, und es gelüstete die Soldaten wieder nach Schlachtfeldern und kühnen Taten. Man berief sich von neuem auf die Vasallenschaft Koreas und forderte den König auf, seiner Lehnspflicht nachzukommen. Da die Antwort unbefriedigend ausfiel, wurden sofort Vorbereitungen zu einem Einfall getroffen. Die Flotte wurde zusammenberufen und segelfertig gemacht. Schon in diesem Feldzug zeigte sich die große Beweglichkeit der Japaner, die sie in späteren Kriegen so auszeichnete. Binnen 18 Tagen nach ihrer Landung in Fusan hatten die

Japaner Söul genommen und den Koreanern den Kopf so gewaschen, daß sie zum mindesten den Ernst ihrer Lage erkannten.

Die Rolle, die Fusan in diesem Kriege spielte, unterstützte den feindlichen Einfall ganz wesentlich. Eine Niederlassung, die von den Anhängern des Daymio von der Insel Tsushima, sowie von auswandernden Kaufleuten und Überläufern aus den zahlreichen die Küsten besuchenden Expeditionen gegründet worden war, hatte sich zu solcher Größe entwickelt, daß die Stadt sich bereits in ihren Händen befand, als man am Morgen des 15. Mai 1592



Die japanische Gesandtschaft in Söul.

die japanische Macht vom Hafen aus erspähte. Dieser Umstand ermöglichte die sofortige Ausschiffung der Soldaten und begünstigte die Japaner in den Wechselfällen des nachfolgenden sechsjährigen Feldzugs. Vermöge seiner Lage wurde Fusan sehr bald nicht nur der Stapelplatz der Vorräte für die im Felde befindlichen Soldaten, sondern auch die Werft, in der die Schiffe ausgebessert wurden, die bei dem Versuch, mit den siegreichen Streitkräften zusammenzuarbeiten, die Konishi und Kuroda vor Pieng-jang versammelt hatten, in ein unglückliches Treffen mit der koreanischen Flotte verwickelt worden waren. Nach Beendigung des ersten Ein-

falls, und nachdem die Japaner am 22. Mai 1593 vor den vereinigten Armeen der Chinesen und Koreaner den Rückzug aus dem Norden des Landes angetreten hatten, wurde Fusan eins der befestigten Lager an der Küste, wo die Japaner, angesichts des Ufers ihres eigenen Landes Winterquartier bezogen. Die Unterhandlungen des nächsten Jahres, die abwechselnd zwischen dem Lager des Oberbefehlshabers in Fusan und den chinesischen und japanischen Höfen geführt wurden, waren erfolglos.

Immer noch strebte Japan danach, seine Macht in Korea dadurch zu befestigen, daß es Besitz von den südlichen Provinzen ergriff. Als der erste Versuch fehlgeschlagen war, erneuerte es den Angriff. Fusan wurde abermals der Sitz des Kriegsrat und der Ausgangspunkt eines zweiten Einfalls. Die Feindseligkeiten begannen am 21. September 1597 mit der Belagerung des Schlosses von Na-non in der Provinz Tschien-la. Zwölf Monate später entfernten sich die Japaner aus Korea, und der Krieg war beendet. Das Land aber brauchte zwei Jahrhunderte, um sich von den Verwüstungen dieses Krieges zu erholen, der 300 000 Menschenleben gekostet hatte. Als dauerndes Wahrzeichen ihres Sieges behielten die Japaner Fusan zurück.

Das Vorhergehende zeigt deutlich, wie lange Japans Streben nach dem Besitz der südlichen Hälfte von Korea schon zurückdatiert. Noch in neuerer Zeit haben sie im Interesse Koreas einen Kriegszug unternommen und sind jetzt in Begriff, wegen desselben Landes, das sie selbst beständig bedrängen, gegen Rußland zu ziehen. Ihre Beschützung Koreas im Interesse der Koreaner steht im seltsamen Widerspruch mit ihrer eigenen ungesetzmäßigen Behauptung des begehrten Landstrichs. Überhaupt zeigt sich in dem Vorgehen der Japaner in diesen Gebieten nicht viel Rücksicht auf die Gesetze der Eingeborenen. Der Vertrag von 1876 gab Fusan den japanischen Ansiedlern frei und beseitigte damit das Haupthindernis für die überseeische Einwanderung, die seit mehreren Jahrhunderten stattfand. Eine wahre Woge von Kolonisten überschwemmte nun

plötzlich die östlichen, westlichen und südlichen Ufer des unerschlossenen Reiches.

Die Ähnlichkeit, die sich in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Neuankömmlinge und der Altangesessenen fand, weist deutlich auf frühere Einwanderungen hin und trug viel dazu bei, den Widerstand der Bevölkerung gegen die Neuansiedelungen zu vermindern. Da es ihnen nicht gelang, den Landstrich vollständig abzutrennen, den sie gern haben wollten, ließen sich die Japaner



Die Wache der japanischen Gesandtschaft in Söul.

wenigstens überall an seinen Grenzen nieder. Wo irgendwelche Handelsaussichten waren, stellten sich die Japaner ein, bis sie alle Hilfsquellen des Landes angebohrt hatten und die Überwachung des koreanischen Handels sich tatsächlich in ihren Händen befand. Als auf die Betreibung dieses unermüdlichen Handelsvolkes sich auch noch andere Häfen erschlossen, schritt das Aufblühen der Niederlassung im Süden natürlich weniger schnell vorwärts. Angesichts der wechselnden Beziehungen zwischen Korea und den Mächten maßte sich Japan immer mehr an und sorgte, wohin es

auch kam, stets eifrig für seine eigenen Interessen. Überall war ihre Flagge vom Handel begleitet, mochten sie sich nun im Weichbild der Handelshäfen befinden oder bemüht sein, die Lokalbeamten zu zwingen, sie über die Grenzen ihres Vertrags hinaus zu begünstigen. Der Erfolg solcher Bemühungen zeigte sich bald. Ungeachtet der Versprechungen der Verträge und des Widerspruchs von ihrer eigenen, als auch der koreanischen Regierung, trug die unermüdliche Tätigkeit der Vorkämpfer aus einer längstvergangenen Zeit doch dazu bei, Japan jene Obergewalt über den Handel seiner ehemaligen Feinde zu verschaffen, deren es sich jetzt erfreut.

Die Ausbreitung japanischer Interessen in Korea geschah nicht ohne politische Absicht. Es liegt in der Japaner eigenem Interesse, daß Korea unangefochten bleibt; denn die Sicherheit Koreas verstärkt die Sicherheit ihrer eigenen Landesgrenzen, und seitdem ihr eigenes Reich sich zu einer Großmacht aufgeschwungen hat, ist der Wunsch, auch Korea in geachteter Stellung zu sehen, Inhalt der Politik geworden, nach der Japan sich jetzt in seinen Operationen richtet. Es hat den Handel mit Korea gepflegt, weil dieser das Band noch fester knüpft, das diese beiden Länder verbindet. Es hat dem auswärtigen Handel Häfen, immer neue Häfen erschlossen, weil das Überwiegen seines eigenen Handels in diesen Häfen seinen Anspruch, der gesetzmäßige Beschützer der Nation zu sein, bestätigt. Der Fortschritt, den Korea gemacht hat, seitdem es unter japanischer Aufsicht steht, tritt viel deutlicher hervor, als die Unannehmlichkeiten, die daraus entstanden sind, daß die Japaner ihre Nachbarn an allen Orten bedrängen und einengen. Wenn der Erfolg auch manchmal an das Sprichwort gemahnt, daß der Blinde nicht den Blinden führen kann, so sind Fehler doch so selten vorgekommen, daß es der japanischen Klugheit alle Ehre macht. Natürlich richtet sich das Bündnis der beiden gegen das Ausland. Geradeso wie Japan jetzt die abendländischen Lehrer verabschiedet, deren Geist und administrative Talente es in den Tagen seiner eigenen Unfähigkeit leiteten, so sehnt es sich nun nach der Zeit, wo es die Inter-

essen Koreas allein hüten und seinen Markt versorgen kann. Jetzt fragt es sich, ob die Koreaner ihre bitteren Gefühle gegen die Japaner überwinden können, wenn die letzteren in ihrem Vorgehen gegen sie eine andere Richtung eingeschlagen haben. Denn jetzt ist ihre Behandlungsweise härter als nötig.

Daß die Japaner in Korea ihre Übermacht so offen zur Schau tragen, reizt die Koreaner und vermehrt die unüberwindliche Abneigung, die sie seit Jahrhunderten hegen, so daß sie keine



Kaiserlicher Sommerpalast.

der vielen in Korea vertretenen Nationen so gründlich hassen, wie die aus dem Inselreich herübergekommenen Nachbarn. Und dieses Vorurteil darf uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß es der Abschaum des japanischen Volkes ist, der sich in Korea niedergelassen hat. Es überrascht vielleicht, daß die Feindseligkeit der Koreaner gegen die Japaner mit der Zeit nicht erloschen ist — die Schuld liegt an den letzteren selbst. In den letzten Jahren hat sich so viel ereignet, was die Stellung des Inselvolks geändert und seiner Eitelkeit geschmeichelt hat, daß ihnen der klare Blick

9*

verloren gegangen ist. Sie bersten beinahe vor Stolz und gestatten sich gesellschaftliche und politische Übergriffe der schlimmsten Art. Ihre große Anmaßung macht sie gegen das Lächerliche und Törichte ihrer Handlungen blind und offenbart deutlich, daß ihre Zivilisation nur Tünche ist. Das Verhalten der in Korea angesessenen Japaner zeigt, daß sie ohne sittlichen und geistigen Takt sind. Sie geben sich zu sehr dem Geschäft hin, und da sie im öffentlichen Leben meist nicht ehrlich vorgehen, wird ihnen auch Privattugend fremd. Ihre Auffassung des Gesetzes ist sowohl in den Kolonien als auch in ihrem eigenen Lande verderbt. Macht ist Recht, und das Gefühl der Macht wird bei ihnen weder durch Vernunft noch durch Gerechtigkeit oder Großmut gemildert. Ihr tägliches Leben, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Herabwürdigung in Gesellschafts- und Handelsbeziehungen — alles zusammengenommen ergibt ein abscheuliches Zerrbild der Zivilisation, die sie gelernt zu haben vorgeben. Es ist unfaßbar, daß eine Regierung, die auf den Titel Großmacht Anspruch erhebt, nicht dagegen einschreitet, daß ihre Kolonien in einem fremden, befreundeten Reiche ein Schandfleck ihres eigenen Ruhmes und eine Schmach für das Land sind, das ihnen Obdach gewährt.

Es gibt ungefähr 25000 Japaner in Korea, und die japanische Kolonie ist der Fluch jedes Handelshafens im Lande, sie ist der geschäftliche Mittelpunkt und zugleich der Schauplatz des Tumultes, des Aufruhrs und der Unordnung. Die mangelhafte Kleidung der Frauen, das Geschrei und die Gewalttätigkeit der Ladeninhaber, der Unrat auf den Straßen zeigen nicht viel von Japans sanfter Kultur. Die Bescheidenheit, Reinlichkeit, Höflichkeit, die den Japanern eigen ist, fehlt in ihren Kolonien leider gänzlich. Mit der Auswanderung ist eine Umwandlung Hand in Hand gegangen. Der Kaufmann ist ein Raufbold geworden, der Kuli ist frech und heftig und fast durchgängig mehr zum Stehlen als zur Arbeit geneigt. Herr und Knecht sind gleicherweise der Schrecken der

Koreaner, die sich in steter Lebensgefahr befinden, wenn sie mit den Japanern zu tun haben. Vor dem chinesisch-japanischen Kriege war diese Furcht in der Hauptstadt des unerschlossenen Reiches noch nicht so allgemein. Aber nach dem glücklichen Ausgang dieses Feldzugs wurden die Japaner so anmaßend in der Behandlung des Volkes, daß die Koreaner, wenn sie die kommenden Dinge geahnt und die Wahl zwischen zwei Übeln gehabt hätten, sicherlich die Chinesen und die Abhängigkeit von ihnen dem Zustande vorgezogen hätten, der nun folgte. Die allgemeine Bewunderung, die das Verhalten der japanischen Truppen im nordchinesischen Feldzug im Jahre 1900—1901 erregte, hat die Eitelkeit dieser Koreaner-Japaner nur noch vermehrt. Sie sind überzeugt von ihrer angeborenen Überlegenheit, und ihre Vergewaltigung der Koreaner geht ungehindert fort, ja droht jetzt, noch nie dagewesene Ausdehnung anzunehmen. Wenn die Beziehungen der Mächte zu einander in Korea befriedigende bleiben sollen, so muß die koreanische Regierung diese Mißbräuche abstellen, über welche sich die Fremden, die Koreaner und die Japaner in gleicher Weise zu beklagen haben.



Zwölftes Kapitel.

Handelsaussichten. Bedürfnisse. Mangel an Unternehmungsgeist.

Die Handelserträge des Jahres 1900 übertrafen alle vorhergehenden Jahre. Während der Boxerunruhen aber verminderte sich der koreanische Export nach China, und auch der Import fremder Waren ließ nach. Aber die Auffrischung, die der Getreidehandel durch die Unterbrechung des mandschurischen Bohnenexports von Niu-tschang und durch die größeren Lieferungen von Nahrungsmitteln für die Truppen in China erhielt, glich jenen zeitweiligen Niedergang in der direkten einheimischen Ausfuhr und dem Import fremder Waren wieder aus. Baumwollenwaren nahmen einen Aufschwung von 14 297 Pfd. St. gegen das Vorjahr; der Import britischer Manufakturwaren und Rohprodukte zeigt einen Niedergang, während die wichtigeren japanischen Waren ein Steigen zu verzeichnen haben. Ich füge eine kleine Tabelle bei, die den Stand des britischen und japanischen Handels zu dem Zeitpunkt vergleichsweise zeigt.

England, Niedergang in:	
Schirting	59 069 Pfd. St.
Garn	3 056 „ „
Decken und andere Stückware	kleine Zunahme.
Japan, Aufschwung in:	
Schirting	1 731 Pfd. St.
Garn	11 329 „ „
Decken	40 422 „ „
Andere Stückware	25 676 „ „

Mit der Zeit wird der japanische Markt alles liefern, was jetzt an Büchsenwaren von Amerika, an gewebten Stoffen und Nahrungsmitteln von Europa kommt. Die japanischen Webwaren und Büchsennahrungsmittel geringerer Qualität vertreiben schon jetzt die amerikanischen und englischen Fabrikate vom Markte. Augenblicklich wird also der koreanische Handel ebenso sehr durch die japanische Produktionsfähigkeit als durch die Bedürfnisse der Koreaner selbst gehemmt. Angesichts des Widerstands der Japaner,



Unterwegs mit Tonkrügen.

ihrer Entschlossenheit, sich den koreanischen Markt zu sichern und des Fehlens an wirksamen Versuchen von seiten abendländischer Häuser, die geringen Anfänge zu befördern, ist es kaum anzunehmen, daß die Zukunft eine wesentliche Ausbreitung des koreanischen Handels mit dem Auslande herbeiführen wird.

Trotzdem ist Korea ein gutes Feld für Kapital. Der Zustand des ausländischen Handels könnte leicht verbessert werden, wenn nur die Kaufleute ihre Interessen dadurch wahren wollten, daß sie unter sachverständiger, energischer, europäischer Leitung stehende Agenturen in ihrem Lande gründeten. Wenn der

britische Kaufmann einmal aus seiner Gleichgültigkeit heraustritt und erschöpfende Erkundigungen über die Leistungsfähigkeit des koreanischen Handels einzieht, so wird er seine Mühe schnell belohnt sehen. Neue Erschließungen erfordern neue Anpassungen, die sich aus der fachmännischen Prüfung der Bedürfnisse des Volkes ergeben. Solange diese Prüfung jedoch unterbleibt, wird der britische Handel stagnieren. Korea eröffnet den englischen Interessen ein weites Gebiet, das die Erschließung neuer Industriezweige auf praktischer Grundlage fordert. Kurz, importiert müssen solche Waren werden, die den Bedürfnissen eines ackerbautreibenden Landes entsprechen, dessen Bergbau sich in der Hebung befindet, und dessen Eisenbahnwesen noch in den ersten Anfängen liegt. Die Vermehrung in der Einfuhr von Bergbauartikeln bestätigt diese Annahme. Säcke und Packschnuren, Maschinen zu Bergbau- und Ackerbauzwecken sowie Nähmaschinen erfreuen sich größerer Nachfrage. Auch Eisenbahnmaterial ist natürlicherweise begehrt. Die neuen Industriezweige werden nicht in großem Stile betrieben werden, sondern bei der Herstellung von Grasleinen, Strohmatten Seilen usw. würde auch ferner die einfachste Methode hauptsächlich Anwendung finden. Seitdem die einheimische Lauge durch Ätzsoda und Pottasche ersetzt worden ist — eine Neuerung, die die Koreaner freundlich genug aufgenommen haben — wird ausgezeichnetes Papier hergestellt. Während so die Papierfabrikation ihrer weiteren Ausdehnung harrt, sollte ein flotter Lederhandel in Korea eröffnet werden. Die großen Massen roher Häute, die nach Japan ausgeführt werden, könnten leichter an Ort und Stelle zu Leder verarbeitet werden. Die Strohflechterei bietet günstige Aussichten, und das Klima des Landes eignet sich zur Seidenraupenzucht und Seidenfabrikation.

Freilich muß manches beobachtet werden, wenn solche Unternehmungen Erfolg haben sollen. Sie müssen sich auf eine genaue Kenntnis des Landes und seiner Sprache gründen. Der Fabrikant und der Händler müssen sich die Mühe geben, den Import den



Koreanischer Hutladen.

Forderungen des Lokalmarktes anzupassen. So sollten z. B. die Stückgüter in schmälere und kürzere Ballen verpackt werden. Die Einrichtung von Warenhäusern in den Handelshäfen und den wichtigeren Handelsstädten des Innern, in denen die Ballen geöffnet, und Schirting, Baumwollen- und Wollwaren sowie landwirtschaftliche Werkzeuge gegen bar verkauft werden, würde die Kauflust der Bevölkerung steigern. Solche Stationen würden es verhindern, daß die Gebrauchsartikel durch die Umschiffung so bedeutend verteuert werden. Jetzt kommen die Waren von Shanghai nach Tschi-fu und von da nach Tschemulpo. Vom Einführenden gehen sie durch die Hand des chinesischen Kaufmanns zum koreanischen Engroshändler, dieser verkauft sie in kleineren Mengen an Hausierer und Agenten, die sie vereinzeln. Auch wäre es ratsam, in Fusan und Won-san Konsularagenturen zu gründen. Bis jetzt besteht die amtliche Vertretung nur in einem schlecht bezahlten und untergeordneten Konsulat in Söul und einem Vizekonsulat in Tschemulpo. Es sollten noch mehr Beamte angestellt werden, die ausgetauscht werden und die erforderlichen Arbeiten entweder im Vizekonsulat in den Häfen oder im Konsulat verrichten könnten.

Das Gros des Imports und Exports, der die Zollgrenze passiert, geht über China und Japan. Die Transportmittel unterstehen japanischer Kontrolle, der Export liegt ganz in ihren Händen. Diese Tatsache allein sollte die britischen Schiffahrtsinteressen und die Schiffseigentümer aufrütteln. Unglücklicherweise hat die lange Zeit des Erfolgs den Geist des englischen Volks umgewandelt; Mut und Tatkraft, seine früheren Eigenschaften, sind verloren gegangen. Diese Abnahme an Kraft in der Nation geht Hand in Hand mit dem Niedergange des Handels. England ist nicht mehr der Vorkämpfer, es fehlt ihm die Lust und die Fähigkeit seiner Vorfahren, die den Interessen, die es jetzt so vernachlässigt, in allen Erdteilen die größte Pflege angedeihen ließen. Ist es nicht verwunderlich, daß es zu Anfang des 20. Jahrhunderts ein Land

geben kann, dessen Gesamteinfuhr und -ausfuhr im Jahre 1902 $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. St. und $2\frac{3}{4}$ Millionen im Vorjahre betrug, dessen Ufer in derselben Zeit von mehr als 10000 Dampf- und Segelhandelsschiffen besucht wurden, und daß dieses Land vom englischen Kaufmann so gut wie unberührt geblieben ist? Das ist bewundernswert. Aus Mr. Mc Leavy Browns Statistik ersehen wir, daß im Jahre 1900 ein von Chinesen befrachteter Dampfer mit der englischen Flagge Korea anlief, während in den



Seltsame Ziegelherstellung.

Jahren 1901 und 1902 je vier englische Dampfer kamen, Zahlen, die einen Rückgang gegen die früheren Jahre bedeuten. Ungeachtet der Aufforderungen, die der britische Konsul in Korea an verschiedene Dampfschiffahrtsgesellschaften ergehen ließ, besserte sich der Zustand nicht, da seine Bemühungen erfolglos blieben und kein Schiffsdienst eingerichtet wurde. So hatte sich England eine günstige Gelegenheit entschlüpfen lassen, aus der Japan Nutzen zog.

Der koreanische Handel schreitet stetig vorwärts. Der Versuch, regelmäßig einen Dampfer zwischen Shanghai und Won-san, Yokohama und Wladiwostok verkehren, ihn behufs Aufnahme von

Personen und Frachtgütern die koreanischen offnen Häfen und auf der Rückreise auch Japan anlaufen zu lassen, würde gewiß rentieren. Englische und französische Kaufleute würden lieber auf einem britischen Schiffe fahren, denn die Dampfer der Nippon Yusen Kaisha und der Osaka Shosen Kaisha, die in den koreanischen Häfen verkehren, richten sich keineswegs nach den Begriffen von Pünktlichkeit und guter Beförderung des englischen Schiffsdienstes. Unmöglich zu wissen, wann die Schiffe dieser Gesellschaft ankommen und abfahren. Sie versuchen gar nicht, sich nach ihrem Fahrplan zu richten. Die Schiffe, die die letztgenannte Gesellschaft für die koreanische Tour eingestellt hat, befinden sich außerdem in schäbigem Zustande. Auch sorgt sie weder für die Fracht noch für die Bequemlichkeit ihrer Fahrgäste. Die Nippon Yusen Kaisha bietet wenigstens Mahlzeiten nach abendländischer Art, die Osaka Shosen Kaisha bietet nichts. Da sie zwischen Japan, China und Korea verkehrt, lehnt sie es ab, Ausländern in bezug auf Nahrung und Bequemlichkeit entgegenzukommen. Man hat genug an einem Mal. Unglücklicherweise aber müssen sich die Fremden ihrer bedienen, da die Schiffe der einen oder der anderen Gesellschaft das einzige Verkehrsmittel zwischen jenen Ländern und Korea sind. Es gäbe Fracht- und Passagierverkehr genug für eine Gesellschaft, die einen regelmäßigen Dampferdienst einrichten wollte. Der Gewinn würde zuerst gering sein, da die Japaner ihre schlechten Schiffe vorziehen und lieber unter eigener Flagge segeln würden, doch sind Anzeichen vorhanden, daß der blühende Handel bald guten Erfolg gewährleisten wird.

Aber die Gründung einer regelmäßigen Schiffsverbindung, und wären es nur ein oder zwei Dampfer, ist nicht das einzige Mittel, um der japanischen Konkurrenz entgegenzutreten. Das Klima von Korea begünstigt den Obstbau. Die erzielten Früchte könnten in Dosen eingelegt oder frisch nach China versandt werden, wo sie schnellen Absatz finden würden. Da der Boden in der Nähe von Won-san ungemein fruchtbar ist, und die Küsten in

dieser Gegend von Fischen wimmeln, wäre dort eine Fisch- und Fruchtkonservenindustrie unter abendländischer Leitung am Platze, für die Won-san den geeigneten Ausfuhrhafen abgeben würde. Die japanischen Fabrikate dieser Art sind sehr schlecht und doch sehr einträglich, da sie über den ganzen Osten verbreitet sind. Die Ausführung solcher industrieller Versuche dürfte einige Zeit beanspruchen, denn dem Ausländer, der Kapital in Korea anlegen will, treten mancherlei Hindernisse entgegen. Schließlich würde ein be-



Exerzieren koreanischer Soldaten vor dem Eingange zum kaiserlichen Palast.

scheidener Anfang aber doch genug einbringen, um die Spekulation zu rechtfertigen, und aus dem Ertrag ließe sich das Unternehmen sofort erweitern. Fische und Obst gibt es zweifellos; die Hauptsache aber bei jedem industriellen Unternehmen in Korea ist genaue und erstklassige Überwachung.

Niemand ist schneller bei der Hand, seinen eigenen Gesandten, seinen eigenen Konsul zu schmähen, als der englische Kaufmann im fernen Osten, und niemand vermag sich selbst weniger zu helfen, als gerade er. Vielleicht aber haben die Torheiten der kaiserlichen Regierung, die unvernünftigen Vorurteile und die Unüberlegtheit

des auswärtigen Amtes diesen Zustand geschaffen. Die unbestimmte, ziellose Politik Salisburys mußte ja den Verfall des britischen Ansehens und seines Handels herbeiführen, der sich im ganzen fernen Osten bemerkbar macht. Ein solcher Umschwung verstärkt stets die unglückliche Lage, in der sich Handel und Käufer gleicherweise befinden. Es fand ein Rückgang im Umfange statt, dem keine mitfühlende Tätigkeit derjenigen steuerte, die anderenorts in Handelsinteressen verwickelt waren. Der Ausfall ist nicht wieder gut zu machen, solange reich prämiierte Waren, in wohlgesicherten Schiffsräumen eingeführt, die Produkte eines nicht unterstützten Handels schädigen. Die Konkurrenz ist im Wachsen begriffen, und fremde Fabrikanten decken bereits die Bedürfnisse des chinesischen Marktes. Es besteht wenig Aussicht, daß Englands früheres Handelsübergewicht wieder hergestellt werden wird. Es müßte versucht werden, aber der britische Kaufmann scheint sich so in sein Schicksal zu ergeben, daß wenig Aussicht auf Erfolg ist.

Man darf das Daniederliegen des englischen Handels weder den Unruhen in Nordchina, noch dem Sinken des Kurswerts des Dollars oder auch dem gleichzeitigen Steigen der Marktpreise zuschreiben. Japan ist Englands furchtbarster Konkurrent geworden, und in der Hebung seines sowie des amerikanischen Handels liegt der Niedergang des britischen begründet. Sie beide haben England von Märkten vertrieben, auf denen vor ihrem Erscheinen britische Waren allein herrschten. Man darf die augenblickliche Lage des englischen Handels nicht leicht nehmen. Noch meint England zwar die Vorhand in Ostasien zu haben, aber die Zahlen, welche diese Behauptung unterstützen, sind ganz unzuverlässig. Würde die wahre Sachlage einmal festgestellt, so könnte man sehen, daß die Schiffe zwar England gehören, ihre Ladung aber wenig mit seinem Handelsmarkt und seinen Produkten zu tun hat. Nur ein sehr kleiner Teil ihrer Ladung kommt auf seine Rechnung. Es wäre gut, wenn das Publikum sich einmal klar würde über den wahren Stand des asiatischen Handels. Die Parlamentsmitglieder, die die

Opfer nicht kennen, die gebracht werden müssen, ehe England im fernen Osten — vom Jang-tse und der chinesischen Küste gar nicht zu reden — die führende Handelsmacht wird, was zur Wiederherstellung seiner Handelsgröße und zum Beweis seiner überlegnen Stärke nötig ist, können nicht einsehen, wie gering der Zuschuß ist, dem sie so begeistert das Wort reden.

Infolge der Boxerunruhen im Jahre 1901 kam eine große Menge den Eingeborenen gehöriger Schiffe unter die englische Flagge. Der augenscheinliche Rückgang in der Ladung der britischen Schiffe, die in den in Mitleidenschaft gezogenen Häfen verkehrten, war deshalb geringer, als der anderer Nationen. Auch war infolge des großen Wertes der Frachten eine Vermehrung der Zollabgaben zu verzeichnen. Unter gewöhnlichen Umständen könnte man daraus, daß in einer solchen Zeit der Unruhe der englische Frachtverkehr nur so wenig nachließ, die dem kaiserlichen Zollamt bezahlten Abgaben aber um mehr als 50000 Taels stiegen, günstige Schlüsse auf die Stabilität des englischen Handels und die Leistungsfähigkeit seines Marktes ziehen. Unglücklicherweise aber sind die beiden Posten, Ladung und Zölle, noch keine Norm. Diese liegt in dem Wert der verschiedenen Artikel, die der Gesamthandel umfaßt. So betrachtet, wird der allgemeine Niedergang der englischen Geschäfte sofort ersichtlich.

Ein Vergleich der amerikanischen, japanischen und deutschen Erträge zeigt, wessen Tätigkeit Englands Existenz als Faktor im ostasiatischen Handel bedroht. Wenn man sich gleichzeitig über die Abgaben, die unter jeder Flagge bezahlt worden sind, über das Gewicht der Fracht jedes Landes, über die Quelle und den Bestimmungsort jeder Ladung orientieren könnte, so würde man sich über den Zustand des britischen Handels nicht mehr lange im unklaren bleiben. Ehe der Statistik des Seewesens eine Tabelle beigefügt wird, die diese wertvollen und zugleich interessanten Aufklärungen gibt, kann man sich nur auf Sonderaufstellungen verlassen. Aus letzteren ersehen wir, daß von 1891 bis 1901 ein

ständiger Rückgang des Exports nach dem Orient in fast allen den Fabrikaten eingetreten ist, bei denen amerikanische, japanische oder deutsche Konkurrenz möglich war. Seit 1895, wo Japan sich auf dem chinesischen Markte festzusetzen begann, hat es in den Artikeln, die es selbst herstellen kann, alle anderen Mächte überflügelt. Zehn Jahre früher hatte der englische Handel in Tuch, Drell, Schirting, Baumwollwaren, Garn und Streichhölzern einen glänzenden Umfang. Nur in gewissen Kleinigkeiten konkurrierten die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihm, denen die räumliche Nähe einen kleinen Vorteil auf dem ostasiatischen Markte gab. Jetzt aber ist der Handel ganz in die Hände der Japaner übergegangen oder liegt so zu gleichen Teilen bei den Japanern und Amerikanern oder den Japanern und Deutschen, daß Englands früheres Übergewicht gänzlich verschwunden ist.

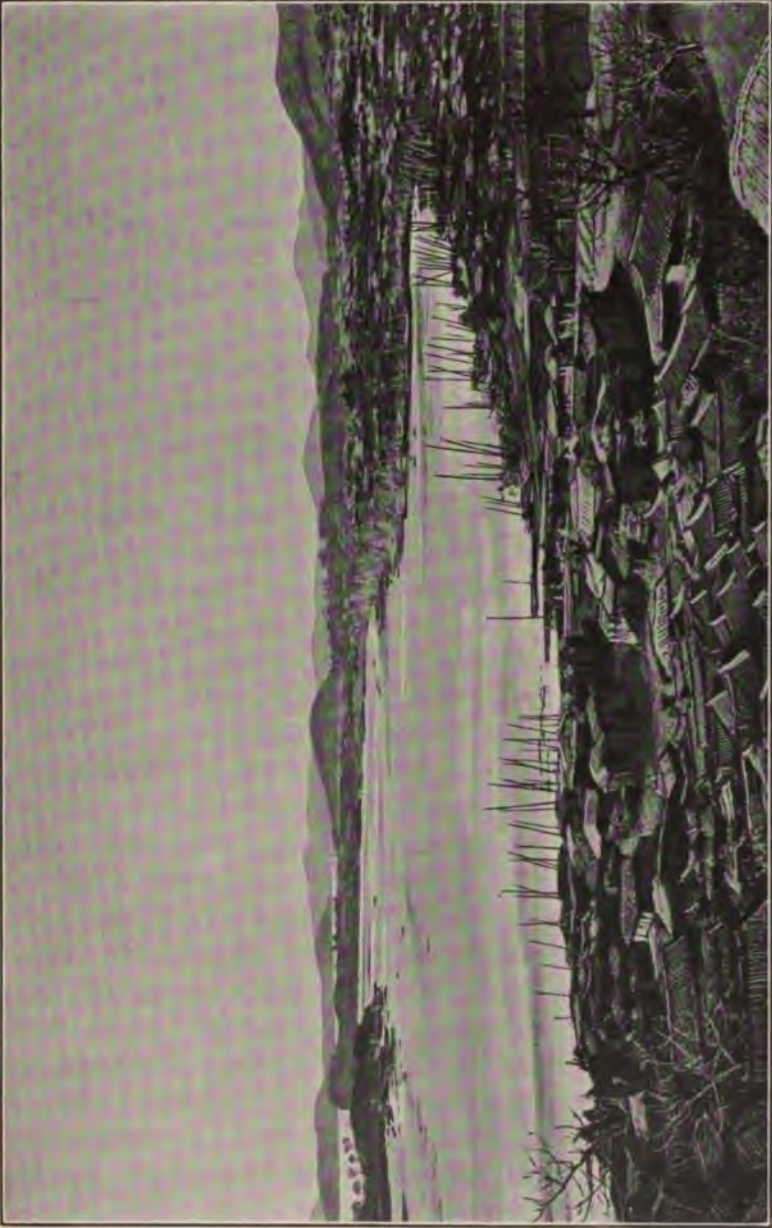
Dreizehntes Kapitel.

Britische, amerikanische, japanische, französische, deutsche und belgische Interessen. Eisenbahn- und Bergwerkspläne. Tabelle imitierter Importartikel.

England ausgenommen, hat das Beispiel der Japaner alle Westmächte zu gleicher Tätigkeit angespornt. Jedes neue Gesicht in Söul gibt zu Gerüchten Anlaß. Im ministeriellen Taubenschlag ist große Unruhe, ehe der Fremde bewiesen hat, daß er nichts Gefährlicheres als ein Berichterstatter ist. Es werden Ansichten darüber laut, ob er Hoffnungen hat, daß ihm die Konzession, wegen der er natürlicherweise aus Europa, Asien, Afrika oder Amerika gekommen ist, erteilt wird. Die erste Stelle unter den Konzessionsinhabern nehmen Japan und Amerika zu gleichen Teilen ein, denn abgesehen von Japan, macht sich Amerika entschieden am breitesten in Korea. Deutschland und Rußland sind eifrig bemüht, ihre Beziehungen zu der Industrie des Landes zu erweitern; Italien und Belgien haben Fuß gefaßt; England allein verharrt in seiner Gleichgültigkeit gegen den koreanischen Handel.

In diesem Kapitel will ich kurz die Stellung darlegen, die die Handels- und Gewerbeinteressen der verschiedenen Länder in Korea einnehmen; ich füge eine ausführliche Tabelle bei, die hoffentlich die Aufmerksamkeit britischer Fabrikanten auf die Mittel lenkt, durch welche es den japanischen Handelshäusern gelingt, die Forderungen des koreanischen Marktes zu befriedigen. Ein großer Vorteil der Japaner liegt in der Nähe der Herstellungsorte der Fabrikate an Korea; ein gemeinsames Vorgehen der japanischen Kolonien gegen die Einfuhr fremder Waren ist eine weitere Quelle ihrer Oberherrschaft.

Es wird vielleicht den britischen Fabrikanten tröstlich sein zu hören, daß es noch viele Artikel gibt, die dem Nachahmungstrieb der Japaner trotzen. So zeigen sich z. B. die Manchesterwaren über jede Konkurrenz erhaben. Diese gefärbten Stoffe widerstehen aller Nachahmung, und bisher ist es der japanischen Kunst auch noch nicht gelungen, die Vorliebe für diesen Artikel zu unterdrücken. Dagegen hat das chinesische Grasleinen das britische Viktorialeinen gänzlich ausgestochen. Unabhängig vom Steigen der Herstellungs- und Transportkosten, liefern die chinesischen Fabrikanten ein besseres, haltbareres Produkt zu geringerem Preise. Auch hat sich, obgleich die amerikanischen Lokomotiven angeblich besser sind als die englischen, auf den japanischen Eisenbahnen in Korea rollendes Material englischen Fabrikates bisher erhalten. Man hört mit Vergnügen, daß ein Teil der Ausstattung der alten Linie von Tschemulpo nach Söul, sowie der neuen nach Fusan aus England bezogen wird. Mr. Bennett, der Vertreter von Mrssrs. Holme Ringer & Co., des einzigen britischen Handelshauses in Korea, das die Aufträge der japanischen Eisenbahngesellschaft erhält, erzählte mir, daß die Stahlschienen nebst den kleinen eisernen Platten von Cammel & Co., die Räder und Achsen von Vickers bezogen würden, und daß eine Bestellung auf eine Anzahl wellblecherner Schutzdächer in Wolverhampton gemacht worden sei. Die Lokomotiven stammten aus Sheffield. Die japanische Firma verlangte ausdrücklich englische Fabrikate, und nur, weil gewisse englische Handelshäuser solange mit der Einsendung ihrer Kataloge und Atteste zögerten, wurde eine große Bestellung von Draht, Nägeln und galvanisierten stählernen Telegraphendrähten Amerika zugewiesen. Diese Langsamkeit hat einen sehr ungünstigen Einfluß auf den Erfolg des britischen Handels. Der Kaiser von Korea beauftragte Mr. Bennett, 40 vollständige Telephone mit Zubehör und allerlei Instrumente zu bestellen. Ericsson von Stockholm schickte per Kabel dreifache Preislisten und per Extraschiff dreifache Kataloge und Photographien, sowie Kästen mit den verschiedensten



Flußansicht von Söul.

Modellen und Muster nasser und trockener Kabel. Eine der zwei britischen Firmen, denen man die Bestellung übermittelt hatte, antwortete gar nicht, die andere schickte nach zweimonatlichem Schweigen eine Anfrage nach der Bodenbeschaffenheit und den klimatischen Einflüssen, denen die Drähte usw. ausgesetzt sein würden!

Vor einigen Jahren war Nachfrage nach billigen Nadeln und Angelhaken. Man legte den englischen Fabrikanten die Notwendigkeit nahe, eine Nadel herzustellen, die zu einem Angelhaken gebogen werden konnte. Ein Deutscher merkte etwas von diesem vertraulichen Rundschreiben Mr. Bennetts und schickte eine große Auswahl von Angelhaken und Nadeln mit den erforderlichen Eigenschaften ein. Der Erfolg dieses Unternehmens war, daß die deutsche Firma für diesmal den Rahm abschöpfte. Die englischen Nadeln waren so spröde, daß sie sofort brachen, und es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß außer den wenigen Paketen, die man zur näheren Prüfung öffnete, kein weiterer Absatz dieser Nadeln stattfand.

Die Lage, die England in Korea einnimmt, ermangelt jeder größeren Bedeutung in bezug auf Handel und Politik. Hier — wie überall — zeigt die englische Politik eine unbegreifliche Trägheit. Seine einzige Konzession ist von sehr zweifelhaftem Wert; sie bezieht sich auf eine Goldmine in Eun-san. In der zweiten Hälfte des Jahres 1900 trat in Gestalt einer britisch-koreanischen Korporation eine Gesellschaft in London zusammen, um die Konzession für das Pritchard-Morganbergwerk von dem ursprünglichen Syndikat zu erwerben. Im Frühling 1901 nahm Mr. E. T. Mc Carthy im Namen der neuen Herren Besitz von dem Eigentum. Mr. Mc Carthy hatte große Erfahrung als Bergwerksdirektor, aber es war auch die sorgfältigste Leitung nötig, wenn das Unternehmen gelingen sollte. Ein außerordentlich großes Betriebskapital mußte beschafft werden, da in Ermangelung von Brennmaterial die Kohlen aus Japan herbeigeschafft werden mußten. Zwar gehörte ein Kohlenflöz kraft urkundlicher Be-

stimmung zur Konzession, aber ob sich die Kohle zur Erzeugung von Dampf eignete, wußte man nicht. Man kann das Unternehmen gar nicht ernst auffassen. Während meines Aufenthalts in Korea hatte man den Tagbau ganz eingestellt; schon seit Monaten beschränkte sich die gesamte Tätigkeit auf den Ausbau im Erdinnern. Man sprach von der Errichtung eines Pochwerks. Auch eine 4 Meter tiefe kupferhaltige Pyrrhotinader beanspruchte einiges Interesse, da es aber an Maschinen fehlte, konnte nichts Rechtes unternommen werden.

Ein anderes anglo-chinesisches Unternehmen ist die Orientalische Zigaretten- und Tabakgesellschaft, die von Hongkong aus ins Leben gerufen worden ist. Das Geschäft hat sich seit Mai 1902 mit der Herstellung von drei Sorten Zigaretten aus Tabak von Korea und Richmond beschäftigt. Im Anfang war die Geschäftslage ziemlich bedenklich, denn die ersten Wochen brachten gar keine Erträge; jetzt indessen haben sich die Aussichten gebessert, so daß mit kommendem Erfolg gerechnet werden kann. Der Verkauf der Zigaretten nahm im Juli 1902 seinen Anfang und erzielte mit Ende Februar 1903 Pfd. St. 1515 in bar, wozu noch Guthaben von Pfd. St. 896 kamen, so daß sich eine Gesamtsumme von Pfd. St. 2411 für die ersten Monate des erst wenige Monate zählenden Unternehmens ergibt. Eine große Anzahl Eingeborener finden ständige Beschäftigung daselbst.

Sehen wir von dieser und der Bergwerkskorporation ab, so finden wir, daß Englands industrielle Tätigkeit sich fast nur auf das Kommissionsgeschäft beschränkt, welchem Mr. Bennett in Tschemulpo so löblich vorsteht, und welches jetzt eine Filiale in der Hauptstadt errichtet hat, sowie auf das Bahnhofshotel in Söul, dem Mr. Emberley vorsteht. Erwähnt sei noch, daß Mr. Jordan, der britische Gesandte in Korea, im Juni 1903 um die Konzession zu einem fünf englische Quadratmeilen umfassenden Goldbergwerk in der Provinz Hoang-hai nachgesucht hat. Darf man sich denn über die Apathie des englischen Kaufmanns wundern, wenn man

hört, daß Geschäftshäuser in England Kataloge, die für Tschemulpo bestimmt waren, an den britischen Vizekonsul, Korea, Afrika, adressieren? Und — beiläufig gesagt — ist Korea auch kein Teil von China. Mr. Emberleys Hotel in der Hauptstadt ist sehr empfehlenswert und rentiert, und Mr. Bennett hat in Tschemulpo alles, was der britische Handel in Korea bietet; die englischen Interessen sind in seiner Hand gut aufgehoben, und wenn der Kaufmann mit ihm zusammengehen wollte, wäre ein schöner Aufschwung der Geschäfte trotz der Konkurrenz und Nachahmung der Japaner immer noch möglich. Es wäre dann allerdings nicht unbillig zu erwarten, daß die englischen Handelshäuser sich der in China allgemein üblichen Sitte anschlössen, den koreanischen Firmen ausgedehnten Kredit zu gewähren. Fremde Banken in den Ländern des Ostens berechnen 7 bis 8 Prozent Zinsen auf das Jahr, die Landesbanken dagegen 10 bis 14 Prozent — gewiß ein beträchtlicher Mehrbetrag des heimischen Zinsfußes. Nach Mr. Bennetts Ansicht, der gewiß einer der tüchtigsten Geschäftsleute draußen ist, würden die Zollerträge für die aus England eingeführten Waren ganz bedeutend zunehmen, wenn die britischen Fabrikanten bei der Überweisung von Waren an koreanische Firmen, die durch ihren Ruf und ihre Bankausweise sicher stehen, nur den landesüblichen Zinsfuß verlangen wollten. Eine amerikanische Gesellschaft, die ein ausgedehntes Geschäft mit Korea betreibt, fordert nie sofort bare Bezahlung bei der Ablieferung von Gütern und gewinnt dadurch große Vorteile über die Konkurrenz. Ich möchte die Aufmerksamkeit der englischen Verschiffer auf diesen Punkt besonders lenken, zumal der Handel Koreas von dem Ausfall der Reisernte so bedeutend abhängt. Eine schlechte Ernte zieht einen Preisrückgang nach sich, der die importierenden Firmen, die bereits Bestellungen gemacht hatten, in Geldnot bringt. Die Vorräte bleiben ihnen ein, ja zwei Jahre liegen, und sie haben mit dem im Osten außerordentlich hohen Zinsfuß zu rechnen. Wenn der Fabrikant es dem Kaufmann ermöglichen wollte, nur den Zinsfuß seines

eigenen Landes zu berechnen, so würden die Abnehmer britischer Ware weniger zaghaft sein, Käufe abzuschließen. Unter den jetzigen Verhältnissen muß der Kaufmann das Risiko auf sich nehmen, schon im Frühjahr zu bestellen, was er im Herbste erst bekommt, und umgekehrt; da aber China und Japan in wenigen Tagen von Korea aus zu erreichen sind, zieht es der Importierende vor, den Verlauf der Reisernte abzuwarten, und bestellt dann per Kabel in Shanghai, Osaka oder sonstwo, was er braucht.



Sprechzimmer von Miß Cooke.

Zur britischen Kolonie in Korea, die 141 Glieder zählt, gehört die gewöhnliche Zahl von Geistlichen und Pflegeschwestern; sie stehen unter Aufsicht von Bischof Corfe, dem Oberhaupte der englischen Mission in Söul. Miß Cooke, eine angesehene Ärztin und wohlwollende Freundin der Kolonie, hat ihren Wohnsitz in Söul. Eine Anzahl Engländer sind bei dem koreanischen Zollamt angestellt und leihen ihre Dienste der von Mr. Mc Leavy Brown ins Leben gerufenen Anstalt so hingebend, daß dieselbe über alle Kritik erhaben ist. Der genannte Herr würde der erste sein, an=

zuerkennen, daß die Mitarbeit seines Stabes viel zu seinem Erfolg beigetragen habe.

Nicht zu leugnen ist die Wichtigkeit des amerikanischen Handels in Korea. Vielseitig und verständnisvoll geleitet, wie er ist, wird er von dem Gesandten kräftig unterstützt und von zwei Handelshäusern überwacht, die die Bedürfnisse Koreas vierundzwanzig Stunden früher kennen, als sie den Koreanern selbst zum Bewußtsein kommen. Und das ist, meiner Ansicht nach, das Richtige.

Schon in der Hauptstadt allein ist die Regsamkeit der Amerikaner überall deutlich sichtbar. Die Elektrische Straßenbahngesellschaft, Söul, die Elektrische Lichtgesellschaft, Söul, sowie die Quellwassergesellschaft, Söul, sind amerikanische Unternehmungen, die durch den nimmermüden Eifer und den Scharfsinn der beiden obengenannten Agenten kräftig gestützt und von kleinen diplomatischen Kunstgriffen des amerikanischen Gesandten gefördert werden. Ein Amerikaner, Mr. Morse, der Kommissionär der Amerikanischen Handelskompagnie, war es auch, der sich die Konzession der Söul—Tschemulpobahn sicherte und sie dann an die japanische Gesellschaft abtrat, welche noch im Besitz derselben ist. Auch die Gründung der Nationalbank Koreas ist von diesen Amerikanern soeben in Angriff genommen worden. Das einzige rentierende Bergwerk des Landes gehört einem amerikanischen Konsortium, und, nebenbei erwähnt, versteht sich Dr. Allen, der amerikanische Gesandte, außerordentlich gut auf die koreanische Sprache.

Die amerikanische Kolonie in Korea zählt im ganzen 240 Seelen, von welchen 100 in Söul wohnen, 65 im amerikanischen Bergwerk zu Un-san beschäftigt sind und 34 in Pieng-jang leben; 5 stehen im koreanischen Regierungsdienst; 10 sind an der Eisenbahn angestellt, die bekannten zwei sind geschäftlich tätig, die übrigen sind Missionare oder bilden den Stab der Gesandtschaft und des Konsulats. Die amerikanischen Handelsartikel umfassen Kerosinöl, Mehl, Bergbaumaschinen, Eisenbahn- und Bergwerksutensilien, Hausrat und landwirtschaftliche Werkzeuge, Kleiderwaren, Drelle, Decken,

Baumwollenwaren und baumwollene Garne. Das amerikanische Bergwerk in Un-san beschäftigt 17 Japaner und 133 Chinesen, 100 Europäer, darunter 35 Amerikaner und 4000 Eingeborene; der Lohn pro Tag schwankt zwischen Sh. 0.8 und Sh. 1.2. Die Privatgesellschaft, welche die Konzession erworben hat, arbeitet mit enormem Erfolg in fünf getrennten Werken; schon seit geraumer Zeit sind vier Hammerwerke tätig, zwei davon mit vierzig und zwei mit zwanzig Hämmern, während ein weiteres Werk mit achtzig Hämmern neuerdings entstanden ist. Die Gesellschaft führte 1901 Gold im Betrage von Pfd. St. 150000 aus, im nächsten Jahre war die Summe beträchtlich größer. Der Flächeninhalt beträgt 800 englische Quadratmeilen.

Die Zukunft wird zeigen, ob Japan sich Korea aneignen kann. Die japanische Bevölkerung Koreas zählt jetzt über 20000, ja, genauer Schätzung nach, reicht sie an die 25000 heran. Unter japanischer Kontrolle steht die Eisenbahn zwischen Tschemulpo und Söul sowie auch die wichtige, im Bau befindliche Hauptbahn von der Hauptstadt nach Fusan, die unmittelbar unter Aufsicht der japanischen Regierung steht. Die neue Gesellschaft hat sich letzthin auch die Hauptlinie von Söul nach Tschemulpo angeeignet. Ihr Kapital beträgt 25 Millionen Yen (Pfd. St. 2500000), die in jährlichen Raten von 5 Millionen erhoben werden, und zwar von dem Zeitpunkt ab, wo das erste Zehntel der ersten Rate gedeckt wurde. Die Vorarbeiten nahmen in Fusan am 21. September ihren Anfang und in Jong-tong-po am 21. August 1901. Von diesem Datum ab verpflichtete sich die japanische Regierung zur Deckung der Schuldscheine und garantierte auf einen Zeitraum von 15 Jahren 6 Prozent für das von der Gesellschaft aufgenommene Kapital.*)

*) Die japanische Regierung beschloß am 22. Dezember 1903, das zur sofortigen Vollendung der Bahn nötige Kapital zu beschaffen. Eine weitere Million ist für den Zweck zur Verfügung gestellt worden, so daß die Linie im Laufe des Jahres 1904 fertiggestellt werden wird.

Jeder Anteil lautet auf Pfd. St. 5; das Geld wird nach Bedarf erhoben, und zwar jedesmal mit 10 Sh. pro Anteil. Sämtliche 400000 Anteilscheine, die ursprüngliche Anzahl, waren sofort durch die Japaner und Koreaner, die allein zur Zeichnung zugelassen wurden, vergriffen. Man schätzt die Kosten der Linie auf Pfd. St. 9000 pro 1,6 Kilometer. Die Linie ist schon bis Siu-wen in einer Strecke von 41,6 Kilometern fertig und wird bereits befahren. Der Bau wird natürlich möglichst beschleunigt, und an verschiedenen Stellen der Strecke werden Arbeiter angenommen.

Die Bahn Söul—Fusan wird 459 Kilometer lang werden, und man hofft zuversichtlich, daß sie binnen sechs Jahren fertig sein wird. Sie soll, einschließlich der Endpunkte, 40 Stationen erhalten, und wie man — vielleicht etwas optimistisch — glaubt, wird die Fahrtzeit der Reise von Fusan nach Söul 12 Stunden dauern, was einer Fahrgeschwindigkeit von 38 Kilometer in der Stunde, das Anhalten inbegriffen, gleichkommt; die eigentliche Geschwindigkeit würde zirka 48 Kilometer in der Stunde erreichen. Die Bahn Söul—Tschemulpo braucht zurzeit nicht ganz zwei Stunden zu ihrer Reise zwischen Söul und Tschemulpo — eine Entfernung von 30 Kilometer; daraus sieht man, welch bedeutende Verbesserung dazu gehören muß, um die Entfernung von Söul nach Fusan in 12 Stunden zurückzulegen.

Die Bahn nach Fusan wird die ersten Kilometer ihrer Fahrt auf den Schienen der Söul—Tschemulpobahn zurücklegen. Die Abfahrt findet von der außerhalb des Südtors von Söul gelegenen Station statt. Die zweite Station wird Jong-san, die dritte No-dol sein. Bei Jong-tong-po, der nächsten Station, verläßt die Bahn die Linie Söul—Tschemulpo, um sich direkt südlich, nach Si-keung, zu wenden, von wo aus sie sich etwas nach Osten dreht, bis sie An-jang und Siu-wen erreicht, welch letztere Stadt 41 Kilometer von Söul entfernt liegt. Hier nimmt sie ihre Richtung nach Süden wieder auf und berührt Tai-hoang-kio, O-san-tong

und Tschin-eui, um nun aus der Provinz Kieng-keui nach Tschiung-tschieng überzutreten und die Stadt Pieng-tak zu erreichen. Jetzt fährt die Bahn an der Küste entlang rein südlich bis Tun-po, wo sie zur Flutzeit das Wasser streift, und erreicht in südlicher Richtung die 110 Kilometer von Söul gelegene Stadt On-jang. Von da an geht es in südöstlicher Richtung weiter nach Tschien-eui, und nachdem die Linie sich abermals nach Süden gewendet hat, kreuzt sie den berühmten Fluß Keum und besucht die wichtige Stadt Kong-



Der Hafen von Tschemulpo.

tschiu. Von diesem Orte aus, der 153 Kilometer von Söul entfernt ist und bei seiner günstigen Lage am Wasser viel Aussicht hat, ein wichtiges Handelszentrum zu werden, verfolgt die Bahn ihre südliche Richtung nach Sin-gio, von wo aus eine wichtige Zweiglinie nach Südwesten gebaut werden soll, welche Kang-kieng, den größten Handelsort der Provinz, mit der Hauptlinie verbinden würde. Möglicherweise faßt man auch eine Ausdehnung der Bahn von Sin-gio nach Südwesten hin ins Auge, um Mok-po zu verbinden, diesen Küstenhafen, der dem Getreidehandel der Provinzen Tschien-la und Kieng-siang dient.

Sin-gio ist 200 Kilometer von Söul entfernt; jenseits der Stadt verändert die Bahn ihre seitherige südwestliche Richtung plötzlich, durchbricht, nachdem sie Rien-san passiert hat, einen westlichen Ausläufer der großen Bergkette der Halbinsel und erreicht die Stadt Tschin-san. Bis Keum-san nach Osten laufend, kreuzt sie dann den Oberlauf des südlichen Zuflusses vom Flusse Jang, begleitet ihn eine kleine Strecke in nordöstlicher Richtung, benützt eine Schlucht in den Bergen, durch welche der Jang strömt, kreuzt den letzteren und wendet sich nach Osten, wo sie Jang-san berührt. In Jeng-dong, 225 Kilometer von Söul, macht sie Halt. Von Jeng-dong aus geht die Bahn in nordöstlicher Richtung weiter nach Whan-gan, das, 244 Kilometer von Söul entfernt, mitten im Gebirge und in unmittelbarer Nähe des Tschiu-pungpasses liegt, dessen Überschreitung große Anforderungen an die Geschicklichkeit der Ingenieure stellen wird. Nach dem Verlassen des Passes erreicht die Bahn über Keum-san den Nak-tongfluß und überschreitet ihn bei Wai-koan, das wenige Meilen nordöstlich von Tai-ku, einer 320 Kilometer von Söul gelegenen geschichtlich berühmten Stadt liegt. Die Eisenbahn folgt nun dem Tale des Nak-tong, geht auf das Ostufer des Flusses hinüber, passiert Kieng-pung, Tschiang-pieng, Rieng-san, Siek-kie-tschien, Riang-san, Mun-tschien, Tonglai, wo sie wieder auf den Nak-tong stößt. Von Tai-ku geht es am Flusse entlang in südöstlicher Richtung nach Fusan weiter. Hinter Kui-po schweift sie ab nach Altfusan und geht von da am Ufer der Bai hin bis zu ihrem Endpunkt im Hafen.

Die Bahn, die ausgedehnte Regulierungsarbeiten im Hafen ermöglicht, ist bereits ein wirtschaftlicher Faktor von großer Bedeutung geworden. Diese Behauptung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man hört, daß die Gegend, die sie durchläuft, der Speicher von Korea genannt wird. Ein ganz wesentlicher Fortschritt muß der Vollendung dieses Unternehmens folgen, durch welches die Stellung der Japaner in Korea eine nachdrücklichere Bestätigung erhält, als durch irgend etwas anderes, was ihre Vor-

herrschaft in diesem Lande gekennzeichnet hat. Die Bahn wird die rasche Entwicklung des Südens fördern, der leicht angebaut werden kann und reich an mineralischen Schätzen ist, und da diese Landstrecken nun durch die Eisenbahn erreichbar sind, wird der Ansturm japanischer Einwanderer und Kolonisten auf keine Weise mehr von der Südhälfte der Halbinsel abzuhalten sein. Ja, die koreanische Regierung befindet sich schon jetzt in schwieriger Lage, da eine große Anzahl der beim Bau der Strecke Söul-Fusan beschäftigten Arbeiter die Absicht ausgesprochen haben, als ständige Ansiedler im Lande zu bleiben. Hat doch die Gesellschaft jeder Familie zum Zwecke der Ansiedelung ein kleines Stück des zu beiden Seiten der Bahn befindlichen Areals zugesichert. Während der Mann die Bahn bauen hilft, errichtet seine Familie das Haus und macht den Boden urbar. Ob nun die Handlungsweise der Gesellschaft sich in ihrer ganzen Ausdehnung rechtfertigen läßt oder nicht, jedenfalls resultiert daraus die Anlage einer fortlaufenden Reihe japanischer Ansiedelungen mitten im Herzen von Südkorea von Söul bis Fusan.

Von Zeit zu Zeit hat die japanische Regierung selbst versucht, den Strom japanischer Einwanderung zu hemmen. Aber der Erfolg der schon bestehenden Kolonien hat das zu einer schwierigen und heiklen Aufgabe gemacht, von welcher die Regierung wohl künftig die Hand lassen wird. Wenn die Eisenbahn einmal eröffnet ist, wird der Aufschwung, den der Ackerbau in der Südhälfte des Reiches nimmt, noch viele Tausende von Ansiedlern herbeilocken. Mag sich die koreanische Regierung auch noch so sehr gegen diese Einwanderung sträuben, so muß Korea doch jetzt, wo die fruchtbarsten Distrikte bis ins Innere erschlossen worden sind, auf ein schnelles Anwachsen der bereits so zahlreichen japanischen Bevölkerung gefaßt sein. Ja, teilweise ist dieses Wachstum schon eine vollendete Tatsache, und schon ist der japanische Einfluß der herrschende in Korea. Er überwiegt im Palast und wird durch Niederlassungen im ganzen Reiche aufrecht erhalten. Zählt doch

die Hauptstadt selbst eine blühende Kolonie von tausend Erwachsenen. Sie hat sich eine eigene Polizei, ein eigenes Postamt eingerichtet, besitzt ein Telephon, Kabel und drahtlose Telegraphie. Sie hat Bergwerke eröffnet — das größte in Tschik-san — und eine Menge politischer und sozialer Neuerungen eingeführt, ganz abgesehen davon, daß sie die Hauptmacht im Handel des ganzen Reiches ist.

Weniger günstig sind die an Frankreich erteilten Konzessionen in Korea gewesen. Ein Eisenbahnunternehmen ist vor einigen Jahren aufgegeben worden, und ein Privilegium auf gewisse Bergwerksrechte ist fast ganz in Vergessenheit geraten. Den Bemühungen des liebenswürdigen, energischen französischen Gesandten, M. Colin de Plancy, ist es aber gelungen, die Konzessionsbedingungen wieder aufzufrischen. Außerdem suchte er im Jahre 1903 um die Genehmigung zu einem Goldbergwerk in der Provinz Tschiungtschieng nach. Die aufgegebene Eisenbahnkonzession datierte bis zum Jahre 1896 zurück, war aber längst verfallen und wurde erst kürzlich erneuert. Dem alten Übereinkommen nach erhielt ein französisches Syndikat, La Kompagnie de Fines-Lille, die Genehmigung zu dem Bau einer Eisenbahnlinie zwischen Söul und Wi-tschiu, dem bedeutenden Grenzhafen an der Mündung des Jalu. Nun aber soll der Bau dieser Eisenbahn, die zusammen mit der Strecke Söul-Fusan die Hauptlinie sein wird, nicht mehr die Spekulation einer französischen Privatgesellschaft sein, sondern die kaiserliche Regierung will ihre Herstellung selbst unternehmen. Vor zwei Jahren hat es der französische Gesandte unternommen, die Regierung für den Plan zu interessieren, und man hat ihm zugesichert, daß nur französische Ingenieure beschäftigt, und daß das Material nur von französischen Häusern bezogen werden sollte. Und ohne sich an dem vortrefflichen Beweis seiner Staatskunst genügen zu lassen, war M. Colin de Plancy etwas später auch die Veranlassung, daß die Nord-West-Eisenbahngesellschaft gegründet wurde mit M. M. G. Lefevre, dem ersten Sekretär der französischen

Gesandtschaft, als leitenden Direktor, und Yi Yong-ik als Präsident. M. de Lapeyriere wurde Oberingenieur; M. Bourdaret und ein kleines Heer französischer Ingenieure, Mechaniker, Aufseher und geübter Arbeiter wurden auf die Lohnliste der Gesellschaft gesetzt.

Die koreanische Regierung verpflichtete sich zu einer jährlichen Ausgabe von 100000 Yen (Pfd. St. 10000) für diese Eisenbahn, deren Bau im Frühjahr 1902 begann. Wegen der herrschenden Regenzeit mußte man jedoch die Arbeiten bald einstellen. Man nahm die Tätigkeit später wieder auf, machte aber nach kurzer Zeit abermals Halt. Wahrscheinlich aber fehlte es am nötigen Kapital; nichtsdestoweniger wies die koreanische Regierung das Anerbieten eines russischen Geldmannes, die Linie fertig zu bauen, zurück. Die Anfänge der Bahn durchlaufen eine Gegend, die günstige Aussichten für Acker- und Bergbau bietet, und verbinden die gegenwärtige Hauptstadt des Landes mit zwei früheren Regierungssitzen, Song-do und Pieng-jang, die noch jetzt reiche und bevölkerte Städte sind. Bis Song-do will man die Strecke sofort fertig stellen, um sie dann, sobald die Regierung die nötigen Mittel hat, nach Wi-tschu hin weiterzuführen, wo sie Anschluß an die Transsibirische Bahn finden wird. Die Länge der Linie zwischen Söul und Song-do beträgt 80 Kilometer, die Herstellungskosten sind auf rund Pfd. St. 260000 veranschlagt. Die Einnahmen aus dem Verkehr werden auf Pfd. St. 12000 geschätzt, wovon 10000 auf den Personenverkehr entfallen. Man rechnet auf jährlich Pfd. St. 8000 Arbeitslöhne und gibt sich „der Hoffnung hin", die Söul-Song-do Strecke binnen zwei Jahren dem allgemeinen Verkehr zu übergeben. Die ganze Schätzung ist französisch und schwebt in der Luft.

Eine Inspektion des Terrains zwischen Söul und Song-do läßt einen Schluß auf die Arbeit ziehen, die der französischen Ingenieure harrt. Die Steigung beträgt ungefähr 7 Meter auf 1,6 Kilometer; Dammbau und Ausschachtung ergibt 13000 Kubikmeter per Kilometer; 26 % der Linie ist gebogen — der Radius der

schärfsten Biegung mißt gegen 200 Meter; es werden sich zirka 25 mittelgroße und 150 kleine Brücken und Abzugskanäle nötig machen. Der Im-tschin-Strom wird zunächst mittels Fähre überschritten werden, später jedoch soll eine 170 Meter lange Brücke diese Unterbrechung der Strecke überspannen. 1,70 Kilometer sind zum Zweck einer Seitenspur vorhanden und eine 1,30 Kilometer lange Nebenlinie wird nach Han-tschu am Flusse Han abzweigen. Zwischen Söul und Song-do sind sechs Stationen und vier Haltestellen vorgesehen; der rollende Bestand der Bahn wird sich aus fünf Lokomotiven nach dem System Mallet, fünf Wagen aus erster und zweiter Klasse gemischt, acht Wagen dritter Klasse, fünf Gepäck- und 25 Frachtwagen zusammensetzen. Das ist alles zu einer Eisenbahnlinie Erforderliche, die sich, dank der Unermüdlichkeit und dem Fleiß des französischen Gesandten, aus einer verfallenen Konzession entwickelt.

Der Endpunkt der Bahn in Söul wird 48,50 Meter über Seehöhe liegen. Sie verläßt die Hauptstadt durch das Westtor, geht nach Jang-wha-tschin und über den A-o-ja Paß in einer Höhe von 59,50 Meter. Dann steigt sie in das Tal des Han hinab und durchquert 17 Meter über Flußhöhe die Distrikte von Han-tschiu und Ko-jang. 31 Kilometer von Söul entfernt, verläßt sie das Tal des Han, überschreitet das Tal von Kio-wha in einer Höhe von 15 Meter und kreuzt, in einer Entfernung von 42 Kilometer von Söul, bei Mun-san-po einen Nebenfluß des Im-tschin. 50 Kilometer von Söul gelangt die Eisenbahn an die Fähre über den Im-tschin, die Passagiere und Frachtgüter unter festgesetzten Bedingungen an das andere Ufer übersetzt, wo ein zweiter Zug bereit steht. Dann führt die Strecke durch den Distrikt von Tschang-dan, steigt das Tal von Song-do hinauf und erreicht den in einer Höhe von 40 Meter liegenden Endpunkt. Die Schienenlinie ist etwas kürzer als die Landstraße, und man ist beim Bau unerwarteterweise nur auf wenig Hindernisse gestoßen. Von Song-do nordwärts hat man bis jetzt nur eine oberflächliche Vermessung

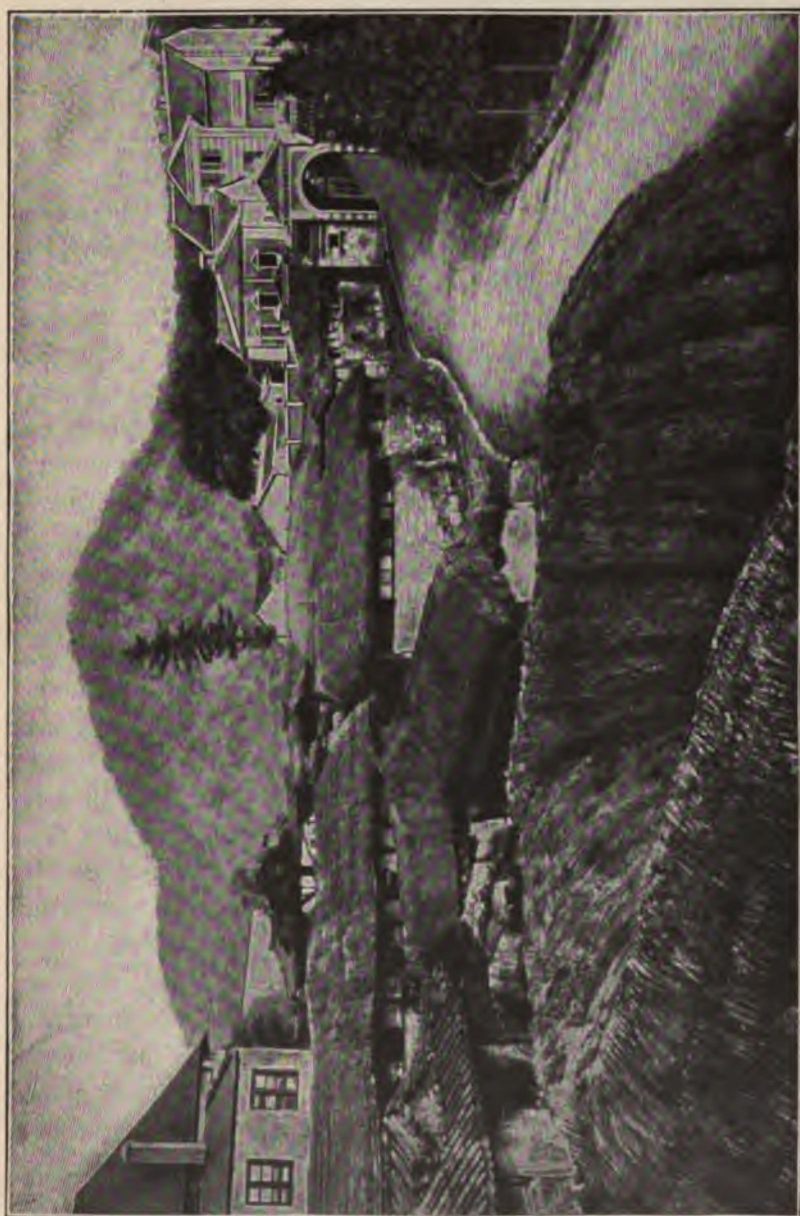
vorgenommen. Die Bahn wird zunächst rein westlich nach Hai-tschu, dann nördlich über Sin-tschien und An-ak nach Pieng-jang gehen. Von letzterer Stadt bis Wi-tschiu ist noch nichts vermessen worden.

Es bleibt fraglich, ob diese französische Linie so gut rentieren wird, wie man von der südlichen Eisenbahn erwarten kann. Wenn beide Strecken vollendet sein werden, und Fusan sich in direkter Verbindung mit der Sibirischen Eisenbahn befindet, kann man vielleicht auf eine weitere Erschließung des nördlichen Teils des Reiches rechnen, und die Eisenbahn wird in der Lage sein, mit den Dschonken auf dem Jalu zu konkurrieren. Aber abgesehen vom Küstenhandel, gibt es sehr wenig feste Industrie, die der Bahn Frachtgüter zuweisen kann; es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Bergwerke, deren Distrikte möglicherweise die Linie berühren, sich ihrer als Transportmittel bedienen werden, solange ihnen der Wasserweg zu Gebote steht. Natürlich kann man nicht voraussagen, bis zu welchem Punkte sich Acker- und Bergbau in Nordkorea entwickeln werden. Es steht fest, daß es Gold und Kohle, Kupfer und Eisen birgt. Die Erschließung dieses Mineralreichtums wird vielleicht zur Entwicklung des Landes beitragen, und der Betrieb von Minen wird Anlaß zur Herstellung von verschiedenen Nahrungsmitteln an Ort und Stelle selbst geben. Immerhin sind das noch sehr fragliche Zuflüsse für die Einnahme der Eisenbahn. In Ermangelung jeder bestimmten Aussicht zugunsten der französischen Strecke ergibt ein Vergleich der verhältnismäßigen Wichtigkeit der beiden Unternehmungen ein Übergewicht des japanischen Projekts nach allen Richtungen hin. Die Koreaner müssen die Wichtigkeit der Südbahn in strategischer sowohl als wirtschaftlicher Beziehung anerkennen.

Es gibt gegen 80 französische Untertanen in Korea, darunter 40 Priester und einen Bischof. Drei sind bei der Nord-West Eisenbahngesellschaft und zwei beim koreanischen Zollamt angestellt,

zwei haben Beschäftigung in den kaiserlichen Bergwerken gefunden, einer ist Rechtsbeistand der kaiserlichen Regierung. Einer ist Lehrer an der französischen Schule, während ein anderer die Kaiserlich Koreanische Post in vorzüglicher und erfolgreicher Weise leitet. Ferner sind zwei im koreanischen Arsenal und zwei bei der Leitung des Palasthotels angestellt. Außerdem ist die französische Kolonie kürzlich noch um eine Anzahl französischer Ingenieure vermehrt worden, die, in der Hoffnung von der Eisenbahnverwaltung angestellt zu werden, die Regierung bestürmen. Ich schließe solche vorübergehende Besucher nicht in meine Zahlen ein.

Die deutsche Kolonie ist klein und unbedeutend. Trotzdem haben die Deutschen letzthin das Privilegium zum Bau einer Eisenbahn von Söul nach Won-san erhalten. Ein in Tong-ko-kai gelegenes, von einem deutschen Konsortium geleitetes Bergwerk ist mit Verlust der vielen Tausend Mark, die in den Maschinen und anderen Bergbaubedürfnissen angelegt waren, aufgegeben worden. Andere Konzessionen besitzt Deutschland nicht. Dagegen befindet sich in Tschemulpo ein bedeutendes deutsches Handelshaus mit einer Filiale in Söul. Diese Firma zeichnet sich dadurch aus, daß sie sowohl in Tschemulpo als auch in Söul Deutsche angestellt hat, die die koreanische Sprache vollständig beherrschen. Das wird bei weiterer Entwicklung des Landes von großem Nutzen sein und zeigt überdies in augenscheinlichster Weise, auf welchen Grundsätzen sich der deutsche Handel im fernen Asien aufbaut. Die Hofkapelle ist der Leitung eines deutschen Musikprofessors anvertraut worden. Die Wirkung ist überraschend und veranlaßte vielleicht die Anstellung eines deutschen Arztes im kaiserlichen Haushalt. Die Erschütterung der außergewöhnlichen Stellung, die sich Miß Cooke durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit und ihre große Geschicklichkeit im Berufe erworben hatte, ist erst neuesten Datums. Diese englische Ärztin ist seit vielen Jahren Hofarzt für den ganzen kaiserlichen Haushalt und erfreut sich des größten Zutrauens. Miß Cooke ist die einzige fremde Person, der es gelungen ist, das



Die deutsche Gesandtschaft in Söul.

Vorurteil und den Argwohn der Eingeborenen gänzlich zu beschwichtigen.

Der Kampf um Konzessionen ist in Korea ebenso hart, wie in China. Die letztgekommene Macht, die sich für die Ausbeutung der mineralischen Schätze des Landes interessiert, ist **Belgien**, das bis jetzt in der Entwicklung des Bergbaues noch nicht in Frage gekommen ist. Nun aber hat es sich ebenfalls herangemacht, und man sagt, daß ihm ein 900 Quadratli (10 li = 3 englische Meilen) umfassendes Privilegium zugestanden worden ist. Die Belgier wollen der koreanischen Regierung 4 000 000 Yen leihen, wenn sie dafür das Bergwerk 25 Jahre in Pacht bekommen. Der Grund und Boden liegt am Ta-bäk-Gebirge, dort, wo die Provinzen Tschiung-tschieng, Kieng-siang und Kang-wen zusammenstoßen. Vorläufig kann man den Wert des Privilegiums noch nicht ermessen, aber man kennt die Belgier als schlaue, berechnende Leute. Es steht daher kaum zu erwarten, daß ihr Unternehmen so unglücklich verlaufen wird, wie das englische oder das der Deutschen.

Kommen wir auf den ausländischen Handel in Korea wieder zurück. Fremde Kaufleute bringen den japanischen Fabrikanten, die für den koreanischen Markt- Ware herstellen, große Abneigung entgegen. Nach genauer Prüfung darf ich wohl sagen, daß nur wenige von den Artikeln, welche in den Läden der japanischen Niederlassung ausgelegt sind, nicht schamlose Nachahmungen verwirklichen. Sie werden meist in Japan hergestellt und tragen die ursprünglichen Abzeichen und Schutzmarken mit kaum merkbaren Veränderungen. Dieses Verfahren ist geradezu gesetzwidrig, aber da das koreanische Zollamt keine Aufsicht ausübt, noch auch die Vertreter der durch solche Kniffe geschädigten Kaufleute sich regen, so läßt sich schwerlich etwas dagegen tun. Ich füge eine Tabelle bei, welche die verschiedenen Artikel zeigt, die von mir bekannten japanischen Fabriken nachgeahmt werden und unter falscher Bezeichnung zum Verkauf gelangen. Alle diese Nachahmungen werden in Japan hergestellt.

Amerika:

Kerosinöl, Standard Öl Gesellschaft.
Richmond Gem Zigaretten.
Armours Büchsenfleisch.
Kalifornische Fruchtkonserven.
Kalifornische Rot- und Weißweine.
Adler Brand Milch.
Drogenwaren.

Großbritannien:

Seife, Pears.
Zündhölzer, Bryant & May's.
Saucen, Lea & Perrin.
Nadeln und Zwirn.
Alkalien, Brunner, Mond & Co.
Marmeladen, Große & Blackwell.
Türkischrote Stoffe, John Orr-Ewing & Co.

Frankreich:

Rot- und Weißweine.

Deutschland:

Chinin, Herren C. F. Boehringer.
Stahlwaren.
Nadeln.
Pianos, Berlin.

Schweden:

Zündhölzer.

Holland:

Butter.
Liköre und andere Spirituosen.

Dänemark:

Butter.

Indien:

Baumwollenwaren und Garne.

Schweiz:

Schweizermilch, Nestlé.

Das japanische Kerosinöl kommt in Kannen herüber, welche ganz die Zeichen der Standard Öl Gesellschaft tragen.

Die echtgefärbten türkischroten Stoffe von John Orr-Ewing & Co., in Längen von 36,56 Metern und einer Breite von 68,5 Zentimetern, werden zu Stücken von 34,2 Metern Länge und 68,5 Zentimetern Breite; die Farbe ist unecht, der Stoff läuft ein, und am Gewicht fehlen 2,25 Kilogramm.

Das Warenzeichen der Firma „Parrot Brand" mit dem Bilde eines Vogels ist die täuschendste Nachahmung.

Klagen gegen die Nachahmer von Nestles Milch, Bryant & May's Zündhölzchen, Boehringers Chinin usw. sind von den betreffenden Firmen wiederholt anhängig gemacht worden.



An der Bahnlinie.

Vierzehntes Kapitel.

Einiges über die Handelshäfen. Art des Export- und Import-handels. Einheimische Gewerbe.

Die älteste Ansiedelung in Korea ist der Hafen Won-san; er liegt an der Ostküste des Reiches, auf halbem Wege zwischen Fusan und Wladiwostok. Der geräumige Hafen dieses lebhaften Handelsplatzes zeichnet sich durch eine so malerische Lage aus, daß man ihn gern zum Endpunkt einer Reise nach den schönen Punkten der Diamantberge wählt. Fast ganz ungestört kann man sich dem Genuß eines beschaulichen Lebens inmitten der föhrenbewachsenen steilen Uferwände und finsterdrohenden Vorgebirge hingeben, welche die breiten Wasserflächen der Bucht umgrenzen. Die Tatsache, daß man aus der Einsamkeit wilder Täler und zerklüfteter Bergspitzen, die nur buddhistische Klöster tragen, in das buntbewegte Treiben eines Handelshafens herabgestiegen ist, kann nicht jene Illusionen zerstören, welche der Aufenthalt in den luftigen Regionen der „Zwölftausend Gipfel" notwendigerweise nährt.

Zwischen bewaldeten Klippen, die über einen silberweißen, sandigen Strand herabhängen und auf eine 100 Quadratkilometer umfassende Bai herabschauen, wo Berge den Horizont ringsum säumen und grünbewachsene Felseninselchen die saphirblaue Wasserfläche schmücken, befindet sich ein Ort, in dem sämtliche Flotten der Welt in völliger Sicherheit und jede für sich vor Anker liegen könnten. Es ist unbestritten ein wunderbarer Hafen, so daß man

sich nicht über den Aufruhr wundern kann, den die Russen in ihrem Wunsche, das Kleinod zu besitzen, von Zeit zu Zeit verursachen. Die großen Vorzüge, deren er sich rühmt, machen ihn zu einem Gegenstand der Besorgnis bei den Mächten. Gesetzt, der Besitz dieses Hafens wäre mit demjenigen von Wladiwostok und Port Arthur verbunden, so würde die Herrschaft über jene nördlichen Meere ganz bei den Russen liegen. Eigentlich ist es ein zu friedliches Stückchen Erde, um der Mittelpunkt so großer politischer Unruhen zu sein.

Die Handelsstadt Won-san liegt in der südwestlichen Ecke der großen Bucht. Der nördliche Teil der letzteren heißt Port Lazareff, der südöstliche Broughton Bai, welcher Name bisweilen auch der ganzen Bucht beigelegt wird. Kapitän W. R. Broughton, der englische Seefahrer, besuchte sie zuerst am 4. Oktober 1797 mit seiner Korvette „Providence". Ungefähr 25 Kilometer von Won-san entfernt, liegt in westlicher Richtung, über der Bucht drüben, Port Lazareff an der Mündung des Dun. Das ist der Punkt, den sich, wie man glaubte, die Russen als Endpunkt ihrer transsibirischen Eisenbahn sichern würden. Auf der einen der beiden Einfahrten in die Broughton Bai kann man direkt nach Port Lazareff gelangen, und russische Kriegsschiffe beuten, wenn sie die Bucht besuchen, diesen Vorteil gehörig aus, um unbemerkt von den Beamten an der Küste, einzulaufen. Als ich einst durch die Umgebung der Küste streifte, überraschte ich Mannschaften von zwei russischen Kriegsschiffen, die eben dabei waren, die Hügel zu messen und die Ankertiefe zu erforschen. Weder der japanische Konsul noch der Zollkommissar hatten eine Ahnung von ihrer Anwesenheit.

Die Bai ist von Bergketten gut geschützt, und dieser Umstand kommt der Schiffahrt sehr zu gute. Die Einfahrt in den Hafen ist breit, tief und ohne alle Beschwerden. Zahlreiche Inselchen gewähren den Ankommenden jeglichen Schutz. Die Tiefe des Wassers beträgt durchschnittlich 18 Meter über dem festen Grund; das Wasser ist, trotz der bedeutenden Kälte in dieser

Gegend, im Winter eisfrei. Süßwasser ist in unerschöpflichen Mengen vorhanden, und Jagd und Fischfang in der geeigneten Saison dem Sport günstig. Das sind indes nur nebensächliche Dinge bei einem Hafen, der, wenn man ihn befestigen und zu einer erstklassigen Marinestation machen wollte, Wladiwostok gleichkommen, jeder andern Station des fernen Ostens aber überlegen sein würde. Er übertrifft jeden Hafen, den sich die Westmächte in China angeeignet haben.



Koreanische Kapelle.

Zwischen Hongkong und Dalny, dem Handelshafen von Port Arthur, welchen Rußland, seitdem er nicht mehr zu China gehört, zu verbessern bemüht gewesen ist, befindet sich kein Ankerplatz, der sich so schnell und ohne große Kosten in die erstrangige Marinestation einer großen Seemacht umwandeln ließe. Zurzeit wird Won-san nur von den Geschwadern besucht, welche Rußland und Japan in diesen Gewässern stehen haben. Obgleich Japan eine blühende Niederlassung an der Küste besitzt, hat es bis jetzt noch kein Kanonenboot als Wachtposten ausgeschickt. Anders in Fusan und Tschemulpo. Dort hebt man fleißig Schiffe für den

Hafendienst aus, denn Japan läßt wenig Gelegenheiten vorübergehen, wo es seinem Nachbar im besonderen und der Welt im allgemeinen die Bedeutung seiner Interessen in Korea nahelegen kann.

Won-san wurde dem japanischen Handel im Jahre 1880 erschlossen und am 3. November, drei Jahre später, zu einer allgemeinen ausländischen Niederlassung gemacht. Obgleich seine spätere Entwickelung gänzlich dem Fleiße der Japaner und ihrer unbestrittenen Handelsklugheit zu verdanken ist, so hat doch auch seine in den letzten Jahren bewirkte Einfuhr fremder Erzeugnisse zu der Stellung beigetragen, die es im Fortschritt des Landes einnimmt. Der wirtschaftliche Aufschwung aber, den der Ort genommen, erklärt sich aus der Einwanderung japanischer Kolonisten und der Verdoppelung der einheimischen Bevölkerung. Unter den örtlichen Bedürfnissen nehmen Anzugsstoffe, Baumwollenwaren, Grasleinen und Seide eine hervorragende Stellung ein. Ein Blick auf die jährlichen Erträge zeigt einen steten Fortschritt in seinem Aufblühen. Die Japaner mit ihrem überwiegenden Einfluß sorgen recht wohl dafür, daß nur solche fremde Artikel Eingang finden, die aus ihrem eigenen Lande nicht beschafft werden können. Die Geschäftsabschlüsse haben sich in den letzten Jahren geradezu verdoppelt, aber der steigende Importhandel ist englischen Waren nicht günstig gewesen. Die Einführung des im europäischen Rußland geltenden Tarifs in Wladiwostok war die Veranlassung zu dem Aufschwung, den der ausländische Import in Won-san im Jahre 1901 nahm. Im nächsten Jahre, 1902, überwog die Einfuhr die Ausfuhr abermals, wie die Zahlen Pfd. St. 191, 535 gegen Pfd. St. 102, 205 beweisen. Die Lokalverwaltung des Ortes ist nach japanischer Art eingerichtet; die Straßen sind breit, gut mit Kies bestreut und von unregelmäßigen Baumreihen eingefaßt. Sie bieten daher einen freundlichen, anziehenden Anblick, nachdem man sich mühsam seinen Weg durch die übelriechenden engen Gassen der koreanischen Stadt nach der Ansiedelung hat bahnen müssen. Die Stadt Won-san, die ihren Namen dem

Hafen gegeben hat, liegt zwei 3,20 Kilometer von der inneren Niederlassung entfernt. Sie zeigt ein seltsames Gemisch stroh- oder ziegelgedeckter Häuser, die sich in engen, widerlichen Gäßchen zusammendrängen. Die große Straße von Söul nach der Grenze, eine der sechs Hauptstraßen des Landes, geht mitten durch die Stadt. Die Häusergruppen, die an dieser vortrefflichen Straße stehen, zeigen, daß die Lage an dieser großen Durchgangsstraße die einzige günstige ist. Durch die Risse in den Gebäuden schimmert dann und wann die Bucht hindurch. Der Geruch der See geht in dem Dufte von dörrendem Fisch und faulenden Eingeweiden unter, der schwer in der Luft hängt, alles durchdringt und überall hinkommt, außer nach den windumwehten Höhen rings um die Bucht. Eine Bevölkerung von 15000 Seelen ist in diesen Gruppen strohgedeckter Läden und verfallener Häuser angehäuft.

Ungefähr 1,6 Kilometer von der Ansiedelung entfernt, hört die Stadt plötzlich auf, und nun begrenzen Gemüsefelder den Weg. Der Streifen Strand, auf dem die Stadt liegt, ist schwarz von Fischen, die in der Sonne ausgebreitet sind; überall liegen Fischernetze umher, versperren alte Fischerboote und Dschonken den Weg. Bald verschwindet der Strand hinter Klippen, die von duftenden Tannen- und Fichtenbäumen gekrönt sind. Gewundene Täler und in deren Mitte blühende Dörfer mit ihrem Hintergrund von majestätischen Bergspitzen und Hügelketten, bewaldete Vorgebirge und Vorsprünge, die mit Missionshäusern besetzt sind, geben mit der breiten Wasserfläche der Bai und der Aussicht auf das jenseitige Meer eine Reihe malerischer und anziehender Bilder. In Won-san wohnen fast 3000 Japaner, einige chinesische Kaufleute, eine kleine Kolonie von Fremden, unter ihnen der Zollkommissar und Mrs. Wakefield, sowie die Zollbehörde. Das übrige sind Christen von wenig Bedeutung.

Das Klima von Won-san ist trocken und gesund. Die Hitze wird durch die Seebrise gemildert, die Nächte sind kalt. Die mittlere Sommertemperatur beträgt +28° Celsius, die des Winters −2°

Celsius; die Regenmenge beläuft sich auf 1,11 Meter, also auf etwas mehr als auf der westlichen Seite. Die Schneedecke mißt 1,21 Meter und bedeckt die Berge von Oktober bis Mai. Der Hafen ist jedoch im Sommer etwas kälter als der von Tschemulpo, während er im Winter wiederum wärmer ist, da die Trockenheit der Luft die Kälte beträchtlich mildert. Die Pracht eines Herbsthimmels bleibt auch während des Winters, wo sich treffliche Jagdgelegenheit bietet.

Viele der schönen Punkte in der Umgegend sind mit historischen Erinnerungen verknüpft. So stammten z. B. die alten Regenten von Ko-rie aus der Nähe, auch hatte das Herrscherhaus Tscho-sien hier seine Wiege, denn in dem 22 Seemeilen entfernten Kloster Sok-wan wurde A Tai-cho, der erste Herrscher der jetzigen Dynastie erzogen. Das Kloster selbst wurde samt seinen Tempeln von diesem Herrscher erbaut, um den Ort zu kennzeichnen, wo ihn — es sind nun 509 Jahre her — ein höherer Wille zur Regierung berief, kraft dessen gegenwärtig seine Nachfolger auf dem Throne sitzen. In der Abgeschlossenheit dieses schönen Fleckchens Erde verbrachte A Tai-cho seine Jugendzeit mit Nachdenken, Studium und Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf. Viele der hohen Bäume, die den Tempel beschatten und so stattlich von den hohen Felsenklippen emporstreben, zwischen denen das Kloster liegt, sollen von seiner Hand gepflanzt worden sein. In einem besonderen Gebäude, das nur von dem Mönch betreten werden darf, der die Reliquien hütet, werden die Abzeichen seiner Würde und seine Staatsgewänder bis zum heutigen Tage aufbewahrt.

Won-san liegt im südlichen Winkel der Provinz Ham-kieng. Ein beträchtlicher Teil seines Handels findet mit den angrenzenden Distrikten von Pieng-an und Kang-wen statt, welche drei Provinzen den nördlichen Teil des Reiches bilden; ihre Bevölkerung beläuft sich auf drei bis fünf Millionen. Die Gegend ist vorwiegend bergig. Ein Wirrwarr von bewaldeten Hügeln und nackten Gipfeln begegnet dem Auge; sie stoßen aneinander und schieben

sich eines über das andere, bis man nichts als Berggipfel und Bergketten sieht, die von tausend kleinen Tälern durchbrochen sind. Das ist vorzüglich der Charakter der Szenerie in Ham-kieng und Kang-wen; in Pieng-an dagegen werden die Täler breiter, die Hügel seltener und niedriger. Dazwischen ist Raum für den Fluß Ta-dong und für weite, dem Ackerbau günstige Landstrecken. Diese Bergketten bieten in der Gegend von Won-san und mehr nach dem Innern zu, reiche Gelegenheit zur Jagd. Im Norden von Ham-kieng fängt man Zobel, Hermelin und Fischotter; Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe und Füchse existieren der Sage nach zahlreich, in Wirklichkeit findet man sie selten. Wilde Eber, Hirsche und Hasen sind ziemlich häufig, Fasanen haben gegen früher abgenommen. Die Sümpfe und Lagunen sind im August mit Schnepfen, im September mit Enten, im Winter mit Gänsen und Wildgeflügel bevölkert. Soviel Wild das Land bietet, soviel Fische birgt die See. Walfisch, Haifisch, Seehund, Lachs und zahllose kleinere Arten harren des Fanges. Land und See vereinigen sich, um die Gegend zu einem Paradies für den Sportliebhaber zu machen.

Eine mit grünen Inseln bestreute und von hohen Klippen umrahmte Bai bildet den Eingang zu dem Handelshafen von Fusan. Ein schmaler Pfad, der bald die Küste streift, bald über die Felsen führt, bringt uns nach Alt-Fusan, einer sehr alten, befestigten Stadt, die am Ende eines 16 Kilometer langen, sich von der Bucht abzweigenden Wasserarmes liegt. Neu-Fusan ähnelt den anderen koreanischen Handelshäfen. Aber der Geruch in der japanischen Kolonie ist, wie ich mich erinnere, schlimm, viel schlimmer als die Düfte, die von den schmierigen Straßen und den Gossen der alten Stadt emporsteigen. Alt-Fusan steht ganz isoliert am Ende der Bai und schaut, in Erinnerung an entschwundenen Glanz versunken, von seinen alten, verfallenden Mauern, über die weite Wasserfläche hin. Neu-Fusan, das Fremdenviertel, ist laut, ungemütlich und schmutzig. Die japanischen Kaufleute sorgen wenig

für die Bedürfnisse anderer Fremden, das elende Hotel nimmt sie nur ungern auf. Die Stadt ist durchaus japanisch, aufblühend, fleißig und ausdauernd. Sie ist Hauptstation der elenden Dampfer, die zwischen Japan und Korea verkehren und sich sogar bis Taku, Port Arthur und Wladiwostok wagen. Überall sieht man Spuren von dem Handel und Gewerbe, die jeder japanischen Gemeinschaft eigen sind. Infolge der Söul-Fusan Eisenbahn sollen ungeheure Hafenregulierungen vorgenommen werden. Dadurch wird Platz entstehen für Magazine, an denen es dem Hafen noch sehr fehlt. Auch hat sich die Aufmerksamkeit der japanischen Behörden bereits dem Straßenbau, der Einrichtung einer elektrischen Beleuchtung und dem Bau großer Wasserwerke zugewendet. Fusan ist der Sitz eines japanischen Generalkonsuls, der gegen 14000 seiner Landsleute zu ihrem Rechte verhilft. Die Hälfte dieser Zahl sind Schiffer, deren einzige Beschäftigung der Fischfang ist. Die wertvollen Fischereien, die an der Küste und auf den nahen Inselgruppen liegen, ergeben einen jährlichen Fang von 10 Millionen Heringen und 1/2 Million Schellfischen. Im ganzen genommen rechtfertigen der im Ort herrschende Lärm und der Wirrwarr seinen Ruhm als wichtigsten Handelshafen Koreas, trotzdem die britischen Kaufleute ihn mit solcher Nichtachtung behandeln. Im Jahre 1901 betrug die Zahl der in Fusan wohnenden Japaner 7014, das ist ein Steigen von mehr als 1000 gegen 6004 im Vorjahr. Seit der Zeit hat sich die Bevölkerung stetig vermehrt, so daß jetzt wenig an 9000 fehlt.

Die Tätigkeit der Japaner in den offnen Häfen von Korea steht in keinem Verhältnis zur Größe der Häfen. Ohne Rücksicht auf die örtlichen Bedingungen ist ihr Fleiß stets gleich energisch und unermüdlich. Ihre Handelstätigkeit ist dieselbe, mag der Hafen nun zehn oder zwanzig Jahre oder erst ein einziges bestehen. Nach einem Besuch der Häfen von Won-san, Fusan und Tschemulpo wird man im Hafen von Mok-po, der im Herbst des Jahres 1897 eröffnet wurde, wenig neues und wichtiges finden.



Hafen von Fusan.

für die Bedürfnisse anderer Fremden, das elende Hotel nimmt sie nur ungern auf. Die Stadt ist durchaus japanisch, aufblühend, fleißig und ausdauernd. Sie ist Hauptstation der elenden Dampfer, die zwischen Japan und Korea verkehren und sich sogar bis Taku, Port Arthur und Wladiwostok wagen. Überall sieht man Spuren von dem Handel und Gewerbe, die jeder japanischen Gemeinschaft eigen sind. Infolge der Söul-Fusan Eisenbahn sollen ungeheure Hafenregulierungen vorgenommen werden. Dadurch wird Platz entstehen für Magazine, an denen es dem Hafen noch sehr fehlt. Auch hat sich die Aufmerksamkeit der japanischen Behörden bereits dem Straßenbau, der Einrichtung einer elektrischen Beleuchtung und dem Bau großer Wasserwerke zugewendet. Fusan ist der Sitz eines japanischen Generalkonsuls, der gegen 14000 seiner Landsleute zu ihrem Rechte verhilft. Die Hälfte dieser Zahl sind Schiffer, deren einzige Beschäftigung der Fischfang ist. Die wertvollen Fischereien, die an der Küste und auf den nahen Inselgruppen liegen, ergeben einen jährlichen Fang von 10 Millionen Heringen und ½ Million Schellfischen. Im ganzen genommen rechtfertigen der im Ort herrschende Lärm und der Wirrwarr seinen Ruhm als wichtigsten Handelshafen Koreas, trotzdem die britischen Kaufleute ihn mit solcher Nichtachtung behandeln. Im Jahre 1901 betrug die Zahl der in Fusan wohnenden Japaner 7014, das ist ein Steigen von mehr als 1000 gegen 6004 im Vorjahr. Seit der Zeit hat sich die Bevölkerung stetig vermehrt, so daß jetzt wenig an 9000 fehlt.

Die Tätigkeit der Japaner in den offnen Häfen von Korea steht in keinem Verhältnis zur Größe der Häfen. Ohne Rücksicht auf die örtlichen Bedingungen ist ihr Fleiß stets gleich energisch und unermüdlich. Ihre Handelstätigkeit ist dieselbe, mag der Hafen nun zehn oder zwanzig Jahre oder erst ein einziges bestehen. Nach einem Besuch der Häfen von Won-san, Fusan und Tschemulpo wird man im Hafen von Mok-po, der im Herbst des Jahres 1897 eröffnet wurde, wenig neues und wichtiges finden.



Hafen von Fusan.

Mok-po ist sehr klein. Interessant zu sehen ist die kühle, energische Art, mit der die Japaner auf dem Areal des vorhandenen, wenig anziehenden koreanischen Dorfes eine blühende Ansiedelung erbauten. Als Vorkämpfer in den koreanischen Häfen wählen sie natürlicherweise die bestmögliche Lage für ihre Viertel. Wie in Fusan, Wonsan und Tschemulpo so befindet sich auch in Mok-po die japanische Niederlassung in der für den Handel am günstigsten Gegend. Man nähert sich Mok-po durch ein wahres Gewirr von Inseln und klippenreichen Kanälen, deren größter gegen 600 m breit ist. Den Hafen bildet die Mündung des Rupong-san, des größten, ungefähr 150 Kilometer langen Wasserlaufes. Er kann 40 Schiffe mit großer Tonnenzahl beherbergen. Der beste Weg geht durch den Lyne-Sund; einen guten Zugang von Süden her bietet auch der Washington-Golf. Der Hafen hat eine Breite von weniger als 3,5 Kilometer, seine geringste Wassertiefe ist 20 Meter, sie steigt bei der Flut bis zu 35 Meter. Während der Ebbe beträgt die Strömung durchschnittlich fünf Knoten in der Stunde, sie vergrößert sich noch zur Flutzeit und vermehrt die durch den lockeren Ankergrund verursachten Nachteile.

Mok-po liegt im südwestlichen Winkel der Provinz Tschien-la, die man manchmal den Speicher von Korea benennt. Der Name des Hafens stammt von einer großen Insel, die ihm im Norden vorgelagert ist und den Eingang zum Flusse bildet. Er ist malerisch und liegt hoch genug, um die eintönige Umgebung zu beleben. Rauh und unfruchtbar anzusehen, ist Mok-po doch der Kern einer bedeutenden Niederlassung, die sich mit dem fortschreitenden Handel noch mehr entwickeln wird. Die hervorragendsten Gebäude des Ortes sind jetzt das japanische Konsulat und das Zollamt; das britische Konsulat dagegen eine schmucklose, nackte, kahle Steinmasse, wirkt so öde und niederdrückend wie nur möglich. Der Ausblick auf wüste, schlammige Landstrecken erhöht die Schönheit nicht gerade. Ein gut gebauter Deich, hinter dem sich die Japaner einige Acker Marschland vorbehalten haben, legt Zeugnis von dem Geist

ab, mit dem die Japaner daran gehen, ihre Privilegien zu verbessern.

Mok-po ist der Mittelpunkt eines gemischten Handels, der auf mehr als 100000 Pfd. St. geschätzt wird. Von dieser Gesamtsumme entfallen 80000 Pfd. St. auf den Import aus dem Ausland. Es braucht vielleicht nicht erwähnt zu werden, daß kein englisches Schiff den Hafen in den sechs Jahren seines Bestehens



Neu-Fusan.

besucht hat. Deutsche und amerikanische Dampfer dagegen haben Ladungen nach Mok-po gebracht; japanische Schiffe berühren ihn regelmäßig. Da der Handel sich auf Bedürfnisse des einheimischen Marktes beschränkt, denen Japan genügen kann, kommt es natürlich für englische Exporthäuser nicht in Betracht. Das Geschäft dreht sich um Stückwaren, japanische und amerikanische Zigaretten, Streichhölzer und Garn, lauter Artikel, die bei den unteren Klassen in Gebrauch sind, und nach denen bei dem schnellen Anwachsen der Bevölkerung in dieser südwestlichen Provinz bald größere Nachfrage sein wird.

Möglicherweise wird dieser Hafen, den die englischen Kaufleute gleich allen anderen Häfen mit Verachtung strafen, einst an der Spitze aller Handelszentren des Reiches stehen. Schon jetzt lockt er ausländische Waren von Deutschland, Japan, Amerika herbei. Es ließen sich Mittel und Wege genug finden, durch die englische Waren, wenn sie nur billig, dauerhaft, praktisch und den Bedürfnissen des Landes entsprechend sind, zum Vorteil des englischen Kaufmanns Eingang in das Land finden könnten. Getreide wird in großen Mengen angebaut, Strohmatten, Grasleinen, Papier und Fächer sind die anderen einheimischen Erzeugnisse. Eine Schicht bituminöser Kohle ist in der unmittelbaren Nähe des Hafens gefunden worden. Zwei Industriezweige — die Papierfabrikation und die Weberei von Grasleinen — wären größerer Ausbreitung fähig, wenn ein kluger, tatkräftiger Agent es unternehmen wollte, billige Chemikalien und Maschinen einzuführen. In der Papierfabrikation wäre der Firma eine reiche Ernte sicher, die Zeit, Tatkraft und Geduld genug hätte, um ein Geschäft in Alkalien zu errichten. Die Grundlage zu zahlreichen Verbindungen findet sich in den Dörfern vor, die sich der Papierindustrie widmen.



Palasttor.

Fünfzehntes Kapitel.

Handelshäfen (Fortsetzung). Wi-tschiu. Sieng-tschieng-po. Tschin-am-po. Pieng-jang. Kunsan. Sieng-tschin.

Die noch zu erwähnenden Häfen sind noch nicht zu einer Handelsbedeutung gelangt, die ihnen größere Beachtung sichert. Sie illustrieren jedoch den Unternehmungsgeist, mit dem die Koreaner an die ihnen gestellten Forderungen herantreten, und die weitere Entwicklung des Reiches, die eine Vermehrung des Inlandshandels mit sich bringt, wird auch ihre Bedeutung steigern.

Vorläufig hat Südkorea bessere Handelshäfen aufzuweisen als der Norden. Mit der Erschließung von Sieng-tschin an der Nordostküste und Tschin-am-po (in dessen nächster Nähe Pieng-jang, eine alte Hauptstadt von Korea und noch heute die dritte Stadt des Kaisertums, liegt) an der Westküste ist auch den noch fast ganz unbekannten Märkten Nordkoreas bessere Gelegenheit zum Aufblühen gegeben. Angesichts des lebhaften Handels in den Südprovinzen hat man 1899 fast gleichzeitig die Häfen von Kun-san an der West- und von Sieng-tschin an der Nordostküste eröffnet. Der letztere liegt zwischen Tschemulpo und Mok-po an der Mündung des Keumflusses, der die natürliche Grenze zwischen den beiden Provinzen Tschien-la und Tschiung-tschieng bildet.

Den Antrieb zu gewerblicher Tätigkeit, den die Eröffnung neuer Märkte mit sich bringt, muß der fremde Handel aber im Norden und Nordosten suchen. Hier besteht bereits ein sehr wichtiges Handelszentrum in Wi-tschiu, an der Mündung des Jalu.

Diese Stadt muß erschlossen werden, zumal sie, an der Grenze der Mandschurei liegend, einen reichhaltigen direkten Handel in Aussicht stellt. Überdies könnte man auch besser gegen die Schmuggler auftreten, für die Wi-tschiu der Mittelpunkt ihres unlauteren Treibens ist, wenn dieser Hafen unter die Aufsicht und Verwaltung des koreanischen Seezollamts gestellt und in die Zahl der bereits für geöffnet erklärten Häfen aufgenommen werden würde. Bis jetzt ist es schwer zu sagen, ob man Wi-ju zu den Handelshäfen zählen darf oder nicht. Wenn man den Versicherungen der Beamten glauben kann, hat sich die koreanische Regierung am 22. August 1903 entschlossen, Wi-tschiu für einen offenen Hafen zu erklären und gleichzeitig in Jong-an-po ein Zollhaus zu errichten. Diese beiden Städte liegen kaum weiter voneinander entfernt als Tschin-am-po von Pieng-jang. Unglücklicherweise aber ist das durchaus noch kein fester Entschluß, obgleich wenige Tage später, am 4. September, das Auswärtige Amt in Söul den Vertretern der fremden Mächte eine daraufbezügliche Mitteilung zukommen ließ. Diese amtliche Bestätigung der früheren Entschließungen würde Gewißheit bringen, wenn die Politik des koreanischen Kabinetts nicht so schwankend und die Opposition des russischen Gesandten weniger energisch wäre. Der letztere ist in gleicher Weise der Erschließung von Jong-an-po entgegen, und da der französische Gesandte, M. Colin de Plancy, seinen russischen Kollegen, M. Pawloff, in seiner Abneigung gegen die Erschließung von Wi-tschiu unterstützt, so wird zukünftig M. Pawloff seine Opposition gegen Wi-tschiu möglicherweise fallen lassen, um sie ganz auf Jong-an-po zu konzentrieren. Es trifft sich unglücklich für die russischen Interessen, daß die britische Politik in Korea das Eröffnen beider Häfen befürwortet, in welchem Bestreben Mr. Jordan, der englische Gesandte, von vielen seiner Kollegen kräftig unterstützt wird.

Das Auftreten der englischen Regierung mit Bezug auf diese Häfen am Jalu ist sehr zu loben, und man kann sich nur freuen, daß Mr. Jordan seine Stellung mit so großer Beharrlichkeit be-

hauptet. Das Gesuch der britischen Regierung wurde Seiner Majestät in einer besonderen Audienz am 14. Juli 1903 vorgelegt. Es rief sofort die Opposition der Russen hervor, deren Einwände der koreanischen Regierung offiziell mitgeteilt wurden. Einige Tage später ließ der englische Gesandte beim Auswärtigen Amte anfragen, an welchem Tage Wi-tschiu zu einem offenen Hafen erklärt werden würde. Inzwischen hatte der japanische Gesandte die Forderung der britischen Regierung wiederholt, und auch das chinesische Amt des Auswärtigen reichte durch den koreanischen



Tschemulpo.

Gesandten in Peking ein gleiches Gesuch ein. Einige Tage lang verlautete in der Angelegenheit nichts, und die Sache drohte etwas verwickelt zu werden, da der Minister des Auswärtigen, Yi-to-chai, vorgeblich aus Gesundheitsrücksichten, um seinen Abschied einkam, der ihm jedoch vom Kaiser verweigert wurde. Am 9. August verlangte der britische Gesandte dringend die Erschließung Wi-tschius binnen sieben Tagen, worauf einige Tage später ein Bescheid einlief, der sich der Forderung günstig zeigte, und es steht nun zu erwarten, ob es auch dabei bleiben wird. Inzwischen hat man, um der neuen Würde des Hafens einigen Nachdruck zu geben,

eine kleine Abteilung japanischer Polizeimannschaften nach Wi-tschiu entsendet, welche die Ansiedelung beschützen sollen.

Etwa 64 Kilometer südlich von Wi-tschiu liegt Sieng-tschieng-po, ein noch junger Hafen. Ob er sich heben wird, ist unsicher, aber seiner Lage zwischen Tschin-am-po und Wi-tschiu nach müßte er eigentlich ein bedeutender Ort für heimische Schiffahrt werden. Gegenwärtig wird Sieng-tschieng-po von Tschin-am-po aus verwaltet, aber die Grenzen für die künftige Niederlassung sind bereits geplant, und zweifellos wird sich dieselbe zu einer aufblühenden japanischen Kolonie entwickeln. Jetzt ist der Handel dort gering.

Der Ta-dong, an dessen Mündung Tschin-am-po liegt, ist einer der bedeutendsten und schönsten Flüsse des Landes. Er entwässert die südlichen und südöstlichen Teile der Provinz Pieng-an, und an seinen Ufern liegt, 107 Kilometer vom Meere entfernt, die alte Residenz und älteste Stadt des Kaiserreichs, Pieng-jang. Eine Menge historischer und sagenhafter Erinnerungen knüpfen sich noch heute an diesen Namen. Am Flusse Ta-dong findet man Städte und Dörfer; die Landschaft zeichnet sich durch wilde Schönheit aus, und die Wasserscheide zeigt Grenzsteine, die sowohl in physikalischer als historischer Beziehung merkwürdig sind. Die Schnelligkeit seiner Strömung beträgt bei Springfluten bis $3^1/_2$ Knoten durchschnittlich; zur Zeit der Ebbe vermehrt sich dieselbe an dem Ufer, wo Tschin-am-po gelegen ist, um zwei Knoten, und zwar infolge eines Felsvorsprungs am jenseitigen Ufer. Die Ufer der Ta-dongmündung sind wechselnd; mancher Einschnitt, der die Ankerlinie kennzeichnet, verwandelt sich bei tiefem Wasserstand in eine schlammige Fläche. Ehe Tschin-am-po sich zu einem Handelshafen aufschwang, bestand das Dorf aus etlichen zerstreut liegenden Hütten mit noch nicht tausend Einwohnern. Jetzt indessen hat sich das alles verändert. Die Schlammflächen sind verschwunden, und außerdem sind so manche Verbesserungen im Hafen vor sich gegangen, so daß man dem Orte eine schöne Zukunft prophezeien kann.

Die Niederlassung Tschin-am-po liegt am Nordufer der Ta-dong-mündung, ungefähr 24 Kilometer von ihrem Eintritt in den äußersten südwestlichen Teil der Provinz Pieng-an. Der Hafen wurde im Oktober 1897 dem Verkehr mit dem Ausland erschlossen und hat seitdem keine geringen Fortschritte gemacht, ja er verspricht sogar, ein außerordentlich wichtiges Handelszentrum zu werden. Der Aufschwung des fremden Handels und das Gedeihen des einheimischen Marktes haben die Aufmerksamkeit der Japaner auf sich gelenkt, die sich nun in großer Anzahl dort niedergelassen haben. Die Zahl der Einheimischen wechselt zwischen 15 und 40 Tausend, doch wird wohl die kleinere Zahl der Wahrheit am nächsten kommen. Der Handel hält in bezug auf Wert und Menge den Vergleich mit anderen Häfen aus, die sich in gleichen Verhältnissen und gleicher Lage befinden. Seine Aussicht auf weitere Entwicklung ist beschränkt, da die beiden einzigen Faktoren, die zu seinem wirtschaftlichen Gedeihen beitragen, der im Aufschwung begriffene Ackerbau und der Bergbau sind. Als die amerikanische und die britische Bergwerksgesellschaft die Konzession in Un-san und Eun-san erlangt hatten, wurde Tschin-am-po ein bedeutender Hafen für ihren Verkehr.

Im frühesten Stadium seiner Entwicklung steht der Handelsverkehr in jenen Gegenden, die zwischen dem Ta-dong-fluß und der Wasserscheide des Jalu liegen; indessen lassen sich auch hier bei klugem Vorgehen gute Erfolge voraussagen. Der Landstrich, der von den östlichen Bezirken des Reiches durch Gebirgszüge abgeschnitten ist und sich von Po-reup-san bei Tschin-am-po im Süden bis zu den Bergfesten der Nordgrenze des Reichs erstreckt, ist teilweise unbewohnt. Er wird von Scharen koreanischer Räuber und chinesischer Banditen durchstreift, ist der Mittelpunkt heimischen Bergbaues und der Schauplatz beständiger Grenzstreitigkeiten. Öde und fast undurchdringlich, bietet er einen Schlupfwinkel für wilde Tiere und ist von westlicher Zivilisation noch fast gänzlich unberührt. Die ungeheuren Nadelwälder erinnern an die Zeit, wo

das nördliche Korea eine einzige Waldfläche war. Bis vor kurzem existierten nur zwei offene Häfen für diese ganze Gegend, Tschin-am-po und Pieng-jang; der dritte, Sieng-tschieng-po, in der nördlichsten Ecke, ist den Europäern noch verschlossen. Die natürlichen Produkte des Landes sind Gold und Kohle, Eisen und Kupfer. Der Boden ist fruchtbar, und jetzt wäre der günstige Zeitpunkt zur Errichtung industrieller Unternehmungen. Das Aufblühen des Handels würde überdies dazu beitragen, etwas friedlichere Zustände im Lande herbeizuführen.

Pieng-jang liegt an der Grenze eines Distriktes, der ausgedehnte Lager von Anthracit und bituminöser Kohle birgt. Man findet wohl Spuren dieser Lager, aber vorläufig noch keine Anzeichen wirklich brauchbaren Brennmaterials. Die Kohle ist aber auch nicht das einzige Mineral, und der Boden kann auch mehr als Bohnen hervorbringen. Es gibt viele Steinbrüche, und der Holzhandel blüht in der Provinz. Die authentischen Berichte über Pieng-jang datieren über 3000 Jahre zurück. Die Anfänge der Stadt sollen mit der Gründung des Reiches Israel zusammenfallen. Saul, David und Salomo waren Zeitgenossen von Kija und seinen Nachfolgern. Die bedeutendsten Ereignisse in neuerer Zeit sind die Niedermetzelung der Schiffsmannschaft des „General Sherman" im Jahre 1866 und die lange Liste voll Ungemach, das die Stadt während des japanisch-chinesischen Feldzugs zu erdulden hatte. Die Verwüstungen des Kriegs sowie die Pest im Jahre 1895 hinterließen eine verheerte und verlassene Stadt. Aber bald, wie um die Bevölkerung an die Zeiten entschwundenen Glanzes zu erinnern, drehte sich das Glücksrad, und der Wohlstand kehrte zurück. Der Handel lebte auf, eine kleine Fremdenkolonie hat sich in den Mauern niedergelassen, und hoffentlich liegen die Tage des Unheils nun ebenso fern, wie die Zeit, wo die Stadt sich zuerst mit schützenden Mauern umgab. In bezug auf Handel und Industrie hat sie ungeheure Fortschritte gemacht, und es mag als ein Zeichen der Zeit erwähnt werden, daß die

koreanische Gemeinde eine Privatschule für englischen Sprachunterricht gegründet hat. Pieng-jang liegt so nahe an Tschin-am-po, daß das Gedeihen jeder einzelnen der zwei Städte eng mit dem Aufblühen der andern verbunden ist. Trotzdem ist das Weiterbestehen Pieng-jangs als offenen Handelshafens ungewiß, da die koreanische Regierung die Absicht ausgesprochen hat, den Hafen einzuziehen, wenn sie gezwungen wird, Wi-tschiu zu öffnen. Die englischen, amerikanischen und japanischen Gesandten haben sich diesem Vorhaben energisch widersetzt.


Hausbau in Korea.

Der Hafen von Kun-san, der im Jahre 1899 für fremde Niederlassungen und gemischten Handel erschlossen wurde, hat im großen Ganzen dieselben Hilfsquellen wie Mok-po. Er hängt hauptsächlich von den Erträgen des Ackerbaus in Tschien-la und Tschiung-tschieng ab und beschränkt sich deshalb auf die Ausfuhr von Cerealien, als Reis, Weizen und Bohnen, von Grasleinen, Papier und Bambusartikeln, von Fischen und Seetang. Nach der Vollendung der Eisenbahn zwischen Söul und Fusan wird die Entwicklung des

Ackerbaus auch den Wohlstand dieses Hafens günstig beeinflussen. Vorläufig geht er seinen Gang ruhig dahin und begnügt sich mit der bedeutenden Rolle, die er im Küstenhandel einnimmt, ohne nach einem größeren Warenaustausch mit China und Japan zu trachten. In früheren Zeiten, wo die staatlichen Abgaben noch in Körnerfrüchten bezahlt wurden, war Kun-san wohlbekannt als Ausfuhrort für den Zinsreis. In Kun-san befindet sich eine rasch anwachsende japanische Kolonie, eine große eingeborene Bevölkerung und eine kleine Chinesengemeinde. Der Import beschränkt sich aber auf japanische Fabrikate und umfaßt hauptsächlich die Nachahmungen ausländischer Waren — Manchester Schirting, chinesisches Leinen, indisches Garn, amerikanisches Kerosinöl und englische sowie schwedische Streichhölzer, in deren Herstellung unsere tatkräftigen Nachahmer eine so große Vollkommenheit erlangt haben.

Der abgelegenste aller Häfen ist Sieng-tschin, der, ungefähr 32 Kilometer von Won-san entfernt, an der nordöstlichen Küste in der Provinz Ham-kieng liegt. Er ist seit dem Mai 1899 eröffnet, der unbedeutende Handel wird von Japanern geführt und beschränkt sich auf den Austausch mit Won-san. Doch ist er des Aufschwungs fähig, da in nächster Nähe der Stadt Gold, Kupfer und Kohlen gefunden werden. Auch sind weiße Granitbrüche in der Umgegend. Die Seefischerei ernährt eine japanische Kolonie, große Mengen Vieh werden für den Provinzmarkt gezüchtet, der Boden ist mit Bohnen angebaut. Man exportiert Bohnen, Häute und Fische, der Import umfaßt Kerosinöl, Zündhölzer und Baumwollenwaren. Es besteht kein direkter einheimischer Handel mit Japan. An den Trümmern einer hohen, von Zinnen und Wachttürmen gekrönten Schutzmauer sieht man noch heute, daß Sieng-tschin einst eine befestigte Stadt von Bedeutung war. Zeit, Armut und Vernachlässigung tragen die Schuld an ihrem jetzigen armseligen Zustand. Die eingeborene Bevölkerung ist nur gering. Der Hafen ist wenig mehr als ein offener Ankerplatz, ist aber leicht zugänglich, tief und hat einen ausgezeichneten Ankergrund. Schiffe

mit 3 Meter Tiefgang können in nächster Nähe des Ufers liegen. Das Frühjahr bringt Nebel und Stürme, zu allen Zeiten ist das Klima aber gemäßigter als in Won-san.

Der Hafen ist nach Nordosten offen und liegt nahe dem 41. Breitengrade, in der Mitte zwischen Won-san und Wladiwostok. Winter und Sommer hindurch ist Südwest die herrschende Windrichtung, nur zuzeiten atmosphärischer Störungen, die aber in diesen Breiten selten vorkommen, erschwert der Nordost das Ankern und zwingt die Schiffe, ihre Ankertaue nach dem Nordostende der Bai zu bringen, wo das Vorgebirge von Sarako ihnen Schutz bietet. Kaum 200 Meter vom Ufer entfernt, hat das Wasser eine Tiefe von 19 Meter. Der durch Ebbe und Flut bedingte Unterschied in der Wasserhöhe beträgt 60 Zentimeter. Dem Bau eines Landungssteges und eines Boothafens steht kein Hindernis entgegen. Bei der Eröffnung des Hafens bestand die Stadt aus wenigen den Eingeborenen gehörigen Hütten. Seitdem sind 250 neue Häuser entstanden, und andere sind im Bau begriffen. Binnen kurzem wird der Markt aus dem benachbarten Im-mieng nach Sieng-tschin verlegt werden. Die Fremdenkolonie besteht aus dem japanischen Konsul mit seinem Stab, den japanischen Polizei- und Postbeamten, dem Lehrer, dem Schiffsmakler und Arbeitern. Ein zur kanadischen Mission gehöriger englischer Arzt wohnt mit seiner Familie ebenfalls da. Das einzige fremdländische Haus in der Kolonie ist die Wohnung des japanischen Konsuls.



Koreaner in Trauer.

Sechzehntes Kapitel.

Russische Interessen. Rußland und Japan. Ma-san-po. Tsching-kai-wan. Jong-an-po.

Die russische Handelstätigkeit ist sozusagen ein Mantel für politische Pläne. Seit der Zeit, da der Kaiser sich in den Schutz der russischen Gesandtschaft stellte, hat der russische Einfluß in Korea bestimmtere Formen angenommen. Von französischem Kapital unterstützt, hat eine russische Gesellschaft kürzlich in A-ja-tschin, an der Küste der Provinz Kang-wen, eine Rinder- und Schafzüchterei angelegt, der die Eröffnung einer Fabrik für Büchsenfleisch folgen soll, die bereits in Angriff genommen ist. Auch eine russische Glasfabrik ist in Söul erbaut worden, ein Unternehmen, welches kein Licht auf politische Motive wirft. Ferner hat Rußland die pazifische Walfischfängerei erweitert, die nun an den koreanischen Küsten ihrem Gewerbe nachgeht, wertvolle Auskünfte über unbewachte Buchten und unerforschte Ankerplätze, Strudel, Ströme und Kohlenlager sammelt — und hin und wieder einen Walfisch fängt. Sie besitzt zwölf Schiffe. Rußland hat keine Eisenbahnlinie in Korea, ist aber an der Strecke interessiert, die Frankreich baut — auch kein Goldbergwerk; aber eine geographische Expedition von Seeoffizieren hat jahrelang die Gegend am Jalu genauer topographischer Prüfung unterzogen. Rußland hat sich gewisse Rechte in Ma-san-po gesichert, es strebt nach der Konzession, eine Seestation in geeigneter Lage errichten zu dürfen, und hat sich, dank eines Holzfällprivilegiums am Jalu, in Jong-an-po fest-

gesetzt. Im Mai 1903 bereiste übrigens eine Handelskommission das Land von Söul bis Wi-tschiu.

So schnell, als es die Umstände erlauben, verbindet Rußland sein mandschurisches Telegraphensystem mit den koreanischen Hauptlinien; so befinden sich jetzt Telegraphenlinien zwischen Mukden und Wi-tschiu, Wladiwostok und Won-san im Bau. Dieses Vorgehen ist auf großen Widerstand seitens der Koreaner gestoßen. Als die Regierung sich weigerte, die Erlaubnis zur Errichtung der Telegraphenstangen zu geben, die die russischen Ingenieure gar nicht abgewartet hatten, gab M. Pawloff, der russische Gesandte, leise zu verstehen, daß das Entfernen der Pfähle als feindliche Kundgebung betrachtet werden würde, die Anlaß zu Unannehmlichkeiten zwischen beiden Regierungen geben könnte. Korea hat sich indessen nicht ins Bockshorn jagen lassen, und die Lokalbeamten sind bereits seit einigen Monaten damit beschäftigt, alle Telegraphenstangen zu beseitigen, die die Russen aufrichten. Auch will Rußland die Telegraphenlinie von Peking nach Söul über Wi-ju wiederherstellen und hegt die Absicht, eine Seitenlinie ihrer Eisenbahn von Mukden nach An-tung am Jalu*) zu bauen.

Rußland ist auch mit dem koreanischen Heer in Verbindung getreten, da die russische Militärbehörde den Koreanern eine Anzahl Drillmeister überlassen hat. Sie sind jetzt zurückberufen worden. Die Leitung des Hauses, in dem die kaiserlichen Gäste Unterkommen finden, ist einer russischen Dame anvertraut worden. Söul zählt wenig ständige russische Bewohner. Es sind nur die unmittelbar zur Gesandtschaft gehörigen Beamten, die Gesandtschaftswache, Priester der griechischen Kirche und einige wenige Kaufleute. Die Kolonie ist nur klein, aber mit Hilfe eines Wachtschiffes im Hafen von Tschemulpo und beständiger Besuche des pacifischen Geschwaders, bei welcher Gelegenheit die Kapelle des Wachtschiffes zur Ergötzung des kaiserlichen Hofes aufspielt, gelingt es dieser

*) An-tung ist auch unter dem Namen Sha-ho, der Fluß Yalu unter dem Namen Am-nok bekannt.

kleinen Gemeinde, das Ansehen und die Würde der russischen Regierung sehr nachdrücklich zu bekräftigen. Kürzlich ist der Vorschlag gemacht worden, russische Konsulate in den offenen Häfen zu errichten — das Konsulat ist bereits von Söul nach Tschemulpo verlegt worden —, ferner die Dampferfahrten der mandschurischen Eisenbahn zwischen der Mandschurei und den offenen Häfen Koreas zu vermehren und in Tschemulpo eine Filiale der russisch-chinesischen Bank zu errichten. Auch soll das russische Geschwader die koreanischen Häfen künftig öfter anlaufen.

Bereits seit Jahren hat Rußland sich allmählich seinen Weg in Korea gebahnt. Vor 1885 waren über 20000 Koreaner in den ostrussischen Ländern angesiedelt, und im Jahre 1888 schloß Rußland einen Handelsvertrag mit Korea, der den russischen Händlern die koreanische Landesgrenze freigab. Im Jahre 1893 wurde eine telegraphische Verbindung zwischen Rußland und Korea beschlossen. Da brach, als eben die russische Politik in Korea festere Gestalt anzunehmen begann, der Krieg zwischen China und Japan aus. Welche Vermutungen und Hoffnungen man auch bezüglich dieses Krieges gehegt haben mag — es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß seine Wirkung auf das Geschick Rußlands und Japans im fernen Osten von großer Tragweite war. Rußland veränderte seine Politik gegen China, und der ausschließliche Besitz Koreas ward in gleicher Weise Ziel der Wünsche Japans und der größeren Macht. Rußland war jedoch damals nicht in der Lage, Nutzen aus der Niederlage Chinas zu ziehen, und Japan war weder stark genug, die Halbinsel Liao-tung zu halten, noch wagte es, sich Koreas zu bemächtigen. Trotzdem hätte sich Japan, nachdem es durch die vereinigte Mitwirkung Rußlands, Frankreichs und Deutschlands aus Liao-tung vertrieben worden war, die vollständige materielle und politische Oberherrschaft über Korea sichern können. Hätte es seiner Politik entsprochen, so konnte es leichtlich seine Besitzergreifung von Korea manifestieren und sich mit einer Begründung ausstatten, wie sie England in Ägypten und Rußland



Auf dem Jalufluſſe.

in der Mandschurei besitzt. Während nun Rußland mit meisterhafter Klugheit Schritt für Schritt in der Unterjochung der Mandschurei vorwärts kam, schaffte sich Japan, das zwar beherzt war, aber noch keine Ahnung von den Tücken der Kolonisierung hatte, endlose Schwierigkeiten in Korea und ernste Verwicklungen mit den Mächten, die außerhalb des Feldes seiner Tätigkeit standen. Noch ehe es sich seiner Machtvollkommenheit bewußt geworden, hatte es sich mit einem Plane bloßgestellt, durch welchen es hoffte, sich des Kaisers und der Kaiserin zu bemächtigen und die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu bekommen. Aber ihr Staatsstreich sollte in verhängnisvoller Weise auf ihr eigenes Haupt zurückfallen. Die Kaiserin fiel der Verschwörung zum Opfer, der Kaiser wurde zwar gefangen genommen, aber es gelang ihm samt dem Kronprinzen, nach kurzer Zeit Zuflucht in der russischen Gesandtschaft zu finden. Die Flucht des Kaisers verschlimmerte Japans Niederlage noch, und obgleich es beständig Koreas wegen mit Rußland unterhandelte, so hat sich Japans Macht in Ostasien, wo es mit Rußland konkurriert, doch nie ganz von dem Schlage erholt, den es bei dieser Gelegenheit sich selbst versetzt hat.

Japan besitzt noch immer großen materiellen Einfluß in Korea. Aber in der Machtstellung, die es einnimmt, befindet sich eine Lücke, die durch den feindlichen und ränkevollen Einfluß seines großen Gegners gerissen worden ist. Seltsamerweise ist Rußlands Stellung in Korea längst nicht so gesichert, wie im Jahre 1896, aber zweifellos ist sein Einfluß gewaltiger, wenn auch weniger eingreifend. Japan hat gelegentlich seine politischen Pläne außer acht gelassen, um seine Handelsinteressen zu fördern, Rußland dagegen hat unentwegt seine Politik verfolgt, woraus sich bei Chinas Niederlage ergab, daß sich die Mandschurei in Rußlands Händen befand, und daß Korea ihr folgen sollte.

Rußlands jetzige Tätigkeit am Jalu und seine frühere Absicht betreffs Won-san entspringen beide demselben Beweggrund. Es betrachtet Korea als die Abrundung seiner Besitzungen im

fernen Osten, während Japan in dem kleinen Kaiserreich ein Anhängsel zu der Ausdehnung sieht, die es zu seinem Bestehen benötigt. Rußland in der Mandschurei und in Korea, dazu China unter seinem Schatten, würde für Japan dauernde Beschränkung, ja Schwinden bedeuten. Wiederum müßte Rußland mit seinen Besitzungen Wladiwostok und Port Arthur die Besetzung Koreas durch Japan als einen Keil ansehen, der sich mit der Spitze nach der Mandschurei vorschiebt. Die Befürchtung, daß Rußland die Hand nach Korea ausstrecken möchte, erregt Japan, und diese Notwendigkeit russischerseits beschleunigt die Krisis zwischen beiden Mächten. Private Übereinkommen und geheime Eröffnungen haben den Weg für die Lösung gebahnt, welche schon lange geplant war. Als Rußland im Interesse seines pacifischen Geschwaders den Besitz des Hafens Ma-san-po anstrebte, zeigte es sich deutlich, daß die russische Tätigkeit in Korea kein Geheimnis mehr war. Ma-san-po ist seitdem ein offener Hafen geworden, da Japan sich unverzüglich gegen die russischen Pläne auflehnte und gleichzeitig Korea durch Drohungen mit sofortigen Gegenmaßregeln einschüchterte. Indes hatte der schöne Hafen schon die Aufmerksamkeit japanischer und chinesischer Ansiedler auf sich gelenkt, noch ehe Rußland im Jahre 1900 seine Bedingungen in der Ma-san-po-Konvention mit der koreanischen Regierung niedergelegt hatte. Die Lokalbehörden konnten es nicht verhindern, daß ein ungeheurer Zuzug von Ausländern stattfand, die gleichsam einen Gürtel um den Hafenort zogen, und so wurde Ma-san-po durch die Macht der Umstände ein offener Hafen. Es ist zu bewundern, daß es M. Pawloff, diesem klugen russischen Vertreter, überhaupt gelang, einen Vertrag mit Korea abzuschließen, denn der kaiserlichen Regierung hatte sich angesichts der japanischen Einschüchterungen eine wahre Panik bemächtigt. Die geheime Konvention von 1900 zwischen Rußland und Korea hielt die Unabhängigkeit des Hafens aufrecht, und da sie Rußland den Besitz desselben nicht zusprechen konnte, wurde wenigstens festgesetzt, daß kein Teil am Hafen Ma-san-po oder in

seiner Umgebung an irgendwelche ausländische Macht dauernd abgetreten oder verkauft werden sollte. Dieselben Bedingungen erstreckten sich auch auf die Insel Keu-tschai, die im Eingang zum Hafen liegt. Daß dieser Hemmschuh an die Bestrebungen der russischen Politik gelegt wurde, war natürlich nur dem energischen Vorgehen Japans zuzuschreiben: Rußlands Stellung in Ma-san-po war in keiner Weise gesichert. Japan würde ohne weiteres Rußland den Krieg erklärt haben, wenn diese Macht, seinen Wünschen entgegen, versucht hätte, eine isolierte und selbständige Stellung in jenem Hafen zu behaupten.

Gegenwärtig sind keine Aussichten vorhanden, daß Ma-san-po zu einem Mittelpunkt russischen Einflusses in Südkorea wird. Noch ehe der obige Zwischenfall sich gänzlich abgespielt hatte, kamen die Japaner um ein großes Stück Land in Ma-san-po ein, um dort eine Niederlassung zu gründen. Außerdem haben sie auch die für ausländische Kolonien bestimmte Landstrecke eingenommen und haben dort, wo es ihnen gerade gutdünkte, mehrere Hundert Läden und Häuser errichtet. Japanische Post- und Telegraphenämter sind in Ma-san-po errichtet worden, und ein ungemütliches Gasthaus stört den Frieden der Ruhebedürftigen. Schon ist eine große Abteilung japanischer Polizeimannschaften nach Ma-san-po geschickt worden und der nächste Schritt in der Entwicklung der Dinge wird die Beorderung eines Hafenwachtschiffes und einer Infanteriegarnison sein, die die japanische Niederlassung beschützen soll. Dieses Vorgehen deutet auf ein dauerndes Pachtverhältnis hin und zeigt zugleich, durch welche Mittel die Japaner die russisch-koreanische Konvention wertlos machen wollen. Ihre Politik geht darauf hinaus, die Rechte der Russen in Ma-san-po so viel als möglich zu beschneiden und ihrer Anwesenheit im Hafen jede besondere Bedeutung zu nehmen. Die Russen nehmen die Dinge sehr philosophisch und gelassen hin, obgleich sie recht wohl Protest über Protest gegen die Übergriffe der Japaner erheben könnten, die hinsichtlich des Areals an die Bedingungen der Konvention von 1900 gebunden sind.

Vor einem Jahre stellte sich die fremde Bevölkerung von Ma-san-po aus 230 Japanern, 41 Chinesen, 18 Russen und 2 Deutschen zusammen. Diese Ziffern umfassen die erwachsenen männlichen und weiblichen Personen, nicht die Kinder. Russen gab es, genau gezählt, 8 Männer, 10 Frauen, 3 Kinder; unter den Japanern befanden sich nur 78 weibliche Personen. Es findet wenig Export- und Importverkehr statt, denn die Nähe Fusans, welches nur sechs Stunden weit davon liegt, macht den direkten Verkehr mit dem Orte überflüssig. Täglich laufen japanische Dampfer von Fusan an, und die Produkte der Gegend werden durch einheimische Dschonken befördert. Außerhalb des Hafens wird viel Fischfang betrieben, der jedoch durchweg von japanischen Fischern aus Fusan überwacht wird. Die Hauptbeschäftigung am Ufer aber bilden der Aufbau der Niederlassung, ein wenig Ackerbau und viel Klatsch.

Seit seine Bemühungen um Ma-san-po fehlgeschlagen sind, hat Rußland den Besitz von Tsching-kai-wan als Station für seine Marine angestrebt. Diese Bucht liegt im äußersten Süden der koreanischen Halbinsel und geht auch unter dem Namen Tschin-hai oder Shin-hai. Der Hafen liegt genau in gleicher Entfernung zwischen Wladiwostok und Port Arthur. Bei seiner geographischen Lage würde es sicher seitens des japanischen Volkes und seiner Regierung zu noch größeren Feindseligkeiten kommen, als bei der Ma-san-po-Angelegenheit, wenn Rußland in den Alleinbesitz von Tsching-kai-wan gelangen würde. Nam-bu, welches sich Rußland gern gesichert hätte, liegt ungefähr 32 Kilometer außerhalb der Grenze des Hafens Ma-san-po. Konnte die japanische Regierung auch nicht verhindern, daß Rußland eine Kohlenstation für die russische Dampfschiffsgesellschaft innerhalb der für die Fremdenkolonie festgesetzten Grenzen Ma-san-pos erhielt, so sträubte es sich doch ganz energisch gegen die Abtretung einer 32 Kilometer davon entfernten Strecke Landes, die sein Nachbar zu Marinezwecken verlangte. Ebenso widersetzt es sich der Errichtung eines russischen Marinemaga-

zins in Tsching-kai-wan, wo sich kein Handelshafen befindet und wo, wenn der Vertrag zustande käme, Rußland allein Zutritt hätte.

Einige Stunden Dampferfahrt bringen uns von Tsching-kai-wan nach Port Hamilton, jenem Hafen, den Großbritannien aufzugeben gewillt war, wenn Rußland und China sich dazu verstanden, von jeglicher Landerwerbung in Korea abzusehen. Rußland hat als Vorwand für seine offenbare Verletzung des Vertrags angegeben, der Handel sei mit China, aber nicht mit England abgeschlossen worden. Die Angelegenheit zeigt noch einen anderen und zwar noch seltsameren Zug, den Li Hung Tschang vor einigen Jahren in Peking dem Vertreter einer ausländischen Macht anvertraut hat. Der chinesische Staatsmann gestand, daß jene Abmachung eine Klausel privater Natur enthalten habe, kraft deren der Vertrag nur zehn Jahre Gültigkeit hatte. Mit anderen Worten, man veranlaßte England, Port Hamilton aufzugeben, indem man versprach, daß Rußland Korea nie begehren würde, obgleich Rußland und China sich bereits dahin geeinigt hatten, daß diese Abmachung nur zehn Jahre Kraft haben sollte.

Was das Vorgehen Rußlands in Jong-an-po betrifft, so haben sich die Dinge in jüngster Zeit dort etwas zugespitzt; die ganze Frage läßt sich übrigens schon auf den Herbst des Jahres 1896 zurückführen, wo M. Brünner, ein russischer Kaufmann in Wladiwostok, von der koreanischen Regierung das Recht erhielt, auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren an den Ufern der Flüsse Jalu und Tumen, sowie auf der Insel Ul-liang Holz zu fällen und Bäume anzupflanzen. Die Konzession sollte verfallen sein, wenn die Arbeiten nicht innerhalb fünf Jahren begonnen würden. Als die Frist zu Ende ging, suchte der russische Bevollmächtigte in Söul um eine Verlängerung derselben nach. Man hörte nun zwar, daß M. Pawloffs Gesuch abschlägig beschieden worden sei, später aber sickerte doch durch, daß zwischen dem Bevollmächtigten, dem die koreanische Regierung die Angelegenheit übertragen hatte,



Ein Chinesenlager.

und dem Direktor, der die Interessen der Gesellschaft am Jong-an-po vertrat, folgendes Abkommen getroffen worden war:

1. Der genannte Distrikt wird der Gesellschaft pachtweise überlassen.

2. Die Grenzen des genannten Distrikts werden von dem russischen Gesandten und dem Minister des Auswärtigen in Korea bestimmt.

3. Die russische Gesellschaft zahlt der koreanischen Regierung eine Grundsteuer.

4. Wenn die Besitzer von Gräbern innerhalb dieses Distrikts diese zu entfernen wünschen, so geschieht es auf Kosten der Gesellschaft.

5. Wünscht die Gesellschaft Holz zu verwerten, welches die Koreaner gefällt haben und den Fluß hinabschiffen, so muß sie den Eigentümer auf gerechte, geeignete Weise entschädigen.

6. Die russische Gesellschaft darf nur solche Vorräte im Distrikt aufstapeln, die darin gebraucht werden.

7. Gegen koreanische Verbrecher in diesem Distrikt sitzen koreanische Gerichtshöfe zu Gericht; russische Verbrecher werden durch russische Zivilbeamte verurteilt.

Diese Verträge wurden am 20. Juli 1903 von dem koreanischen Beamten Tscho Sung-hiup und dem russischen Direktor Bojisko unterzeichnet.

Im Mai 1903, noch vor der Entschließung der koreanischen Regierung in dieser Angelegenheit, berichtete der Präfekt von Wi-tschiu, daß eine Konzentration russischer Truppen in An-tung stattfinde, und zwar zum Zwecke der Überschreitung des Jalu. Einige Tage später kreuzten in der Tat 40 dieser Männer den Fluß, machten in der Mitte desselben auf einem kleinen Inselchen Halt, entledigten sich ihrer Uniformen und zogen in Jong-an-po in Zivilkleidern ein. Von hier aus marschierten sie nach Jong-tschien bei Wi-tschiu weiter und gründeten dort mit 100 Chinesen und 80 Koreanern eine Holzfällkolonie, indem sie 17 Häuser mit 12 Acker Feld

daran im Namen von zwei ihrer koreanischen Beschützer ankauften. Die koreanische Regierung widersetzte sich sofort dieser Gründung und drohte M. Pawloff, die Beziehungen abzubrechen, wenn die Niederlassung nicht unverzüglich eingezogen werden würde. Aber M. Pawloff vertrat die Interessen der kleinen Kolonie, indem er sich auf ein durch die Forstkonzession von 1896 erlangtes Recht stützte, welches indessen tatsächlich nicht erneuert worden war. Anfang Juni berichtete die Behörde von Jong-tschien, daß eine zweite Schar Russen in der Stadt angekommen wäre, nämlich 3 Frauen und 36 Männer sowie 200 Chinesen und viele Pferde. Ein weiterer Zuwachs traf am 2. Juli durch 3 Frauen und 60 Männer ein; sie waren meist mit Flinten und Schwertern bewaffnet und kauften ebenfalls Häuser und Land.

Diese Leute sind in ganz besonderer Weise tätig. Einige sind eifrig dabei, Holz auf verbotenem Terrain zu schlagen; es ist, als wären sie ängstlich bemüht, sich als Holzfällkolonisten zu zeigen, und als ob sie, den Befehlen der koreanischen Ortsbehörden zum Trotz, die Klauseln der Konvention mißachteten. Andere machten sich mit nicht geringem Eifer daran, einen 33 ½ Kilometer langen Holzsteg am Jalu entlang zu bauen, zu welchem Zweck eine kleine Eisenbahn gelegt wird. Außer diesen Arbeiten errichteten die Russen aber noch dauerndere Beweise ihrer Seßhaftigkeit, es entstanden steinerne Häuser, eine Fabrik und ausgedehnte Verteidigungsmaßregeln. Und um diese Anzeichen der Besitzergreifung der Jalugebiete noch zu bestätigen, überschritt eine Abteilung von 70 russischen Soldaten den Fluß bei Tscho-san, und weitere 80 Mann bei Piek-tong. Um die verschiedenen zerstreuten Holzfällniederlassungen zu verbinden, errichteten die Russen eine Telegraphenlinie zwischen Wi-tschiu und Jong-an-po. Diese Strecken wurden von den Koreanern sofort zerstört, worauf die Russen an Stelle des Landtelegraphen von Jong-an-po nach der Mandschurei, ein unterseeisches Kabel von Jong-an-po an der Küste entlang und den Jalu stromauf bis nach An-tung zu legen

begannen. Da dieses Kabelprojekt wichtig und ebenso des Schutzes bedürftig war, wie die Niederlassungen am Jong-an-po, entschloß sich Rußland, ein Kommando von 300 Mann an den Ort zu ziehen. Inzwischen, mit Ende August, war die Kolonie bis auf 60 Häuser mit ungefähr 70 russischen Bewohnern angewachsen. Zu der Zeit war aber auch der Wortlaut des geplanten Kontraktes zwischen der koreanischen Regierung und der russischen Holzfällkolonie in die Hände Mr. Hayashis, des japanischen Gesandten, in Söul gelangt. Er richtete daraufhin am 25. August ein Ultimatum an die koreanische Regierung. An demselben Tage ging der russische Gesandte in das Ministerium des Auswärtigen und bat um Gewährung der Pachtkonzession von Jong-an-po. Trotz seines Drängens erklärte es der Minister für unmöglich. Am 27. begab sich der russische Gesandte gegen Mittag abermals in das Ministerium und blieb bis gegen sieben Uhr abends; der Minister aber ließ sich nicht sehen, da er krank war. Daraufhin erklärte der Russe, daß er sich direkt an den Kaiser wenden würde. In seinem Schreiben hatte Mr. Hayashi erklärt, daß Japan es als eine direkte Verletzung seines eigenen Kontraktes mit Korea ansehen würde, wenn die koreanische Regierung den Pachtvertrag Rußlands unterzeichnete. Im letzteren Falle würde Japan die politischen Beziehungen für abgebrochen erklären und sich in der Annahme, daß ganz Korea für die Welt geöffnet worden sei, für befugt halten, in seinem eigenen Interesse zu handeln.

Die mutige Handlungsweise des japanischen Gesandten machte Eindruck auf die koreanische Regierung, die sogleich an den Präfekten von Jong-an-po den Befehl ergehen ließ, die Russen von allen weiteren Übergriffen abzuhalten. Die Anstrengungen der Lokalbeamten aber waren von wenig Nutzen, und gegen Mitte September hatte sich außer der Kolonie Jong-an-po auch die Niederlassung zu Jongtschien auf 128 chinesische Häuser mit 1300 Chinesen, und 70 Russen sowie auf 20 Zelte vermehrt. Klagen über die gewaltsame Art der Russen, sich das Eigentum der Koreaner zur Deckung ihrer

eigenen Bedürfnisse anzueignen, gelangten nach Söul, und am 13. September kam die Kunde, daß eine neue Telegraphenlinie zwischen Jong-an-po und den Holzfällkolonien am Jalu angelegt worden sei. Noch beunruhigender als diese erneute Tätigkeit war die Nachricht, daß die Russen in der Nähe des Hafens Tu-riu auf einem hochgelegenen Punkt einen Wachtturm errichtet hatten und Unterkommen für drei Batterien Feldartillerie vorbereiteten. Als Gegendemonstration gegen eine von zwei Offizieren befehligte Kompagnie von 500 Russen, die während der Nacht den Tumen überschritten hatten und in koreanisches Gebiet eingedrungen waren, legte sich nun ein japanisches Kriegsschiff in der Mündung des Jalu, in nächster Nähe von Jong-an-po, vor Anker.

Ich brauche mich wohl bei den Lesern nicht zu entschuldigen, daß ich die Geschichte dieser kleinen russischen Konzession so eingehend beschrieben habe. Meine Schilderung ist wohl kaum von großer Bedeutung für die Geschichte der Gegenwart, aber es gibt gewiß genug Leute, die, gleich mir, gern am Anfang beginnen und sich langsam durch wichtigere Entwicklungen hindurcharbeiten. Betreffs der russischen Tätigkeit am Jalu habe ich mich bemüht, es so zu machen.



Siebzehntes Kapitel.

Am Wege. Eine Reise durch das Land nach Tong-ko-kai. Landschaftliche Schönheiten.

In der politischen Welt von Söul war es mit einem Male so langweilig geworden, daß ich, ungeachtet der Warnungen der wetterkundigen Bewohner der Hauptstadt, mein Bündel schnürte, Ponys, Dolmetscher und Diener mietete und die schützenden Mauern der Hauptstadt mit den wilden Gegenden des Innern vertauschte. Mein Reiseziel war Tong-ko-kai, das einige Tagereisen von Söul entfernt liegende deutsche Bergwerk. Das Leben in der Hauptstadt ist nicht frei von jener Eintönigkeit, die dem Lande der Morgenröte eigen ist. Aber fern von der Umgebung des kaiserlichen Palastes, fern von den zahllosen kleinen Intrigen der Europäer, wirkt der Gegensatz zwischen den hellbekleideten, langsam dahinschreitenden Menschenmassen innerhalb der Stadtmauern und

den Bergketten und grünen Tälern des freien Landes wahrhaft erfrischend. Für den Augenblick ist das einer der schönsten Genüsse, die das Leben bieten kann.

Schon in kurzer Entfernung von der Hauptstadt verließen wir die Hauptstraße, ritten auf ruhigen Seitenwegen und Bergpfaden dahin, bestiegen nach Belieben einen Berggipfel oder badeten bei Nacht, am Tage oder während unserer Mittagspause im tiefen, kühlen Wasser eines abgelegenen Teiches. Im Schutze dieser Berge, dieser sonnenbeglänzten Täler leben die Leute in ungehinderter Einfachheit. Sie boten meinen Dienern Eier und Reis und die Benutzung ihrer Holzkohleöfen an. Während meines Bades hüpften junge Leute und Knaben mit mir im Strome umher. Man behauptet, daß die Koreaner nichts weniger als reinlich seien, doch hat die Ungebundenheit und Freude, die sie bei solchen Tauchgelegenheiten bewiesen, oft genug diese Mutmaßung Lügen gestraft. Bis jetzt hatte noch kein Fremder den Weg nach dem deutschen Bergwerk gewählt, den mein Freund und ich einschlugen, und selbst der allgegenwärtige Missionar war noch nicht bis in diese Heimstätten gedrungen. Flüsse und Berge trugen keinen Namen; die Ansiedelungen waren klein, Wirtshäuser gab es nicht. Überall herrschte Zufriedenheit, Friede und tiefste Ruhe. Die Natur zeigte sich uns in unberührter Schöne; unmöglich, nicht seine Freude an dem Frieden der Täler, der zerklüfteten Pracht der Berggipfel, der malerischen Schönheit der Landschaft zu haben.

Die Tage schwanden, aber der Charakter des Landes blieb unverändert. Die mannigfachen, oft unbestimmten Farbentöne des Waldes, die veränderte Aussicht von jeder neuen Höhe herab, die wechselnde Form der Täler, das alles verscheuchte die Eintönigkeit, die das sich immer gleichbleibende große Ganze — Bäume und Berge, an Hügeln gelegene Dörfer, Bergströme, steile Pässe und zugige Hochebenen — an sich trug. Wie wir so langsam durch die Bergpässe vorwärts drangen, entfaltete sich dem Auge ein herrliches Panorama. Übereinandergetürmte Hügel verwandelten

sich allmählich in Bergketten, deren 700—1000 Meter hohe Gipfel sich deutlich vom azurblauen Himmel abhoben, und deren felsbestreute Abhänge mit Birken, Buchen, Eichen und Nadelbäumen bewachsen waren. Lange, schmale, angebaute Täler von erfrischender Kühlung zogen sich zwischen den Bergreihen dahin. Ein Bergstrom rauschte hindurch, brach sich brausend an den großen Felsblöcken und wühlte sich allmählich ein neues Bett durch die Lavaschicht. Zahllose Insekten summten in der Luft, Frösche quakten auf den sumpfigen Wiesen, das unharmonische Krächzen der dreisten Elster und der plebejischen Krähe ertönte aus dem Gezweig. Pfauhähne erhoben sich aus dem dichten Gebüsch der niederen Hügel, die Hunde spürten die Nester der sitzenden Hennen auf, und Rehe riefen im Unterholz nach ihren Kälbchen. Es war ein ruhiges und glückliches Leben, das sich ungestört und unbeschränkt in dieser von Wohlgerüchen erfüllten Landschaft entfaltete. Der Weg war rauh. In Übereinstimmung mit der wilden, zerklüfteten Schönheit der Szenerie glich er hin und wieder dem australischen Hinterwaldspfad, er war mit Gebüsch überwuchert und mit Löchern und Steinen bedeckt. Die Kulis mußten ihn erst gangbar machen.



Tor und Mauern von Söul.



Landschaft jenseits des Nordosttors.

sich allmählich in Bergketten, deren 700—1000 Meter hohe Gipfel sich deutlich vom azurblauen Himmel abhoben, und deren felsbestreute Abhänge mit Birken, Buchen, Eichen und Nadelbäumen bewachsen waren. Lange, schmale, angebaute Täler von erfrischender Kühlung zogen sich zwischen den Bergreihen dahin. Ein Bergstrom rauschte hindurch, brach sich brausend an den großen Felsblöcken und wühlte sich allmählich ein neues Bett durch die Lavaschicht. Zahllose Insekten summten in der Luft, Frösche quakten auf den sumpfigen Wiesen, das unharmonische Krächzen der dreisten Elster und der plebejischen Krähe ertönte aus dem Gezweig. Pfauhähne erhoben sich aus dem dichten Gebüsch der niederen Hügel, die Hunde spürten die Nester der sitzenden Hennen auf, und Rehe riefen im Unterholz nach ihren Kälbchen. Es war ein ruhiges und glückliches Leben, das sich ungestört und unbeschränkt in dieser von Wohlgerüchen erfüllten Landschaft entfaltete. Der Weg war rauh. In Übereinstimmung mit der wilden, zerklüfteten Schönheit der Szenerie glich er hin und wieder dem australischen Hinterwaldspfad, er war mit Gebüsch überwuchert und mit Löchern und Steinen bedeckt. Die Kulis mußten ihn erst gangbar machen.


Tor und Mauern von Söul.



Landschaft jenseits des Nordosttors.

Die schäumenden, kristallklaren Wellen eines reißenden Stromes überspannte der bloße Notbehelf einer Brücke, ein kaum meterbreiter, auf schwankenden Pfählen ruhender Steg, der mit Erde und Zweigen belegt war und sich unter der geringsten Last bog und hin und her schwankte. Manche Flüsse wiesen gar keine Brücke auf. Während die Treiber durchwateten und einander an das entgegengesetzte Ufer trugen, schwammen unsere kleinen Ponys plätschernd hinüber und kühlten ihre schweißbedeckten Flanken vergnüglich in dem frischen Wasser. Wilde Farne, Schmetterlinge und Blumen führten ein frohes Leben in diesen wilden Gärten. Die wilde Lilie und die rote Schwertlilie glühten zwischen dem Laubwerk der Büsche und Sträucher. Riesige Schmetterlinge beschämten die Pracht des Regenbogens, ihre glänzenden Farben harmonierten wirkungsvoll mit dem unscheinbaren Gefieder der Kraniche und Störche, die träge über den unter Wasser stehenden Reisfeldern dahinschwebten. Andere Vögel mit taubengrauer, rosaer oder gelber Brust und schwarzen Schwingen fischten mit heiserem Geschrei in den Fluten. Überraschende Farbentöne, die an Turners spätere Bilder erinnern, erfreuten das Auge in diesen wunderbar schönen Tälern. Hier wurde der Lauf der Bergströme träger und schlängelte sich in tausend Windungen dahin. Hier und da war ihr Überfluß an Wasser zum Nutzen der Reisfelder abgelenkt. Auf den letzteren sproßten die zarten grünen Schößlinge gerade aus dem mehrere Zentimeter tiefen klaren Wasser hervor. Stellenweise wurden diese wassergetränkten Landstriche von Weizenfeldern begrenzt; Hafer-, Korn-, Gersten-, Tabak-, Baumwollen-, Bohnen- und Hirsefelder lagen verstreut an den Abhängen der Gebirgstäler und bekundeten die Fruchtbarkeit des Bodens.

Alles gedieh, und bei jeder Wegbiegung zeigte sich aufs neue der unermüdliche Fleiß der Feldarbeiter. Ihre Fertigkeit, so viel Nutzen als nur möglich aus dem Boden zu ziehen, erinnert an die in die norwegischen Fjords mündenden Täler, wo, wie in Korea, das bebaute Land bis zur Schneegrenze hinauf reicht.

Hier in diesen schönen Tälern findet man in einer Höhe von 350 bis 500 Metern noch Felder an den Bergabhängen, die, in einer warmen, geschützten Einsenkung liegend, noch reiche Ernte geben.

An der Wegbiegung liegt ein von Reisfeldern oder goldgelben Gersten-, Hafer- und Tabaksäckern umgebenes Dorf. Es besteht aus etwa einem Dutzend strohgedeckter, schmutziger, wenig ein-



Koreanisches Dorf.

nehmender Hütten, die aber unendlich wunderlich und malerisch sind. Die Mauern der Häuser drohen Einsturz; sie werden von Balken und starken Pfählen gestützt, die vergitterten Fenster sind mit Papier verklebt, die Haustüren niedrig. Ein Loch in der Mauer dient als Schornstein, ein Hund schläft im Flur, ein Schwein, das vermittelst einer durch die Ohren gezogenen Schnur an einem Pflock in der Mauer befestigt ist, quiekt laut. Hühner machen sich überall breit, und eine gewisse Familiengelegenheit, ein

übelriechender, ekelhafter, offener Trog, der mit Ausnahme der älteren Frauenspersonen von allen Familiengliedern ohne Abscheu benützt wird, steht auf der Veranda. Etwas außerhalb der Ansiedlung bezeichnet eine mit Strohmatten umhangene Einfriedigung die Senkgrube des Dorfes, deren Inhalt zur geeigneten Jahreszeit über die Felder gebreitet wird.

Wirft man im Vorbeireiten einen Blick in das Innere des Hauses, so kann man einen Mann sehen, der sein langes Haar kämmt, eine Frau, die die Kleider ihres Mannes klopft oder mit einer durch Holzkohlen erwärmten Glocke plättet, viele nackte Kinder und einige kaum dem Kindesalter entwachsene Mütter. Für den Augenblick scheint das Dorf ganz ohne Leben zu sein. Wenn aber das Klappern von Hufen ertönt, taucht an einem Fenster ein Kind auf, das sich an einem Gefäß mit Reis gütlich tut, und ein Mann taumelt mit geräuschvollem Gähnen auf seine Füße, Frauen mit Säuglingen an der Brust oder Kindern auf dem Rücken erscheinen in schmutzigen Kleidern, die wie gewöhnlich die volle Brust und den ungewaschenen Rücken frei lassen, auf der Straße. Aller Augen starren die Ankömmlinge mit stumpfer Neugier an, bis wir ihnen einen reichlichen Regen wünschen: „Möge es recht bald regnen, liebe Leute.“ Dann neigen sie ihre Häupter ehrerbietig bei dem Gruß und tauen sofort auf. Zwar nackte und schmutzige, aber fröhliche Kinder reichen uns Blumen dar und Gefäße mit Wasser aus dem Strom, an dem sich ihre Eltern niedergelassen hatten.

Bei unserm Ritt durch die Berge sahen wir unter uns lange, reich angebaute Täler liegen, deren üppiger Erntesegen goldgelb in der Sonne glänzte. Granitgipfel türmten sich auf; ihre Abhänge waren von Zeit und Wetter verwittert und mit Tannen und Birken bewachsen. Der aromatische Duft der Nadelwälder erfüllte die reine Luft; der Himmel war klar und blau. In der Ferne hingen schneeweiße Wolken in durchsichtigen Schleiern um eine Biegung des Gebirges. Dort, wo die Höhen am schwärzesten und

massigsten waren, brachen die rauhen Umrisse plötzlich ab. Eine Drehung des Tales, durch das unser Weg führte, beschränkte plötzlich die Fernsicht, aber unsere Richtung lag nach jenen fernen Bergen zu, und die Aussicht war schon Lohn genug für den steilen Aufstieg.

Wenige Li jenseits von Tschiok-sieng, einer Magistratur vierter Klasse, deren Häuser mit dicken Schieferplatten gedeckt und



Ländliches Fuhrwerk.

von starken Balken gestützt, und deren Straßen sauber sind, machten Tal und Fluß gleicherweise eine Biegung. Von hier an wurden die Bilder am Wege immer eindrucksvoller. Stundenweit war kein Wanderer zu sehen. Die Dörfer lagen weit voneinander entfernt und fruchtbare Gefilde wechselten mit schwärzlichgrünem Bergland ab, welches, unbebaut und unbewohnbar, in majestätischer Ruhe friedlich dalag. Die tiefe Stille und wunderbare Pracht des Panoramas fesseln den Beschauer wie mit Zauberkraft. Und

diese Szenerie veränderte sich nicht, bis unser langsamer Ritt uns endlich aus dem angenehmen Schatten eines Waldtempels in den glühenden Sonnenschein der Ebene brachte. Allmählich wichen die Reis- und Getreidefelder zurück, um den Bergketten Platz zu machen, deren hohe, in Nebelkappen gehüllte Häupter bereits in dunklen Umrissen vor uns aufgetaucht waren. Während der nächsten beiden Tage schlängelte sich der Weg, bald auf-, bald abwärts führend, in allmählicher Steigung an den Berglehnen hin.

Die Reise nach Tong-ko-kai war beschwerlich. Eines Tages, als wir, nicht mehr weit von der Konzession, in ein kleines Dorf gelangt waren, welches dieselbe Farbe wie das umherliegende Schiefer- und Granitgeröll zeigte und sich, der Außenwelt und fast auch seines eigenen Daseins beinahe unbewußt, in das vom Winde bewegte Buschwerk hineinschmiegte, fanden wir eine ideale Stelle, um unser Nachtlager aufzuschlagen. Noch war es zeitig am Nachmittag, allein der Weg vor uns sah holperig und steinig aus, unsere Pferde waren von dem bösen Wege ermüdet, wir aber durchnäßt, frierend und hungrig.

Das Strauchwerk begann längere Schatten zu werfen, und da niemand die Lage des nächsten Dorfes und die Richtung, in der wir vorwärts zu reiten hatten, genau kannte, machten wir Halt, hüllten uns ein und verbrachten hier, die Gesichter nach den Klippen gewendet, die Nacht. Die Pferde wurden in einem Getreidefeld angepflöckt, und das Gepäck, die Diener, Dolmetscher und Reitknechte lagen in wirrem, hungrigem Durcheinander um uns herum. Wir schliefen friedlich inmitten des von dem Flusse herübertönenden dumpfen Brausens, ja ich weiß nicht, ob nicht gerade diejenige eine Stunde die schönste des ganzen Tages war, wo wir nach einem erfrischenden Bad in irgend einem Berggewässer und einer leichten Mahlzeit, rauchend und plaudernd in unseren Schlafsäcken lagen und in die schwarze Tiefe des Firmaments über uns blickten. Jene stillen, langen Nachtwachen haben etwas unendlich Friedenbringendes. Die erhabene Stille der Berge ringsum

verleiht eine Ruhe, zu der der Nachtwind, das Murmeln des Wassers und unsere physische Ermattung noch unmerklich beitragen. Wir sehen, wie die Sterne am Himmel heraufziehen und der Mond aufgeht, lauschen dem Abweiden der Ponys, dem Ruf eines Ochsenfrosches in den Binsen. Jetzt bringt das Echo den Gesang eines Landmanns zurück, die Töne steigen und fallen zwischen den Gipfeln der hohen Berge. Endlich ist jeder Laut verklungen, und die unendliche Welt um, über und unter uns liegt in Frieden.



Ein heißer Kampf.

Achtzehntes Kapitel.

Das deutsche Bergwerk. Mineralogisches und Art und Weise des Bergbaus. Eine Bärenjagd. Mit Flinte und Stutzen.

Die Natur ist geschäftig in diesen Regionen. Außer reicher Kalkstein- und Schieferbildung findet man Basalthügel, Lavageröll und Kette über Kette von Granitfelsen. Im Westen von Tong-ko-kai befindet sich der Krater eines erloschenen Vulkans, aber die Lavaschicht in der Umgebung der Konzession ist fast ganz verschwunden. Das von 1000, 1450, ja 1700 Meter hohen Bergzügen eingeschlossene Terrain der letzteren ist gut bewässert, angebaut und teilweise wohl bevölkert. Korea ist sehr gebirgig im Norden und hügelig im Süden. Die Wasserscheide zwischen dem Japanischen und Gelben Meer läuft sowohl im Norden wie im Süden mit der Ostküste beinahe parallel. Diese Linie von Gebirgszügen bildet gleichsam das Rückgrat der Halbinsel; aber während die Ostseite der Hauptwasserscheide schmal und steil ist, breitet sich die westliche weiter aus und enthält Ebenen, die dem Ackerbau günstig sind. Die Höhe der Berggipfel schwankt zwischen 1700 und 2000 Meter; einige isolierte Spitzen im höchsten Norden sollen noch höher sein.

Die bedeutendsten Bergwerksdistrikte liegen an der Hauptwasserscheide entlang. Die berühmten Distrikte Kang-kiei, Kap-san und Teh-tschang-tschin, die jetzt im Besitz Eingeborener sind, liegen auf jenem Plateau, welches durch das Zusammenstoßen der die Nordgrenze der Provinz Pieng-an bildenden Bergkette mit der

Hauptwasserscheide des Landes gebildet wird. Die britischen Minen von Eun-san befinden sich in den Gegenden, die von den nordwestlichen Ausläufern der Hauptwasserscheide durchsetzt sind, und die deutschen Bergwerke haben auf der Ostseite eine ähnliche Lage mit bezug auf die große, natürliche Scheidewand des Landes. Es sind viele nützliche Mineralien über Korea verteilt — Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen, aber unter allen bietet das Gold die reichste Ernte. Der Wert des im Jahre 1901 aus Korea ausgeführten Goldes war von den 363305 Pfd. St. des Jahres 1900 auf 509738 Pfd. St. angewachsen, und das Jahr 1902 zeigte ein weiteres Steigen auf 516961 Pfd. St. Und doch geben diese Ziffern nur den dem Zollamt deklarierten Wert wieder; große Beträge werden jedes Jahr aus dem Lande hinausgeschmuggelt.

Schon in den ältesten Zeiten ist Gold gefunden worden, und der deutsche Geolog Knochenhauer hat konstatiert, daß es in jedem Fluß des Reiches vorkommt. Bis jetzt ist Alluvialgold die Hauptausbeute der einheimischen Bergbauer gewesen. Man ging dem Gegenstand seiner Wünsche an den Berglehnen nach, bis man auf Adern und Gänge stieß, die eine Menge Gold ergaben. Die bedeutendsten Golddistrikte liegen in der nördlichen Hälfte des Reiches, und hier findet man auch das amerikanische Bergwerk zu Un-san, das britische Bergwerk zu Eun-san und das deutsche Bergwerk zu Tong-ko-kai.

Die eigentliche Quelle des koreanischen Goldes liegt in den Quarzadern, die in den amerikanischen Bergwerken besonders gute Ausbeute ergeben sollen. Das Alluvialgeröll, welches man aus den in den Bergspalten liegenden Adern herausschafft, wird von den Koreanern fleißig bearbeitet und ergibt eine befriedigende Ausbeute, wenn man ihm mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft zu Leibe geht. Die Tiefe des Schotterlagers erreichte bei den Tong-ko-kai-Werken ein Maximum von 24 Metern und übertraf dadurch die gewöhnliche Stärke dieser Lager um reichlich 16 Meter. Die Konzession wurde im Jahre 1898 erteilt. Sie gab einer deutschen

Gesellschaft das Recht, gegen Entrichtung von 25 % des Reinertrags an die koreanische Regierung, innerhalb zweier Jahre von der Unterzeichnung des Vertrags an, einen 32 Kilometer langen und 20,8 Kilometer breiten Distrikt zu wählen und seinen Reichtum an Mineralien während eines Zeitraumes von 25 Jahren auszubeuten. Die diesem Kontrakt entspringenden Revenüen flossen der Kaiserlichen Hofhaltung zu und zwar direkt in die Privatschatulle des Regenten. Bei dem englischen Syndikat ergaben die Prozente eine Summe von 20000 Pfd. St., und außerdem wurden jährlich noch 2000 Pfd. St. entrichtet.

Der Distrikt, den sich die Deutschen wählten, war zurzeit ihrer Besitzergreifung der Mittelpunkt ausgedehnter Betriebe im Alluvialgeröll. Die einheimischen Bergbauer widersetzten sich dem Stand der Dinge sehr energisch und drohten sogar, den Deutschen gegenüber Gewalt anzuwenden. Schließlich besänftigte man ihre Feindseligkeit dadurch, daß man ihnen den Betrieb ihrer Werke noch auf ein Jahr länger zugestand, und als Herr Ingenieur Bauer sein Amt als Direktor antrat, war der Widerstand schon besiegt. Der Distrikt ist mit Überresten alter Betriebe bedeckt, man findet sie sogar an einzelnen Stellen auf dem Quarz der Bergabhänge. Infolge des Fehlens der nötigen Maschinen war natürlich keine geordnete Arbeit auf der Konzession möglich, und da es überdies an genauer Erkundung fehlte, ob das Bergwerk wirklich einträglich zu machen sei, wurde die Konzession schließlich aufgegeben. Zurzeit der Einziehung beschäftigte die Gesellschaft 9 Europäer, 13 Japaner und gegen 300 Koreaner.

Der Bergbau in Korea ist sehr primitiv. Die gewöhnliche Methode besteht in Graben, Pochen und einer Art Feuerbehandlung. Ein senkrechter Schacht mit schmalen Stufen zu beiden Seiten wird bis auf den Grund der Ader gebohrt. Man legt Holz auf den Boden des Schachtes, brennt es an und erhält es einige Tage in Brand. Die erhitzten Felsmassen werden sehr spröde und setzen den rohen Werkzeugen der Arbeiter wenig Widerstand entgegen.

Viel Konkurrenz ist nur um den untersten Platz in dem Schacht; die Kühneren steigen hinab, noch ehe der Schacht abgekühlt ist. Manchmal zerreibt man den Quarz zu Pulver, und wäscht das Gold heraus, oder das Erz wird zwischen großen Steinen zerschlagen, gewaschen, wieder zerschlagen und abermals in Mulden gewässert. Dann kann man das Gold herauslesen. Bis vor kurzem wurde dieses edle Metall nur in der veralteten Weise gewonnen.

Bezüglich der Erträge der koreanischen Goldminen sind so sanguinische Hoffnungen erweckt worden, daß das Publikum alle ferneren Behauptungen mit größter Vorsicht aufnehmen sollte. Die Entwickelung der verschiedenen in Angriff genommenen Bergbaukonzessionen wird mit großem Interesse verfolgt und wird hoffentlich ein zuverlässiges Zeugnis von der Leistungsfähigkeit des koreanischen Bergbaus ablegen. Ein Blick auf den Ertrag der amerikanischen Minen ermutigt die Hoffnung, daß man sich auch in bezug auf Korea nicht getäuscht hat, aber es steht noch abzuwarten, ob sich der Abbau in abendländischer Weise und mit abendländischen Hilfsmitteln als möglich und nutzbringend erweist. Die Goldlager in Korea sind unregelmäßig und liegen keineswegs beieinander. Dem koreanischen Goldgräber macht das wenig aus. Seine Ausrüstung kostet höchstens ein paar Schillinge, und seine Habseligkeiten sind leicht so weit fortzutransportieren, als es die Umstände erfordern. Anders ist es, wenn es sich um die Aufstellung abendländischer Maschinen handelt; da verlangt das Publikum Beweise, daß sich wenigstens in erreichbarer Nähe soviel Erz findet, daß seiner Kapitalanlage ein schöner Erfolg garantiert ist. Betreffs des englischen Privilegiums fehlt dieser Beweis bis jetzt, das deutsche aber hat sich als gänzliches Fiasko erwiesen. Es ist jedoch sowohl im Interesse der Eingeborenen als auch der Europäer wünschenswert, daß diese Bergwerksunternehmungen von Erfolg begleitet sind. Sie gewähren Tausenden von Koreanern ständige Beschäftigung und ausreichenden Lohn, welch letzterer

wenigstens zum Teil wieder zum Ankauf ausländischer Waren Verwendung findet. Trotzdem ist es kein Unglück zu nennen, daß die koreanische Regierung augenblicklich der Gewährung weiterer Konzessionen zuwider ist.

Während unseres Aufenthaltes in Tong-ko-kai verwendeten wir einen Tag dazu, die mächtigen Berggipfel bis zu den schwindelnden Stellen zu erklimmen, wo eingeborene Spekulanten in der Hoffnung, die Hauptader zu treffen, in einer Höhe von mehr als tausend Metern die granitnen Felswänden anbohrten. An einem andern Tag jagten wir auf dem Kamme des Gebirges nach Bären und Rotwild. Um vier Uhr morgens, kaum graute der Tag, führte uns Herr Bauer nach dem in einem tiefen, feuchten Tal gelegenen Häuschen eines Goldgräbers, dem Sammelplatz der Treiber, Flintenträger und Jäger, die zum Zwecke einer Bärenjagd bestellt worden waren. Ach, rührig sind die Koreaner nicht! Ihr spätes Aufstehen verzögerte unseren Aufbruch von der Hütte um zwei Stunden. Die Sonne war schon aufgegangen, als der Zug sich in Bewegung setzte. Eine buntscheckige Menge von berufsmäßigen Jägern und Treibern begleiteten uns bis zu der Schlucht, in der der Bär lag. Nachdem sie sich an jeden einzelnen von uns angeschlossen hatten, wanderten wir über die Berge dahin, wobei wir einen engen Pfad verfolgten, der die höchsten Gipfel des Kammes kreuzt. Wir kletterten und strampelten hinauf und hinab, aus einer der geschützten und schön bewaldeten Schluchten in die andere, bis die Jäger sagten, daß wir uns dem Ziele näherten. Unsere Treiber verschwanden. Sie machten einen Umweg von einigen Li, um auf den vielen Drehungen und Windungen des Tales alles aufzuscheuchen. Es vergingen Stunden, während welcher wir heiß, hungrig und durstig im dichten Gebüsch versteckt lagen und auf die Beute warteten. In der ersten Stunde unterbrach kein Laut das Schweigen des Tales, dann aber drangen aus der Tiefe herauf oder von den umliegenden Höhen herab die Stimmen der Treiber schwach an unser Ohr. Zuerst klang es

nur wie ein fernes Stöhnen, wie das Seufzen des Windes im Walde. Der seltsame Ton verursachte viel Unruhe unter den wilden Tauben, den Lachtauben und den vergnügt schnatternden Elstern. Mit nachlässiger Eleganz erhoben sich rotbrüstige Störche aus dem seichten Wasser des dahinrieselnden Flusses und segelten anderen Gewässern zu. Die Nachtnebel erhoben sich aus dem Tal, der Tau verschwand von dem grasbewachsenen Boden, die Sonne



Eine Sommerfrische.

stieg höher, es wurde heiß. Das Blut rollte schneller durch unsere Adern, als wir hierhin und dorthin spähten und die gegenüberliegende Talwand mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachteten. Die Treiber stiegen abwärts. Das laute Schreien ihrer heiseren Stimmen drang durch die Luft. Verschwommene Geräusche schwirrten um uns; aus der Tiefe des Tales erklang ununterbrochenes Geschrei es war ein einzelner Treiber, der seine unharmonischen Töne in fieberhaftem Eifer ausstieß. Heiseres Rufen dröhnte über uns und hallte von den Felsen der Talwand wider. Auf beiden

Seiten erklang die Schlucht von der Tätigkeit der Treiber, die den oberen Rand erreicht hatten und nun im Niedersteigen alles vor sich hertrieben. Sie näherten sich schnell; die einheimischen Jäger nahmen ihre Stellung auf den Felsen ein, die über unserm Versteck thronten. Jetzt war unser Augenblick gekommen. Jeder faßte die Flinte und spähte vor sich hin, während ein wahrer Orkan von Lärm und Geschrei losbrach — die Schlußanstrengung der Treiber. Wir schauten und warteten, bis wir uns dem Glauben nicht mehr verschließen konnten, daß der Bär längst die Linie seiner Verfolger durchbrochen habe.

Im allgemeinen betrachten die Koreaner die Jagd als eine niedrige Beschäftigung, und die Verfolgung von Rotwild und Bären ist infolgedessen gerade kein Lieblingssport der koreanischen Jugend. Mit Ausnahme derjenigen Edlen, die zu den wenigen verarmten Familien in den nördlichen Provinzen gehören, für welche die Beschaffung eines eigenen Unterhaltes ein notwendiges Vergnügen ist, geben sich die Vornehmen niemals mit der Jagd ab. Aber sie steht jedem frei. Es gibt keine Vorschriften für Waffen, keine Jagdgesetze und nur wenig Gehege. Schonzeiten kennt man in keinem Teile des Landes. Das einzige Tier, das man nicht töten darf, ist der Falke; sein Leben wird durch die strengsten Gesetze geschützt. Die Jagdgründe beschränken sich fast ausschließlich auf die Gebirgsgegenden, und die Jäger bilden im ganzen Lande eine Berufsklasse für sich. Beständig durchwandern sie ihr Gebiet auf der Suche nach Wild; sie leben meist auf Kosten eines Dorfes, wo sie zeitweise wohnen dürfen zur Belohnung dafür, daß ihre Tapferkeit den Bewohnern der Umgegend Schutz vor wilden Tieren gewährt. Ihre Hauptwaffe ist das aus Japan eingeführte Feuersteingewehr. Der Lauf ist mit Silber ausgelegt und mit dünnen silbernen oder zinnernen Streifen umwunden. Diese Waffen werden mit eisernen Kugeln geladen, die denen ähneln, die in den siebenpfündigen Schrapnells enthalten sind. Die Ladung wird vermittelst einer aus Stroh geflochtenen Schnur

angezündet, die während der Dauer der Jagd in Brand bleibt. Der Schaft ist kurz und leicht. Wenn die Flinte abgefeuert wird, ruht der Anschlag am Backenknochen. Die Gesichter vieler der uns begleitenden Jäger wiesen Narben unter dem rechten Auge auf.

Ihr Anzug ist charakteristisch, und sie zeichnen sich durch Kühnheit, Furchtlosigkeit und unabhängiges Wesen aus. Sie tragen alle ein Hemd aus blauem Segeltuch und einen grünen oder blau baumwollenen Turban, der zweimal durch das Haar geschlungen wird, und dessen zerrissenes, abgetragenes Ende über die Stirn herabhängt. Bunte Perlen zieren diesen Kopfschmuck, und eine Kette aus ähnlichen Perlen umschließt den Hals. Über die Brust herab hängen Schnüre aus Bohnen, an denen die vielen, oft ganz kunstreichen Instrumente hängen, deren sie zu ihrem Beruf bedürfen. Die Jäger sind sehr geschickt im Nachahmen verschiedener Vogel- und Tierstimmen, besonders des Pfaus, der seine Hennen und des Rehs, das seine Kälbchen ruft. Der Pfauenruf wird vermittelst einer eisernen Scheibe von der Größe eines Fünfpfennigstücks hervorgebracht. Sie ähnelt einem Aprikosenkern und ist gespalten. Der Lockruf für das Wild erklingt aus einem Bambusstengel.

Vogeljäger schießen ihre Beute nie im Fliegen. Sie verkleiden sich in Felle oder Federn und holen den Vogel von irgend einem wohlverborgenen Vorsprung herunter. Rotwild wird im Juni und Juli gejagt. Die Jäger vereinigen sich zu kleinen Gesellschaften und treiben einige Tage lang die Berge ab, bis das Wild in Schußweite ist. Das Geweih wird an die eingeborenen Ärzte verkauft oder nach China und Japan ausgeführt. Bei der Verfolgung eines Bären hüten sich die Jäger noch mehr als gewöhnlich, zu feuern, ehe die Wirkung ihres Schusses sicher ist. Die verschiedenen Teile des Bären erzielen gute Preise. Zu dem Erlös für das Fell kommt noch hinzu, daß Fleisch, Fett, Sehnen und Galle des Tieres, denen gewisse heilkräftige Eigenschaften zugeschrieben werden, mit Silber aufgewogen werden. Der einzige königliche Vierfüßler,





Koreanischer Tempel.

Neunzehntes Kapitel.

Die Mönche und Klöster der Diamantberge. Der Tempel des Ewigen Friedens. Der Tempel des Baumes Buddhas. Buddhismus.

Da die Regionen zwischen den deutschen Bergwerken und den Diamantbergen sehr reich an Wild sind, ging es auf unserem Wege nach dem berühmten Kloster Tschang-an nur langsam vorwärts, und wir machten oft Halt, um uns nach Vögeln und Rotwild umzusehen. Aber das letztere entwischte uns leider immer, und die Fasanen ließen sich auch nicht aus dem dichten Gebüsch aufscheuchen, in dem sie Deckung gefunden hatten. Dafür entschädigten uns die Waldtauben einigermaßen. Eine kleine Strecke weit hatten uns koreanische Jäger begleitet, jenseits des Hai-jong-Flusses aber gingen unsere Wege auseinander; sie wendeten sich westwärts in das Innere der Berge, während wir weiter nach Nordosten zu ritten.

Wir sahen wohl ein, daß das Reisen in Korea seine Schwierigkeiten hat; dieselben wurden freilich noch dadurch vermehrt, daß wir nicht den richtigen Weg von den Höhen Tong-ko-kais nach dem Zufluchtsort der frommen Mönche in den Bergen kannten. Nun hatten die Dörfler von To-chi-dol unseren Reitknechten viel von den Mühsalen erzählt, die es hat, mit den Pferden über den Tan-bal-jang-Paß zu kommen; geradezu unübersteiglich sollte diese Scheidewand zwischen der Außenwelt und dem friedlichen Schlupfwinkel des ersten Klosters Keum-kang-san sein. Die Mampus neigten daher sehr dazu, das Unternehmen aufzugeben, bis wir sie mit Stöcken unserem Willen gefügig machten. Das brach ihren kurzen Widerstand, und ihre etwas schlechte Laune schlug sehr bald wieder in die gewöhnliche gelassene und heitere Stimmung um.

Die kleinen Ponys wurden von ihnen mit unermüdlichem Eifer und viel Geduld angetrieben, die mit lockerem Geröll bedeckten Hügel zu erklimmen, sich durch das Gewirr niedrigen Buschwerks oder durch die Haufen von Felsblöcken am Wege hindurchzuarbeiten und Abhänge hinabzuklettern. Wir benutzten ein ausgetrocknetes Flußbett in der Talsohle, um den Aufstieg allmählich auszuführen, aber trotzdem war der Marsch sehr beschwerlich, denn es ging so steil bergan, daß die Packsättel von den Rücken der Tiere herabglitten. Wohl vier Stunden lang ging es so weiter, und die Ausdauer unserer Reitknechte und der acht Ponys — alle mit ihren kräftigen Gliedern und starken Lungen Kinder der Berge — wurde auf eine harte Probe gestellt.

Der Abstieg von dem Heiligenschrein, welcher in einer Felsenspalte auf dem Gipfel des Berges angebracht war, zeigte sich weniger mühselig. Die Reitdiener flochten Seile aus den Ranken des Buschwerks, schlangen sie um die Bündel, faßten, hinter den Ponys hergehend, diese Zügel und gaben dadurch nicht nur den Tieren Halt, sondern verhinderten auch die Bündel und plumpen Sättel, ihre Manipulation beim Aufstieg in umgekehrter Weise zu wiederholen. War auch unser Weg trotzdem noch mit einzelnen

Bruchstücken unseres Gepäcks gekennzeichnet, so ging es doch im ganzen gut, und die Rößlein verstanden sich vortrefflich darauf, ihren Weg sich durch die kühle Waldung zu bahnen. Unzählige duftende Pflanzen bedeckten den Berghang, der Wald war ein Labyrinth von Bäumen, prachtvollen Farnen und Strauchwerk. Eiche, Hagedorn, Kastanie, Birke und Nadelbäume breiteten sich in üppiger Pracht aus, den moosigen Boden schmückten wilde Rosen, gesprenkelte Lilien, purpurne Orchideen. Jenseits des hügeligen Geländes strebten zerklüftete Bergrücken in die Höhe; ihre stolzen Häupter in den Wolken bergend, steigen sie bis zu einer Höhe von 1700 Metern empor. In dem Tale unten aber erhob sich eine Mauer von Granitfelsen und bildete eine schier unüberwindliche Schranke gegen einen Fluß hin, der bis zum Eintritt der Regenzeit sich als bloßer Silberfaden durch das öde Flußbett dahinschlängelt.

Unser Weg nach dem Tempel des Ewigen Friedens — noch eine Tagereise — führte durch das Flußbett hindurch und von da aus in die Berge hinein. Nachdem wir den Tan-bal-jang-Paß überschritten hatten, wurde in Kal-kan-i gerastet. Am nächsten Morgen machten wir uns mit Tagesanbruch auf und zogen durch den Kak-pi-Paß, als eben die Sonne die Spitzen der Berge vergoldete, die das schmale Tal, den letzten Teil unserer Reise, umschlossen. Nun näherten wir uns der letzten Heimstätte so vieler bekümmerter Erdenpilger — in einer Felsenkluft tauchten die tiefgeschweiften Dächer von einer Anzahl Tempel auf. Ein liebliches Geläute von Glöckchen durchzitterte die Luft, und der süße Geruch des Weihrauchs aus einem Heiligenschrein am Wege mischte sich mit dem Duft der Föhren. Die Stille und Abgeschlossenheit dieses geistlichen Zufluchtsortes hat an und für sich schon etwas Friedenbringendes, und nachdem man das rote Eingangstor — das Zeichen kaiserlicher Huld — durchschritten hat, ist es einem, als ob der Hauch von milder Sanftmut ringsum zu den Tröstungen und dem Schutze einladen wollten, die dieses buddhistische Asyl gewährt.

Es gibt in Keum-kang-san 34 Klöster und Klosterkapellen, die von 300 Mönchen und 60 Nonnen bedient werden. Tschang-an ist das älteste von allen und hat schon manche Generation gesehen. Unter der Regierung von Po-pheung, des Königs von Silla, wurde es von zwei Mönchen, namens Jul-sa und Tschin-kio, im Jahre 1515 n. Chr. restauriert. Andere Klöster, die dem genannten in romantischer Anlage und malerischer Umgebung nahestehen, sind Pio-um, welches mit Tschang-an die Westabhänge besetzt, und Ju-tschom sowie Sin-ga an den östlichen Berglehnen. Diesen und 30 anderen von geringerer Bedeutung bringen die Koreaner das größte Interesse und hohe Begeisterung entgegen, ja viele nehmen wiederholt die Beschwerden des Weges nach den Diamantbergen auf sich, um diese Anstalten zu besuchen.

Die vier Hauptklöster werden von 170 Mönchen und 30 Nonnen bedient. Der Haupttempel in Tschang-an ist ein großes, 16 Meter hohes Gebäude von jenem Typus, an den sich der Reisende im Osten sehr bald gewöhnt. Der rechtwinkelige Holzbau hat zwei Dächer und tiefgeschweifte, reichgeschnitzte Schnäbel; die durch ihre Ziegeldeckung schweren Dächer werden von ein Meter im Umfang haltenden Säulen aus Teakholz gestützt. Die diamantartig geschnittenen Scheiben in der Tür, welche als Fenster dienen, sind mit Gold verziert, und die hohe Decke zeigt kunstvolle Schnitzereien, die reich vergoldet und lebhaft blau, rot, grün oder goldgelb übermalt sind. Granitstufen führen in den Tempel hinauf, und das ganze Gebäude wird von Säulen und Stützen getragen, die auf großen Platten aus demselben Stein ruhen.

An den inneren Wänden des Tempels sind Szenen aus dem Leben Gautamas, des Apostels Buddha, dargestellt; eine vergoldete Figur steht im Mittelpunkt einer goldenen Gruppe von sieben gewesenen und zukünftigen Gottheiten, Verkörperungen der einen und höchsten, des Sakya-muni, auf dessen Wiedererscheinen die Gläubigen harren. Auf dem Altar sieht man messingene Weihrauchbecken, Leuchter und ein geschriebenes Meßbuch in chinesischen

und koreanischen Schriftzeichen, welches auf einer schmutzigen und verblichenen Brokatdecke ruht. Vor diesem Hochaltar verbringt ein Priester bestimmte Stunden des Tages und der Nacht in tiefer Anbetung; er intoniert, singt und plappert unter beständigem Kniebeugen die Worte Na-mum Ami Tabul — ein wunderbar erhabener und eindrucksvoller Anblick in dem düsteren, geheimnisvollen Licht des weiten Raumes. Jene Laute sind lediglich eine phonetische Wiedergabe gewisser tibetanischer Worte, deren Bedeutung der Abt selbst nicht erklären konnte, und die selbst durch ihre Übertragung in chinesische Zeichen unverständlich blieben.


Der Abt von Tschang-an-sa.

Andere Tempel dieses einen Klosters sind der Wohnung der Tugend, den Vier Weisen und den Zehn Richtern geweiht. Innerhalb dieser Gebäude sitzt Sakya-muni samt seinen Aposteln in verschiedenen Stellungen und betrachtet andachtsvoll die schauerlichen Abbildungen von Dämonen, Tieren und jenen Qualen, die des Sünders im Jenseits harren. In der Neuzeit sind viele Gebäude in Tschang-an wieder hergestellt worden; die Arbeiten sind längst beendet, und die geräumigen Innenhöfe werden gut gehalten. Die Tempel sind sehr sauber, überhaupt zeugt das ganze Kloster von der Sorgfalt, die darauf verwendet wird.

Außer den größeren Tempeln gibt es viele kleinere Kapellen, die in irgend einem Waldwinkel versteckt liegen, einen Raum für religiöse Übungen ernsterer Art, Glockenhäuser, Ställe für die Ponys der zahlreichen Besucher, ein Nonnenkloster und ein Refektorium für die Mönche haben. Hier gibt es Unterkommen für Witwen, Waisen und Verlassene, für Gelähmte, Hinkende und Blinde, für Greise und Gesunkene. Sie alle finden bei den Mönchen Zuflucht und Schutz. Außer dem Abt befanden sich im Kloster 20 andere Männer, Mönche, Priester und Novizen und zehn Nonnen verschiedenen Alters, einige noch in der Jugendblüte, andere bereits mit Runzeln im Antlitz.

Die Einkünfte der Anstalt ergeben sich aus den Pachtsummen und Erlösen des Klosterlandes, aus Gaben von Pilgern und Gästen, gelegentlichen wohltätigen Stiftungen Reicher und den Beträgen, welche die Bettelmönche erzielen. Diese letzteren singen, von Haus zu Haus ziehend, die buddhistischen Litaneien, nehmen an Nahrung und Obdach hin, was sich ihnen am Wege bietet und sammeln die dürftigen Gaben, die Frucht ihrer Bitten. Den vier großen Klöstern steht ein Mitglied der Gemeinschaft vor, welches jährlich gewählt wird. Gibt sein Verhalten nicht zu Unzufriedenheit Anlaß, so behält er die Würde gewöhnlich bis zu seinem Tode oder bis zu seiner Versetzung nach einem anderen Schauplatz buddhistischer Tätigkeit. Die Art und Weise der Religionsübung in diesen Klöstern der Diamantberge schließt sich an die Religion Buddhas soweit an, wie der Kultus unserer eigenen Kirchen an die verschieden gestalteten Lehren des Christentums in der ganzen Welt.

Ich muß leider gestehen, daß ich vergebens nach einer Spur von Begründung für die Beschuldigungen gottlosen Wesens und großer Verworfenheit gesucht habe, welche ein Bote der Amerikanischen Missionsgesellschaft gegen die Klöster von Keum-kang-san vorbringt. Ich meinesteils, der ich manche Woche in jener klösterlichen Stille zugebracht habe, erinnere mich gern an die Güte der



Der Abt von Ju-tschom-sa.

Mönche gegen Arme und schwer Geprüfte, Hungrige und Betrübte, gegen alle, die in Zeiten der Not und Trübsal Schutz bei ihnen suchen. Das ist wahres christliches Erbarmen. Zugegeben, es lernen viele von ihnen nur die Litaneien ihrer Liturgien auswendig, es mag ihnen auch an geistiger Bildung fehlen sowie an Verständnis dessen, womit sie so viele Stunden ihres armseligen Lebens hinbringen, aber was will das alles sagen gegen ihre Menschlichkeit, ihre Milde gegen jede Kreatur, ihr Wohlwollen gegen Alte und Verlassene, ihre große Demut und Duldsamkeit, die außerordentliche Anspruchslosigkeit ihrer Lebensweise, das Menschenwürdige ihrer Interessen?

Das Kloster Ju-tschom atmet durchweg Frieden und Ruhe. Es liegt, von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschlossen, in einem tiefen, mit Bäumen bewachsenen Tale der östlichen Bergzüge. So lebt es ruhig dahin und widmet all seine Zeit den Mysterien des Glaubens, dem es angehört. Kein donnernder Strom wie der, der durch die Tschang-an-sa-Schlucht braust, stört seinen Frieden; nur ein gedämpftes Murmeln steigt aus dem Gewässer empor, welches dem zwischen Gebüsch versteckten Felsen entspringt. Das Kloster macht einen seltsam feierlichen Eindruck und übt auf die in seinen Mauern versammelten Mönche einen Einfluß aus, der ihre Neigung zu asketischem Leben noch nährt. Über der ganzen Gemeinschaft liegt jener Hauch von Ruhe und Abgeschlossenheit, der für ein betrübtes Herz so viel Tröstliches hat.

Die großartigste der 34 buddhistischen Zufluchtsstätten in den Diamantbergen ist Ju-tschom-sa. Man nähert sich ihr von der Westseite des Keum-kang-san aus, indem man den Felsenpfad der Tchang-an-sa-Schlucht erklimmt und auf dem An-man-tschai-Paß in einer Höhe von 1400 Metern die Wasserscheide überschreitet. Abwärts führt ein rauher, malerischer Pfad durch dichte Wälder nach der auf dem Ostabhang der Bergkette gelegenen Gruppe von Tempeln. Ein etwas bequemerer Weg geht, nachdem man nach dem Verlassen von Tschang-an-sa einen kurzen Umweg gemacht

hat, über den 1200 Meter bohen Pu-ti-tschong-Paß. Hat er sich durch einen mehrere Kilometer langen Forst gewunden, so stößt er direkt auf einen Pfad, der an das Tor des Klosters führt. Jeder Weg geht von Tschang-an-sa ab, und niemand, der das auf der Ostseite gelegene Kloster besuchen will, bleibt das Übersteigen des Gebirges erspart. Die Reise kann auf jedem der beiden Wege binnen acht Tagen vollendet werden; die Schwierigkeiten



Das Kloster Ju-tschom.

der Tschang-an-sa-Schlucht machen dieselbe für Pferde usw. unpassierbar. Leicht beladene Ponys können über den Pu-ti-tschong-Paß gebracht werden. Empfehlenswert ist das Mieten von Kulis; ein koreanischer Dollar pro Mann ist der gebräuchliche Satz.

Die Tempel von Ju-tschom-sa gleichen denen von Tschang-an-sa fast ganz, sie sind jedoch zahlreicher und schöner ausgestattet. Vor den Stufen des Haupttempels steht eine kleine Granitpagode, deren anmutige Proportionen den weitläufigen Hof, auf den die wichtigsten Tempel münden, ein würdiges Aussehen verleihen.

Mönche gegen Arme und schwer Geprüfte, Hu
gegen alle, die in Zeiten der Not und Trüb
suchen. Das ist wahres christliches Erbarm
lernen viele von ihnen nur die Litaneien ihrer
es mag ihnen auch an geistiger Bildung feh
ständnis dessen, womit sie so viele Stunden
Lebens hinbringen, aber was will das alles
Menschlichkeit, ihre Milde gegen jede Kreatur
gegen Alte und Verlassene, ihre große Demut
die außerordentliche Anspruchslosigkeit ihrer
Menschenwürdige ihrer Interessen?

Das Kloster Ju-tschom atmet durchweg
Es liegt, von aller Berührung mit der Außen
in einem tiefen, mit Bäumen bewachsenen Tale
züge. So lebt es ruhig dahin und widmet
Mysterien des Glaubens, dem es angehört.
Strom wie der, der durch die Tschang-an-sa-Schl
seinen Frieden; nur ein gedämpftes Murmeln ste
wässer empor, welches dem zwischen Gebüsch verst
springt. Das Kloster macht einen seltsam feierlich
übt auf die in seinen Mauern versammelten Mönch
aus, der ihre Neigung zu asketischem Leben noch
der ganzen Gemeinschaft liegt jener Hauch von
geschlossenheit, der für ein betrübtes Herz so viel

Die großartigste der 34 buddhistischen Zuflucht
Diamantbergen ist Ju-tschom-sa. Man nähert sich
Westseite des Keum-kang-san aus, indem man den
Tchang-an-sa-Schlucht erklimmt und auf dem An-ma
einer Höhe von 1400 Metern die Wasserscheide über
wärts führt ein rauher, malerischer Pfad durch dichte
der auf dem Ostabhang der Bergkette gelegenen
Tempeln. Ein etwas bequemerer Weg geht, nachdem
dem Verlassen von Tschang-an-sa einen kurzen Um

einer Lotosblume, dem Sinnbild der Ewigkeit. Bemerkenswert ist die Pracht der Figuren im „Tempel des Baumes Buddhas"; der Glanz der schweren Vergoldungen dringt gleich den Strahlen eines überirdischen Feuers vom Altar aus in das ungewisse Licht und die düstere Dämmerung des ungeheuren Raumes. Die gottesdienstlichen Verrichtungen hören in diesem „Hause des Herrn" nicht auf; die Predigt und die beständigen Gebetsübungen werden



Buddhistische Priester.

abwechselnd von den ausübenden Priestern abgehalten. Es sind Augenblicke von überwältigender Feierlichkeit, wenn die einsame Gestalt des Priesters vor dem heiligsten Altar im Gebet mit dem höchsten Herrn um die Gnade der Vergebung ringt. Wenn die Töne des Gesanges in der weiten Halle auf und ab wogen, und die Gestalt des Priesters sich in Selbstvergessenheit und leidenschaftlicher Verzweiflung hin und her wiegt, werden Gedanken und Gefühle seltsam bewegt. Die einzelnen Stadien des Gottesdienstes werden

durch Schläge auf eine Glocke verkündet, die der Priester in der Hand hält, während er sich vor dem strahlenden Buddha auf Kniee und Antlitz wirft.

Die Hauptfeierlichkeiten des Tages und der Nacht werden in Ju-tschom-sa von den Klängen der großen Bronzeglocke — ein kunstvoller Guß aus dem 14. Jahrhundert — und den Schlägen einer großen, einige Meter im Umfang messenden Trommel begleitet. Beide Instrumente stehen im Hof in eigenen Türmen. Während der untergeordneten Zeremonien erklingen die klappernden Töne der kleinen Messingglocken, die mit Hirschgeweihen geschlagen werden, zu den Kniebeugungen der Priester. Eine prächtige Buddhagestalt sitzt mit dem Ausdruck der Milde im Tempel der Lotosblume und schaut, hinter seiner grünen Glaswand hervor, feierlich auf die Andacht und die frommen Übungen seiner getreuen Gläubigen. Dieser Altar ist vertieft und durch Glasscheiben geschützt; die Opfergaben an Reis, die für erwiesenen Segen dargebracht werden, stehen außerhalb des Glasschirmes. Andere Tempel in Ju-tschom-sa sind „das Haus des ewigen Lebens", der „Tempel des Wassermonats", der „Tempel der Leute, die von Westen kommen". Es gibt in Ju-tschom-sa 50 Mönche, 12 Nonnen und 8 Knaben, die noch nicht in den Orden aufgenommen sind. Viele der Knaben in diesen Klöstern sind noch ganz jung. Manche wurden in ihrer frühesten Kindheit von ihren Eltern dem Kloster übergeben, andere sind von dem weitgehenden Mitleid der Buddhisten aufgenommen und für den Dienst im Kloster bestimmt worden. Die Knaben machen einen klugen Eindruck. Freilich lernen sie nichts als die verschiedenen Gesänge und Litaneien, mit deren Wortlaut sie bald vertraut werden. Während diese Kinder sauber und wohlgenährt sind, scheinen die Mönche zwar auch reinlich, aber sparsamer im Essen zu sein. Ihre Mahlzeiten bestehen aus Reis und verschiedenem gewiegten Gemüse, Kuchen aus Föhrensamen mit Honig vermengt und anderem Kuchen aus geröstetem Reis und Honig. Die Gerichte sind überaus fett und widern bald an.

Wohl fristen die Mönche ihr Leben, aber Körper und Antlitz sind abgezehrt. Die Nonnen, die sich in den verschiedenen Klöstern befinden, sind teils aus religiösen Gründen eingetreten, während andere, die allein in der Welt standen, das Kloster für einen passenden Ort hielten, ihr Leben darin zuzubringen. Keine der beiden Arten aber maßt sich die religiösen Funktionen der Mönche an, sondern sie leben ganz für sich, in einer selbstgestalteten Welt.

Buddhismus, Confucianismus und Schamanismus sind heutzutage die herrschenden Religionsformen in Korea. Die Aufzeichnungen alter chinesischer und japanischer Schriftsteller und der ersten Jesuitenmissionare suchen zu beweisen, daß die Anbetung der Geister und Dämonen seit den frühesten Zeiten die Grundlage des Nationalglaubens ist. Heute noch ist der Gott der Hügel die populärste Gottheit. Die Geister des Himmels und der Erde, die unsichtbaren Naturkräfte, der Morgenstern, die Schutzgeister der Hügel und Berge, der Boden und das Getreide sind so lange verehrt worden, daß trotz der Herrschaft des Confucianismus und des jahrhundertelangen Einflusses des Buddhismus im Lande, der ursprüngliche Glaube des Volkes wenig Veränderung erfahren hat. Wie weitverbreitet die Neigung der niederen Klassen zur Dämonenverehrung aber auch sein mag, so ist doch seit dem 15. Jahrhundert die Lehre des Confucius der anerkannte und gebräuchliche Kultus in Korea. Zuerst von wenigen gepflegt, hatte sich der Confucianismus ausgebreitet und auch im Volke Wurzel gefaßt. Als er sich nun fest begründet fühlte, begann er in seiner mittleren Periode seine Lehren durch bigotte Behauptungen, Unduldsamkeit und hartnäckige Verfolgungen, diesen Gipfelpunkt aller falschen Lehren, zu bekräftigen. Er ist jetzt auf der ganzen Halbinsel zu finden. Vom 4. bis 14. Jahrhundert, wo die Religion des „Erleuchteten“ vorherrschte, wurde er nur von den gebildeten Klassen studiert und ausgeübt. Der Buddhismus herrschte im Süden der Halbinsel vor und durchdrang die nördliche Hälfte des Kaiserreichs nur teilweise, denn es war ihm unmöglich, die Lehren des Confucius zu bekämpfen.

Trotzdem hat der Buddhismus einen hervorragenden Einfluß auf die koreanischen Angelegenheiten ausgeübt, der bis zum Ende der vorigen Dynastie anhielt. Die Bonzen leiteten den Hof und annullierten die Beschlüsse des Kaisers. Während dieser einstigen Vorherrschaft wurde er der stärkste und schrecklichste Faktor in der Erziehung des Landes. Er herrschte mit unumschränkter Gewalt und leitete die politischen und sozialen Umwälzungen jener Zeit. Noch heute erfreut sich die Lehre Buddhas großer Achtung. Neue Klöster und Tempel sind im Entstehen begriffen, denn die buddhistischen Priester von Japan und Korea machen gemeinsame Sache gegen die abendländischen Missionare. Auch der Kaiser hat Interesse an der Ausbreitung seines Glaubens bewiesen und hat mit Lady Om große Summen zur Wiederherstellung gewisser verfallener Tempel außerhalb der Stadt gegeben. Im ganzen genommen hat der Buddhismus solche Spuren in der Geschichte des kleinen Kaiserreichs zurückgelassen, daß Korea, obgleich der rein ethische Charakter der Lehre des Confucius im Lande voll anerkannt wird, unter die buddhistischen Reiche gerechnet werden muß.



Altarschmuck eines Buddhistentempels.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Greuel des Verfalls. Durch Korea. Die Ostküste. Fischfang und Schmutz.

Der Friede, die Frömmigkeit, der würdevolle Ernst der Mönche in den Klöstern von Ju-tschom und Tschang-an steht in auffallendem Gegensatz zu dem Stand der Dinge in Shin-ki-sa. Die Pracht von Ju-tschom-sa und das mildtätige Wohlwollen von Tschang-an-sa erfüllten uns mit Nachsicht und freundschaftlicher Wertschätzung gegen die, deren Leben in diesen einsamen Zufluchtsstätten der Diamantberge dem Dienste Buddhas gewidmet ist. Der Anblick des am nordöstlichen Fuße des Keum-kang-san gelegenen Klosters aber verrät das Vorhandensein gewisser Übelstände, die sich glücklicherweise in den wichtigeren buddhistischen Glaubenszentren dieser Gegend nicht bemerkbar machen. Nicht die Zeit allein trägt die Schuld an der herrschenden Unordnung, auch würde der äußere Verfall nicht so beklagenswert sein, wenn nicht dem Ganzen die Würde und der Reiz einer malerischen Ruine fehlte. Der unter den Mönchen herrschende Geist ist hier ein ganz anderer. Alles befindet sich im Zustande der Vernachlässigung, niemand bekümmert sich um das Notwendige. Zerbrochene Ziegel bedecken die Umgebung der Gebäude, die immer von Staub und Schmutz, der natürlichen Folge der Nachlässigkeit, entstellt sind. Es sieht alles anders aus, denn der Geist der Ehrerbietung fehlt. Shin-ki ist ein kleines Kloster, und seine Tempel sind in bezug auf Zierlichkeit und Schönheit vielleicht nie mit denen von Ju-tschom-sa

zu vergleichen gewesen. Nichts aber kann die Unordentlichkeit und Vernachlässigung seiner Höfe, nichts die Lässigkeit in der Besorgung des Tempeldienstes entschuldigen. Es scheint dieses Kloster auch nicht das Geringste gemein zu haben mit jenen, die im Herzen der Gebirgskette verborgen liegen. Man sucht vergeblich nach der höflichen Würde des bejahrten Abtes von Ju-tschom-sa, dessen Menschlichkeit einen so tiefen Eindruck machte, und die Grundsätze der Rücksichtsnahme, Höflichkeit und Frömmigkeit, die sein Betragen leiteten, fehlen dem Abt, den Priestern und den Mönchen von Shin-ki-sa gänzlich. Der Gegensatz ist auffällig. Man kann sich beim Anblick des Verfalls der einst so blühenden Tempel eines Gefühls des Schmerzes nicht erwehren, das zugleich mit Ärger gemischt ist. Wendet man das Auge von den Tempeln ab und schaut in den Frieden und die Schönheit des Tales unten, so glaubt man von einem Ort des Greuels in eine bessere Welt zu blicken. Nichts als das farblose Skelett einer vergangenen Zeit ist zurückgeblieben, und man sehnt sich unwillkürlich nach der Macht, den früheren Zustand wiederherstellen zu können.

Aber welch prächtige Natur umgibt das Kloster! Wenn es irgend ein Moment gibt, das mit seinem Verfall aussöhnen kann, so ist es die wilde Schönheit der zerklüfteten Berge, die sich jenseits des Tales auftürmen. Hinter ihren granitnen Häuptern liegen die Versuchungen und die Trübsal der Welt; wen sie einmal mit ihren grauen Armen umschlossen halten, für den schwinden die kleinen Widrigkeiten des Lebens. Ruhig und ungestört gehen die Stunden dahin. Uralte Wälder schmücken die tiefen Einschnitte zwischen den Bergen; die offenen, mit wilden Blumen bewachsenen Flächen erglänzen in einem Meer von Farben, und das Laubwerk der Wälder zeigt die verschiedensten Schattierungen von Grün. Inmitten eines Waldes, der von Unterholz befreit ist, und dem man sich auf einem durch dichte Wälder führenden Pfad nähert, liegt Mum-sa-am. Es ist dies der Zufluchtsort, den man den zwanzig zu Shin-ki-sa gehörenden Nonnen angewiesen

hat. Ich kenne ihre Lebensweise nicht, schließe aber aus dem Zustand ihrer Tempel und der Ungepflegtheit und Unordnung der Umgebung, daß sie, gleich den 60 Priestern, Mönchen und Knaben im tiefer gelegenen Kloster, nicht viel Erhebung aus den Lehren Buddhas, nicht viel Befriedigung aus der umgebenden Natur schöpfen.

Unser Aufenthalt in den bedeutenderen Klöstern der Diamantberge verlief ohne größere Ereignisse. Stündlich bekundete sich



Shin-ki-sa.

die ängstliche Sorge der Mönche um das Wohlergehen ihrer Gäste aufs neue, und sie waren eifrig bemüht, uns bei jeder Gelegenheit irgend eine freundliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Die uns angewiesenen Räume waren kühl und luftig, alles, was das Kloster zu bieten hatte, stand zu unserer Verfügung. Der Abt von Tschang-an-sa bereitete ein Getränk aus Honigwasser und Föhrensamenkuchen zu unserer Erquickung. An jedem Morgen wurde der Tisch mit reichen Vorräten an Honig, Reis, Mehl und kleinen Bündeln frischen Gemüses versehen; während des Tages wurde ebenfalls nichts versäumt, was in den Augen dieser ein-

fachen Menschen zu unserem Wohlbehagen beitragen konnte. Ein tiefer Tümpel in dem Gebirgsstrom war zu unserem Gebrauch reserviert, und wenn wir in der frischen Morgenluft, oder nachdem der kühle Abendwind die Hitze des Tages gemildert hatte, baden gingen, sorgte der Abt aus eigener Initative dafür, daß wir in ungestörtem Besitz unserer Badezelle blieben.

Der Tempel, ein geräumiges, schönes Gebäude, den wir während unseres Aufenthaltes in Tschang-an-sa bewohnten, enthielt den Altar der drei Buddhas. Eine breite Veranda umgab ihn, Teakpfeiler stützten das schwere Dach, Schnörkel und allegorische Bilder, die Ereignisse aus dem Leben Buddhas darstellten, schmückten die Wände. Geöltes Papier bedeckte den Boden, eine reichgestickte seidene Decke, kleine Matten, bronzene Weihrauchfässer und Messingleuchter zierten den Altar, in dessen Mitte sich das reichvergoldete Bild der „Drei Buddhas" befand. Jeden Abend bei Sonnenuntergang stellten die diensttuenden Mönche Gefäße mit Reis, Honig und Föhrensamenkuchen auf den Altar und zündeten die kleinen Lämpchen und Kerzen an, die ihn erhellten. Es wurde nicht immer gebetet, auch waren die gottesdienstlichen Verrichtungen nicht immer dieselben, ebenso wechselte die Zahl der Mönche jeden Abend je nach dem Charakter der Feier, die an der Reihe war. Nach Beendigung derselben fanden die Mönche immer allerlei Anziehendes in unserem kleinen Lager. Sie versammelten sich in der Küche, halfen dem Dolmetscher beim Kochen und kosteten seine Gerichte. Sie betrachteten die Kochutensilien einer Feldküche, die Schneidewerkzeuge auf dem Tische eines Reisenden mit Staunen. Nachdem ihre wachsende Zutunlichkeit einen gewissen Grad von Vertraulichkeit zwischen uns hergestellt hatte, zeigten uns die Mönche ihre Perlen und Almosenbüchsen und baten uns, als Gegengeschenk für die Photographien der Tempel Kopien ihrer Bücher anzunehmen. Von den Geheimnissen einer Kamera waren sie entzückt, der Anblick einer Sportflinte machte sie bestürzt, und sie wurden nie müde, sich in meinem Feldbett zu schaukeln.

Ehe unser Lager von Tschang-an-sa nach Ju-tschom-sa verlegt wurde, hatte sich infolge der großen Freundlichkeit und der beständigen Beweise ihrer Sorge für unsere Bedürfnisse, eine rasche Freundschaft zwischen uns und den Mönchen entwickelt. Sie befragten uns wegen ihrer Leiden, die meist in einem Anfall akuter Verdauungsstörung oder zeitweiser Dysenterie bestanden. Meine Arzneimittel beschränkten sich auf einige Schachteln Chininpillen



Abt und Mönche von Tschang-an-sa.

und ein paar Flaschen Fruchtsalze; sie nahmen jede Vorschrift mit Dankbarkeit und einer gewissen schwermütigen Philosophie hin. Aber obwohl sie immer gleich gern in unsere Behausung kamen, so merkte ich doch, daß sie nicht oft wieder um unsere ärztliche Behandlung baten. Als der Augenblick unserer Abreise kam, drängten sie uns viele kleine Geschenke auf. Eine ganze Weile schien es auch, als sollten wir sogar keine Rechnung für unseren Aufenthalt im Kloster bekommen, bis endlich die Überredungskunst des Dolmetschers den Sieg davon trug. Als wir aber dem Betrag noch einige Dollar für die Klosterkasse hinzufügten, kannte

ihre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für die kleine Gabe keine Grenzen, so daß wir fast hätten glauben mögen, alle erwiesene Güte und Gastfreundschaft sei auf unserer Seite.

Unsere Wohnung in Ju-tschom-sa war in keiner Weise geringer oder weniger schön gelegen, als die eben in Tschang-an-sa verlassene. Das Haus der Gäste in Ju-tschom-sa bietet einen prächtigen Blick auf einen Bergstrom, der sich durch eine mit Felsblöcken bestreute, baumbewachsene Schlucht herabstürzt. In Tschang-an-sa hielten wir uns zumeist unter dem schützenden Dache der Veranda auf, die um den Tempel der „Drei Buddha" herumlief, und vermieden es soviel als möglich, das heilige Gebäude selbst zu benutzen. In Ju-tschom-sa war diese Rücksicht überflüssig, da wir in einem Hause untergebracht wurden, das speziell zur Benutzung für Personen amtlichen Charakters bestimmt war, die das Kloster etwa besuchten. Die Räume zeigten sich sauber, hell und behaglich. Es hingen Tafeln darin, auf denen Namen und Würden früherer Besucher verzeichnet standen. Hohe Mauern umschlossen das Gebäude, und feste Tore sicherten den Komplex vor unerwarteten Überfällen. Das Leben in diesen Zufluchtsstätten verläuft in ungetrübtem Glück und Frieden. Unbelästigt von störenden Einflüssen kann man sich der Arbeit widmen. Wir lebten in der Abgeschlossenheit eines Heiligtums, in die kein irdisches Mißgeschick drang, wo die Sorgen, die das Menschengeschlecht bedrücken, unbekannt waren.

Von Shin-ki-sa führt eine 9 Kilometer lange, gutgebaute Straße in nordöstlicher Richtung nach der Seeküste, die sie bei Sieng-tschik erreicht. Anblick und Geruch des Meeres waren uns nach der ermüdenden Unbehaglichkeit in Shin-ki-sa besonders willkommen. Zwischen dem letztgenannten Ort und Ju-tschom-sa trifft man auf Marschen und Reisfelder, und unsere Pferde wurden durch die Schwierigkeit des Zugs durch diese Sümpfe und Schlammlöcher ungemein behindert. Der Weg an der Küste entlang ist zwar holperig und stellenweise steinig, zeigt aber wenigstens keine

derartigen Hemmnisse und erweist sich infolge seiner vielen Windungen als sehr angenehm. Er überschreitet basaltische Abhänge, steigt an den steileren Stellen auf rohbehauenen Stufen die glatte Oberfläche hinab und mündet auf eine Ebene glühenden Sandes. Dann wieder wendet er sich, um die zerklüfteten Ausläufer eines benachbarten Gebirgszugs zu umgehen, westlich und südwestlich dem Innern des Landes zu. Mit leisem Murmeln bespült das Meer, dessen blaue Oberfläche von der leichten Brise kaum gekräuselt erscheint, den weißen Sand. Der beständige Wechsel zwischen goldenem Sand und glänzender See erhöht noch den Reiz und das Erfrischende der Reise. Das Gefühl der Vereinsamung, das von einer Wanderung durch Gegenden, wo einschließende Berge kein Freiheitsempfinden aufkommen lassen, untrennbar ist, schwindet sofort, wenn man mit dem Ozean in Berührung kommt und die Schiffe darauf sieht. Auf dem weiten, friedlichen Wasserspiegel schaukelten Fischerboote; graue Dschonken, deren braune Segel sich unter den Stößen des Windes blähten, kreuzten am Horizont. In den Untiefen fischten nackte, braune Männer nach Heringen, während ihre Kinder unter lauten Rufen des Entzückens in die Wasserlöcher tauchten, um Krabben zu fangen.

In allen den kleinen Dörfern am Meeresufer lagen Männer um die Hütten umher und schliefen im glühenden Sonnenschein. Während ihre Herren ausruhten, besserten die Frauen die Risse in den Netzen aus oder verfertigten kunstlose Fallen, mit deren Hilfe die Männer Fische fangen. Der Anblick dieser Küstendörfer ist keinesfalls einladend, und sie können in keiner Hinsicht einen Vergleich mit den Dörfern im Innern des Landes bestehen, durch die uns unser Weg geführt hatte. Sie waren schmutzig, baufällig, unordentlich; das Aussehen der Bevölkerung ließ auf große persönliche Unsauberkeit schließen. In der Luft lag der Geruch an der Sonne trocknender Fische. Es ist dies an und für sich ein angenehmer Duft, da er an Seesalz erinnert, aber hier,

wo er sich mit den Ausdünstungen von verfaulendem Abfall, Kehrichthaufen, Fischen und Seegras in verschiedenen Stadien der Verwesung mischte, erregte er Übelkeit. Die Leute waren weder neugierig noch unfreundlich; sie schienen eher gleichgültig und boten bereitwillig Körbchen mit frischen Eiern, Fische sowie Hühner zum Verkauf. In der Nähe dieser Dörfer war die Küste ganz schwarz von Fischen, die in der einfachsten Weise auf dem Sande von der Sonne getrocknet wurden. Das Räuchern der Fische kennt man nicht, und auch beim Pökeln verfährt man, wie die nachlässige Behandlungsweise zeigt, nicht nach bestimmten Grundsätzen. Hunde lagen auf den Fischreihen, das Geflügel pickte ungehindert daran, und an vielen Orten hatten die Männer ganze Mengen aufeinander gehäuft und benutzten sie, während sie friedlich schliefen, als Kissen für ihre müden Häupter. Angesichts solcher Nachlässigkeit ist die Behauptung vielleicht ganz glaubhaft, daß viele der unter den Koreanern herrschenden Krankheiten ihre Ursache in dem getrockneten Fisch finden, der so gierig verschlungen wird.

Der Handel in gesalzenen und getrockneten Fischen ist ausgebreitet und geht nach allen Teilen des Landes; so findet z. B. eine große Ausfuhr nach Söul auf dem Landwege statt. In jedem Dorfe findet man angereihte Schnuren oder Haufen von getrockneten Fischen; Packponys und mit Fischen beladene Kulis sieht man auf allen Straßen des Reichs, und auch der Fußgänger, der „sein Bündel selbst aufhockt", führt fast immer einen kleinen Vorrat bei sich. Hand in Hand mit dem Einpökeln geht die Gewinnung von Salz aus Seewasser, ein Verfahren, das ebenso kunstlos und gelegentlich geübt wird, wie das andere. In beiden Erwerbszweigen finden wir ein schreiendes Bedürfnis an einfachster technischer Unterweisung und an Kapital; der Mangel an letzterem hindert jeden wirklichen Erfolg der Arbeit. Die Küste ist so reich an Fischen, daß bei regelrechtem Fang leichtlich der Grund zu einem blühenden Exporthandel gelegt werden könnte,



Zauberer.

während jetzt nur gerade der notdürftigste Unterhalt erworben wird, und die Tage des Wohlstandes noch nicht zu dämmern beginnen. Der Gewerbefleiß wird durch die Forderungen der Beamten gänzlich brach gelegt, denn Bauern sowohl als Fischer wissen recht wohl, daß nur äußerste Armut ein Grund zur Befreiung von Abgaben für den Yamen ist.

Wir kamen während unserer Reise durch viele Fischerdörfer, und eins war das Abbild des anderen. Der einzige Unterschied lag in der Größe, in der Anzahl der auf den Strand gezogenen Fischerboote und der Strenge und Intensität des Geruchs. Über den Schmutz und die Armut dieser Weiler konnte man nur staunen. Die Leute waren ganz stumpfsinnig und schienen sich an dem trägen, schlampigen Leben genügen zu lassen, das sie mit Essen, Gähnen und Schlafen verbrachten. Trotzdem wir Bezahlung boten, waren sie nicht zu bewegen, uns ihre Dienste einen Tag lang zum Fischen zu leihen, obwohl sie meist zugeben mußten, daß ihre Boote, Netze und Angelschnuren nicht anderweit gebraucht wurden. Die natürliche Folge dieser Gleichgültigkeit der Eingeborenen ist, daß die Japaner die Küstenfischerei schnell an sich reißen. Wenn dieses träge, träumerische und schmutzige Volk sich aufrüttelt, so wird ihnen das Recht, in ihrem eigenen Wasser zu fischen, bald aus der Hand gewunden werden. Die Japaner fischen zu allen Zeiten, die Koreaner nur zu einer — wenn es ihnen beliebt. Infolgedessen verringert sich ihr Einfluß auf einen Handelszweig immer mehr, der so außerordentlich einträglich ist, daß gegen 10000 japanische Fischerboote davon bestehen.

Der schmutzige Zustand der Fischerdörfer macht jeden Aufenthalt darin gefährlich, und es ist ratsam, sein Lager außerhalb derselben im Freien aufzuschlagen. Es war mein Unglück, daß ich in mehreren blieb, aber in dem 45 Kilometer von Won-san gelegenen Dorf Wha-ding übertraf die Verschiedenartigkeit und Böswilligkeit der Insekten all meine Erfahrungen in Amerika, Australien, Afrika oder Asien. Flöhe gab es überall. Sie be-

völkerten die Luft so zahlreich wie der feine Sand, mit dem der Westwind in Neuseeland und die heißen Winde Afrikas die Atmosphäre erfüllen. Kein Gegenstand war hier ohne seine Schicht von Flöhen, die alles durchdrangen. Eine Nacht in Wha-ding steht mir als die schrecklichste vor Augen. Unmöglich zu stehen, zu sitzen, von Schlaf keine Rede. Wir schüttelten unsere Kleider, badeten, wuschen und puderten uns. Jede Anstrengung war eine Qual, und jede Vorsichtsmaßregel verschlimmerte unseren Zustand nur noch. Um die Plage dieses verwünschten Ortes noch voll zu machen, wurden wir von den ohrzerreißenden Gesängen eines Zauberers fast betäubt, den der Besitzer des Dorfgasthauses engagiert hatte, damit er einen Teufel austreibe, der ihn behext haben sollte. Später neigten wir zu dem Glauben, daß dies vielleicht die Ursache von der ungemeinen Munterkeit der Insekten war. Nach einem fruchtlosen Versuch, uns mit Hilfe meines Dolmetschers den Zauberer durch Überredung und Bestechung geneigt zu machen, kamen wir überein, daß einer unserer Reitknechte den bösen Geist vorstellen sollte. Er begab sich in die dunkle Nacht hinaus und heulte jämmerlich, während wir zunächst die Ältesten und den Nekromanten um uns versammelten und dann feierlich unsere Revolver in die Finsternis hinter dem entweichenden Geist her abschossen. Unglücklicherweise aber überzeugten wir den Hexenmeister nicht von der Austreibung des Teufels. Erst nachdem ich Geduld und Vernunft so weit verloren hatte, daß ich seine Gongs und Zimbeln in einen Brunnen warf und ihn selbst hinterher schickte, wurden wir von dieser lästigen Zugabe befreit.



Vor den Mauern Söuls.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Dürre. Hungersnot. Unruhe im Lande. Regen. Krankheit.

In Europa kann man nur schwer begreifen, welche weittragenden Folgen gänzlicher Regenmangel in Ländern nach sich zieht, deren Bevölkerung um ihres täglichen Brotes willen auf Regen angewiesen ist. Eine kurze Notiz in den Zeitungen, daß der Monsun zu spät eingetreten, verrät noch nichts von der Angst, mit der viele Millionen der herrannahenden Ernte entgegenblicken. Wasser bedeutet Leben für die Reisfelder, und eine Dürre begreift nicht nur das Fehlen von Vorräten in sich, sondern auch Hungersnot mit Entbehrungen und Unruhen, Krankheit und Tod im Gefolge. Einer Dürre in den Reisfeldern fällt die Bewohnerschaft im Winter zum Opfer. Die Gesetze und die Polizeimacht, die der indischen Regierung zu Gebote stehen, legen der Bevölkerung einigen Zwang auf. Im fernen Osten aber, wo die Zivilverwaltung noch nicht den Anforderungen jeder Lage gewachsen, und wo eine ge-

ordnete Verteilung von Unterstützungen unbekannt ist, folgen dem Versagen der natürlichen Quellen das Zusammenschmelzen des Volkes und die vollständige Aufhebung des sozialen Aufbaues auf dem Fuße. Gewissermaßen ist das auch die Folge einer Hungersnot in Indien.

Einen sehr deutlichen Beweis von den Wirkungen der Dürre in solchen Ländern, wo die Bevölkerung von der Reisernte lebt, liefert der erschreckende Verlust von Menschenleben und der Ausbruch großer Unruhen in Korea im Jahre 1901. Großes Elend herrschte im ganzen Land; die Distrikte im Binnenland waren mit verzweifelten Volkshaufen angefüllt. Leute, die für gewöhnlich friedliebende, gehorsame Untertanen waren, rotteten sich zusammen und belästigten das Land mit ihren Betteleien in der Hoffnung, genug zu erjagen, um sich und die ihrigen vor dem Hungerstod zu schützen. Der Mangel trieb ganze Gemeinden aus den Dörfern in die Städte, wo es auch keine Vorräte für sie gab. Anarchie herrschte im Reiche, denn die gräßliche Not stachelte die Leute zu Taten der Verzweiflung an. Ganze Horden von Bettlern überschwemmten die Hauptstadt. Gewalttaten machten die Straßen Söuls nach dem Einbrechen der Nacht unsicher, und Banditen verübten ihre Plünderungen in der Umgebung der Metropole ganz öffentlich. In wenigen Monaten war Korea aus einem glücklichen, friedlichen Land des Sonnenscheins und der Ruhe in eine Wildnis voll Elend, Armut und Empörung verwandelt worden.

Die zur Unterstützung getroffenen Vorkehrungen waren ganz unzureichend, und wenn auch Reis importiert wurde, so mußte doch ein großer Teil der Bevölkerung, dem es an Geld zum Kaufen fehlte, zu Tode hungern. Da es nun an genügenden Maßregeln fehlte, um diesem Unglück zu steuern, wurde die Verwirrung nur noch größer, und es starben mehrere Tausend, ehe nur irgend etwas getan werden konnte. Auf eine Bevölkerung von knapp 200000 in Söul kamen mehr als 20000 gänzlich entblößte Menschen. Berichte aus den Provinzhauptstädten erzählten, daß die

Bevölkerung in manchen ländlichen Distrikten in einen Zustand gänzlicher Wildheit verfallen sei. Hungersnot, Pestilenz und Tod gingen monatelang in Korea um, und wer dem Verhungern entrann, fiel später der großen Seuche zum Opfer, die das Land heimsuchte.

Man kann kaum glauben, daß die Hungersnot so große Dimensionen angenommen, wenn die koreanische Regierung ihr Sperrgesetz betreffs der Ausführung von Cerealien aus dem Lande aufrecht erhalten hätte. Zweifellos trug die Zurückziehung dieses Verbots zu dem Mangel an jenen Nahrungsmitteln bei, welche dem Volke zu gute kommen konnten, wenn ihre Not sehr groß war. Die Sterblichkeitsberichte aus den von der Hungersnot betroffenen Gegenden stellen fest, daß mehr als eine Million Menschen damals in Mitleidenschaft gezogen worden sind. Sicherlich verdient Japan, als es im Interesse einiger japanischer Reishändler auf die Aufhebung der Getreidesperre bestand, die schärfste Verurteilung. Die Hauptverantwortung für den großen Verlust an Menschenleben fällt auf seine Schultern. Indem sie die koreanische Regierung zu einer Maßnahme zwangen, die einer Million das Leben kostete, verfolgten die Japaner eine Politik, die nicht nur jeder verständigen Überlegung zuwider war, sondern auch alles menschlichen Gefühls entbehrte. Jeder Unparteiische wird Korea hier von der Hauptschuld freisprechen und beklagen, daß die lebhafte Opposition der koreanischen Regierung wirkungslos blieb. Auch diese Angelegenheit wirft ein Licht auf das tadelnswerte Verhalten Japans Korea gegenüber.

Als die Dürre eintrat, glaubten die Bewohner Söuls, der Gott des Regens sei erzürnt, und daher wurden von dem Kaiser und seiner Hofhaltung dreimal Sühneopfer dargebracht. Da sich trotzdem kein Regen einstellen wollte, erfolgte die Verordnung einer allgemeinen Bußzeit; man betete und fastete, das Volk enthielt sich jeglicher Arbeit und verfiel dadurch in einen Zustand äußerster Trägheit. Unglücklicherweise fuhr der Kaiser, während ein großer Teil seiner Untertanen die Arbeit einstellte, fort, viele

Hundert Arbeiter bei dem Bau der neuen Palastgebäude weiter zu beschäftigen. Die abergläubische Bevölkerung glaubte nun, daß die seltsame Ungnade des Dämons Regen diesem Vorgehen Seiner Majestät zuzuschreiben sei, und man fürchtete in Söul beinahe, daß eine Empörung in der Hauptstadt ausbrechen würde. Diese Heimsuchung wurde indes der Stadt durch den plötzlichen Niedergang eines kurzen Regenschauers erspart. Männer und Frauen



Der Himmelstempel in Söul.

gingen wieder an die Arbeit und freuten sich des Glaubens, daß die Gefahr nun vorüber sei. Leider war die Freude nur von kurzer Dauer, denn bald herrschte wieder Dürre im ganzen Lande, die Reisfelder trockneten aus, Viehfutter und Saaten verdorrten. Unter dieser furchtbaren Prüfung wurde die Not so groß, daß Hunderte sich mit den Wurzeln und dem Gras am Wege sättigten, ja es sollen sogar einzelne Fälle von Kannibalismus vorgekommen sein.

Jene Periode außergewöhnlicher Dürre lenkt das Interesse auf die hydrometrischen Berichte für Tschemulpo aus den Jahren 1887 bis 1901, die dem Korrespondent des Physikalischen Observatoriums in St. Petersburg vorgelegt wurden. Die angegebenen Regenniederschläge verstehen sich von den Jahren 1887—1900 inkl. und von der ersten Hälfte des Jahres 1901; die Schneefälle sind nach der Wassermenge berechnet, die geschmolzener Schnee ergibt. Professor H. Hulbert weist indessen darauf hin, daß man, um zu beurteilen, ob eine gegebene Regenmenge die angemessene für eine gewisse Gegend ist oder nicht, wissen muß, in welcher Jahreszeit der Regen niedergegangen ist; 76 Zentimeter Regen im November sind von geringerem Wert für die Reisfelder, als die Hälfte dieser Menge im Juni, und gerade beim Reis kommt viel darauf an, daß der Regen zur rechten Zeit niedergeht. Selbst ein beträchtlicher Niederschlag würde, wenn er zur Unzeit käme, der Landschaft keinen Nutzen bringen, trotzdem aber das Quantum der feuchten Niederschläge überhaupt beträchtlich vermehren.

Hydrometrischer Bericht.

Jahr	Regen	Schnee	Zusammen	Nebel		Regen		Schnee	
	cm	cm	cm	Tg.	St.	Tg.	St.	Tg.	St.
1887	78,38	5,08	85,46	13	3	19	17	4	2
1888	53,11	5,46	58,57	14	5	12	6	3	3
1889	53,11	5,46	58,57	14	5	12	6	3	3
1890	119,38	2,69	122,07	12	18	27	10	0	6
1891	104,24	4,21	108,45	13	5	30	20	3	7
1892	86,46	3,14	89,60	15	20	16	10	4	6
1893	128,62	9,01	137,63	31	5	36	6	8	11
1894	80,79	1,62	82,41	33	18	21	9	1	8
1895	80,97	5,23	86,20	32	7	29	11	6	17
1896	78,94	13,08	92,02	51	7	27	0	2	0
1897	122,70	8,20	130,90	24	5	31	17	4	18
1898	96,01	12,01	108,02	31	14	29	19	5	15
1899	63,67	5,20	68,87	—	—	18	19	1	3
1900	74,01	2,00	76,01	—	—	21	2	0	20
1901	17,90	0,15	18,05	7	5	3	7	2	0

Ich gebe auch nachstehend die Regenniederschläge an, die in den Jahren 1898—1901 während der Zeit erfolgten, wo ein ergiebiger Regen von höchster Wichtigkeit für die Reisindustrie ist.

Jahr	Juni	Juli	August	Zusammen
	cm	cm	cm	cm
1898	11,43	25,40	27,94	64,77
1899	21,59	19,05	17,01	57,65
1900	5,08	15,74	11,43	32,25
1901	0,76	6,85	2,79	10,40

In einem Lande, wo Reis gebaut wird, ist es wesentlich, daß während der drei Sommermonate eine gehörige Menge Regen fällt, damit die aufgegangene Reissaat verpflanzt werden kann, und die Körner reifen. Im Jahre 1901 konnte die Verpflanzung aus Mangel an Feuchtigkeit nicht stattfinden, die Saat verdorrte einfach.

Es ist natürlich unvermeidlich, daß eine Hungersnot die Vermehrung der Sterbefälle im Lande zur Folge hat. Die Verarmung, der viele Tausende Koreaner anheim fielen, untergrub ihre Gesundheit dermaßen, daß diejenigen, denen es glückte, dem Hungertod zu entrinnen, doch eine böse Schädigung ihrer Kraft davontrugen. Es gab sehr viele, die, durch die Entbehrungen geschwächt und widerstandslos gemacht, unendlich empfänglich für Krankheiten waren, was sich besonders in den im Binnenlande gelegenen Distrikten fühlbar machte. Unter normalen Verhältnissen ist das Malariafieber wohl die am häufigsten vorkommende Krankheit in Korea. Wenn sie sich nun auch in allen Teilen des Landes einstellt, so tritt sie doch besonders in jenen Gegenden auf, wo es viele Reisfelder gibt. Auch die Blattern sind immer zu finden; sie treten alle paar Jahre epidemisch auf, und man sieht wenige Erwachsene oder Kinder über zehn Jahre, die sie nicht gehabt haben. In den südlichen Provinzen zeigt sich der Aussatz ziemlich oft, aber er verbreitet sich sehr langsam. Diese Seuche zeigt zwar alle charakteristischen Merkmale, wie sie in Büchern beschrieben sind,

aber ihrem fast unmerklichen Umsichgreifen in Korea nach möchte man annehmen, daß sie nicht ansteckend ist.

Ein großer Feind der Gesundheit in Korea ist der Tuberkelbazillus, der durch den Mangel an Lüftung, durch die Abwesenheit sanitärer Maßregeln und die Beschränktheit der Wohnungen genährt wird. Tuberkulöse und damit verbundene Krankheiten sind an der Tagesordnung, ebenso wie Fisteln, Hasenscharten, Augen-, Hals- und Ohrenleiden. Die gewöhnlichste Krankheit des Auges ist der Star, die des Ohres Eiterung des Trommelfells — meist die Folge von Blattern in der Kindheit. Auch Nasenpolypen kommen oft vor. Hysterie ist ziemlich häufig, auch Epilepsie sowie Lähmung und andere Störungen des Nervensystems treten auf. Verdauungsstörungen kann man fast ein Nationalübel nennen, und die Unmengen von gekochtem Reis und rohem Fisch, die hastig verschlungen werden, befördern diese Geißel. Dagegen kommt Zahnschmerz seltener vor als in anderen Ländern, auch Diphtheritis und gastrisches Fieber sind selten, Scharlachfieber tritt überhaupt kaum auf. Typhus und malarisches Wechselfieber kommen ziemlich oft vor, geheime Krankheiten ungefähr so häufig wie früher in England. In kurzen Worten, es wiegen diejenigen Krankheiten vor, die eine Folge unsauberer Lebensweise, ärmlicher Nahrung und kleiner, überfüllter Wohnräume sind. Im ganzen harren die meisten der Krankheiten, welche die Menschheit heimzusuchen pflegen, auch in Korea der Heilung.



Eine Brückenszene in Söul.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Missionsfrage. Ethik des Christentums. Predigt und Handel. Die Notwendigkeit der Einschränkung.

Die Geschichte missionarischer Tätigkeit in Korea zeigt in einer Fülle von Beispielen die merkwürdige Art, wie französische Missionare bereit sind, ihr Leben für ihr Land in die Schanze zu schlagen. Obgleich es cynisch klingen mag, so zu sagen, scheint es doch, als ob heutzutage die römisch-katholischen Priester im fernen Osten die bezahlten Unruhestifter ihrer Regierungen wären. Wo auch immer die Interessen ihres Landes es fordern, reden sie, mit Gefahr des eigenen Lebens, der Anarchie und der Gewalttätigkeit das Wort, und wie sie schon seit den Anfängen des Christentums in China nach der Märtyrerkrone gestrebt haben, so wiederholen sie ihr Treiben auch in Korea.

Das Christentum fand um das Jahr 1777 Eingang und zwar dadurch, daß zufällig eine Anzahl chinesischer Übersetzungen von Werken der Jesuiten in Peking eingeführt wurden. Aus solch kleinen Anfängen breitete sich der neue Glaube aus, bis endlich der Kaiser seinen Lehrer veranlaßte, durch eine öffentliche Schrift dagegen einzuschreiten. Als auch das sich als fruchtlos erwies, begann man an besonders eifrigen Anhängern ein Exempel zu statuieren, viele wurden gefoltert, andere zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Die Verfolgung dauerte bis ins Jahr 1787, aber trotz der verhängnisvollen Aufmerksamkeit, die die öffentlichen Henker den Bekehrten widmeten, gewann der neue Glauben an Boden.

Es war im Jahre 1791, als der erste fremde Missionar Eingang in Korea zu finden versuchte, jedoch erst drei Jahre später gelang es einem Boten des Westens, der Wachsamkeit der Grenzposten zu entgehen. Dem einen folgten natürlich andere, die die schrecklichen Todesqualen, welche unerschrockene Gottesstreiter bereits erlitten hatten, nicht abhalten konnten. Während französische Missionare ihre gefahrvolle Arbeit bei aller Feindseligkeit der großen Menge fortsetzten und oft ihr Leben lassen mußten, wurde die Mauer der Abgeschlossenheit, die Korea um sich errichtet, allmählich untergraben, und Schiffe aus Frankreich, Rußland, Großbritannien besuchten ihre Ufer auf ihren Forschungsreisen oder Handelsunternehmungen am Gelben Meer. Das Erscheinen dieser fremden Schiffe rief Ideenverbindungen bei den Koreanern hervor, die sie endlich zu der Überzeugung brachten, daß ihre Welt nicht auf die Erzeugnisse ihres eigenen Landes und die des etwas entfernteren China beschränkt war. Indes beurteilten sie die in ihre Hände fallenden Seefahrer nach ihren Erfahrungen mit den französischen Priestern und töteten sie auf der Stelle. So trieben sie es bis zu dem Jahre 1866, wo der Admiral eines französischen Geschwaders in Tientsin von der Hinschlachtung seiner Gefährten Kunde erhielt. Daraufhin wurde eine Expedition abgeschickt, die schon ein deutliches Bild von der Politik der französischen Regierung gibt, wenn

es sich um Missionsangelegenheiten in Ländern handelt, deren geographische oder industrielle Eigentümlichkeiten zu eigenem Nutz und Frommen ausgebeutet werden können.

Viele Jahrhunderte hindurch war das Land ohne eigentliche Religion. Der Buddhismus, der gegen tausend Jahre geherrscht hatte, war in Ungnade gefallen, als die gegenwärtige Dynastie auf den Thron kam; die Lehren des Confucius genügten den Oberklassen nicht, die breiten Volksmassen huldigten dem Schamanismus. Das war der geeignete Moment zur Einführung einer neuen, praktischeren Philosophie, und in demselben Maße, wie das Evangelium Ausbreitung fand, verringerte sich auch die Opposition gegen die große Lehre von der allgemeinen Menschlichkeit. Jetzt finden alle Erscheinungsformen des abendländischen Glaubens Duldung, besonders weil der Übertritt zum Christentum für die Koreaner ein leichtes Mittel ist, sich den Forderungen der Steuerbeamten zu entziehen. Trotzdem geht die Ausbreitung der christlichen Lehre nicht ohne Unheil und Blutvergießen ab. Abgesehen davon, ist es zweifelhaft, ob das Vorgehen der verschiedenen Missionsgesellschaften Zeugnis von jenem Geiste der Barmherzigkeit ablegt, der ihre Lehre durch das Beispiel erläutern sollte. Ohne die besonderen Verdienste der einzelnen Missionare bestreiten zu wollen, kann ich doch in der behaglichen Existenz, die die gutbesoldeten Beamten der amerikanischen Mission führen, nicht jenes Prinzip der Selbstverleugnung erkennen, das sich in dem Leben der katholischen Priester und der englischen Missionare deutlich widerspiegelt. Die französischen Priester leben in gänzlicher Armut, weil sie danach streben, die Lebensbedingungen ihrer Gemeine zu teilen; sie verschmähen jeden Urlaub, jedes Entgelt

하ᄂᆞ님이 셰샹을 ᄉᆞ랑
ᄒᆞ샤 독ᄉᆡᆼᄌᆞ를 주셧스니
누구던지 뎌를 밋으면
멸망ᄒᆞ지 안코 영ᄉᆡᆼ을
잇스리라

Ein Bibelspruch (Johannes 3, 16) in koreanischer Sprache u. Schrift.

für ihre Dienste. Es soll dies nur ein Vergleich der verschiedenen Prinzipien in der Amtsausübung sein; ich will damit keine Streitfrage aufwerfen, sondern nur einige Eindrücke über die Tätigkeit der Systeme, die im Wettbewerbe miteinander stehen, konstatieren.

Die unter Leitung des Bischofs Corfe stehende Mission der englischen Kirche, kurzweg Englische Mission genannt, hat eine Art Gütergemeinschaft. Die Ausgaben für Nahrung, Kleider, Wäsche und Feuerung werden aus einer gemeinschaftlichen Kasse bestritten, die vierteljährlich dem verantwortlicheu Oberhaupt des Missionshauses von dem Missionskassierer übermittelt wird. Die Summe steht im Verhältnis zur Zahl der Glieder, und zwar rechnet man gewöhnlich 70 Pfd. St. pro Jahr auf eine männliche Person. Die Ausgabe für eine weibliche Hilfskraft beträgt ein Drittel dieser Summe weniger. Sitze dieser Mission befinden sich in Söul, Tschemulpo, Mok-po und Kang-wha; zu diesen koreanischen Stationen kommt außerdem noch eine Kaplanschaft in Niu-tschwang. Das Hauptfeld der englischen Missionstätigkeit befindet sich auf der Insel Kang-wha, aber auch in Tschemulpo und Söul macht das Bemühen, die Lage der Armen durch Bildung, Freundlichkeit und Geduld zu bessern, stetige Fortschritte. Besondere Sorgfalt wendet man hier den Kranken zu. Früher waren große Armenapotheken und Hospitäler an diesen Orten, jetzt ist das medizinische Institut in Tschemulpo eingegangen.

Die Beamten der englischen Mission sind in dieser primitiven Umgebung manchen Entbehrungen ausgesetzt; andrerseits aber entfalten sie auch viel unnötigen Pomp. So macht z. B. das weiße faltige Gewand mit dem farbigen Hanfgürtel, das sie sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Privatleben tragen, um ihren geistlichen Stand nachdrücklich hervorzuheben, meiner Meinung nach, einigermaßen den Eindruck des Gezierten. Im ganzen aber nehmen sich die englischen Missionare bei der täglichen Ausübung ihres Berufs den idealen Standpunkt zum Muster, auf dem die Priester der römisch-katholischen Kirche stehen, und der sich in der unnötigen

Aufopferung, ihrem großen Heldenmut, ihrer Unerschrockenheit kundgibt. Es ist dies ein Standpunkt, den, wie ich leider zugeben muß, andere Missionen im fernen Osten — die amerikanische, deutsche, schottische und irische — nicht zu verwirklichen imstande scheinen.

Der amerikanische Missionar im weiten Osten ist ein wunderliches Geschöpf. Er befaßt sich mit so verschiedenen Dingen, daß er ein ganz bedeutender Handelsfaktor geworden ist. Früher standen die amerikanischen Prediger in Korea in enger Verbindung mit den großen Firmen der amerikanischen Haupthandelszentren. Dank der Einmischung der Diplomatie wird jetzt dieser praktische Beweis abendländischer Überlegenheit nicht mehr offenkundig geübt. In Söul aber nimmt ein amerikanischer Missionar unbedenklich zahlende Logiergäste auf und verursacht dadurch dem Bahnhofshotel einen beträchtlichen Geschäftsverlust. In Won-san beutet einer seinen Obstgarten aus. Sonst sind die meisten Zeitungskorrespondenten und Berufsphotographen; selten nur — und hier beziehe ich mich speziell auf eine kleine Vereinigung amerikanischer Missionare in Söul — finden wir in ihnen gelehrte Forscher der Geschichte, der Sitten und Gebräuche, sowie der Sprache des Landes, in die das Schicksal sie geführt hat.

Der amerikanische Missionar bekommt einen Gehalt, der häufig 200 Pfd. St. im Jahre überschreitet, und erfreut sich ausnahmslos guter Nebeneinnahmen. Wohnung und Dienerschaft hat er frei oder erhält wenigstens ein Wohnungsgeld; es ist Fürsorge für die Erziehung seiner Kinder getroffen, und er bekommt eine jährliche Summe für jedes Kind. In der Regel nennen sie eine zahlreiche Familie ihr eigen, die ein verhältnismäßig untätiges, luxuriöses Leben führen. Sie bewohnen die schönsten und behaglichsten Häuser in den Fremdenkolonien, und mir scheint, daß sie aus ihrer Umgebung den größtmöglichsten Nutzen und die wenigstmögliche Arbeit ziehen. Ich weiß nicht, ob es mit Erlaubnis der betreffenden amerikanischen Missionsbehörden geschieht, daß ihre Vertreter eine Handelstätigkeit mit der Heidenmission verbinden, aber

wenn ein Missionar einen großen Teil seiner Zeit literarischen Arbeiten, der Versorgung einer Versicherungsagentur, der Pflege einer Obstkultur oder den mannigfachen Anforderungen gelegentlicher Handelsgeschäfte widmet, so müssen die Interessen derjenigen, die in geistlichem Dunkel befangen sind, notgedrungen darunter leiden.

Die amerikanischen Missionsagenten haben Korea zu ihrem besonderen Feld erkoren, und Bekehrte, die in ausgesprochen amerikanischem Akzent vom christlichen Glauben reden, sind ein Wahrzeichen der Hauptstadt des 20. Jahrhunderts. Viele Missionszentren, die an verschiedenen Orten gegründet worden sind, zeigen Spuren des Gedeihens. Sie gewinnen nicht wenig praktischen Beifall und manche Unterstützung aus der eingeborenen Bevölkerung. Der selbstbewußte Charakter der Missionstätigkeit in Korea erklärt die Duldsamkeit, die das Volk der Propaganda entgegenbringt. Selbstverständlich aber ist die Arbeit der Missionare nicht allen Volksschichten angenehm. Aufruhr und Blutvergießen bezeichnen den Pfad der Bekehrung, und die Leichtgläubigkeit der Eingeborenen zieht schwere Opfer an Menschenleben nach sich. Die Ruhestörungen, die die Ausbreitung des Christentums in Korea begleiten, und die vor wenig Monaten in dem antichristlichen Aufstand in Quelpart sich am deutlichsten zeigten, haben ihren Grund in der Eifersucht, mit der das heidnische Gros der Eingeborenen es betrachtet, daß diejenigen, die sich „dem Licht" zuwenden, vor der Raubgier der Steuerbeamten geschützt werden.

Aus diesem Gefühl der Feindseligkeit und aus dem Umstand, daß die französischen Priester ihren Anhängern Befreiung von den Abgaben zu verschaffen wußten, entwickelte sich in Quelpart ein ganz unerträglicher Zustand. Anarchie herrschte auf der Insel, und gegen 600 Gläubige wurden kurzerhand dahingemordet. Was auch dieses Märtyrertum Gutes im Gefolge gehabt haben mag, so ist doch dieses durch die Unbesonnenheit der Missionare verursachte Dahinopfern von Menschenleben im fernen Osten ein Frevel an der modernen Zivilisation. Wir haben eine schreckliche

Christenverfolgung in China erlebt und müssen, wenn wir ein zweites derartiges Schauspiel vermeiden wollen, unbedingt alle Formen der Missionstätigkeit einer strengen Überwachung unterwerfen. Das aber kann nur in der Form von Gesetzen geschehen, die in der durch die letzten Ereignisse deutlich angegebenen Richtung Beschränkung auferlegen. Es ist durchaus notwendig, daß gewisse



Straße in Söul.

Maßregeln getroffen werden, die sowohl den einzelnen Gläubigen sichern, als auch zum Wohl der ganzen Gemeinde beitragen. Und zwar müssen das durchgreifende Reformen sein. Die Gewalttätigkeit der Missionare in den letzten Jahren ist ganz unbeschränkt gewesen und hat eine höchst verhängnisvolle Rückwirkung auf die Häupter vieler gehabt, die an den unverantwortlichen religiösen Verfolgungen ganz unschuldig waren. Es ist deshalb an der Zeit, diese harten polemischen Bekehrungsversuche durch kräftige Beschränkungen einzudämmen. Die Gepflogenheit, die Länder des fernen Ostens mit

Missionaren förmlich zu übersäen, sollte eingestellt werden; jedenfalls müßte in jedem einzelnen Falle erst die Genehmigung des Lokalkonsuls und eines Vertreters des Auswärtigen Amtes eingeholt werden. Auch würde es klüger sein, einzelnen Frauenspersonen unter keinen Umständen zu gestatten, über die genau vorgeschriebenen Grenzen der verschiedenen Ansiedelungen hinaus, Bekehrungsversuche zu machen. Ebenso sollten weder Missionare mit Familie, noch auch alleinstehende Frauen außerhalb der Grenzen dieser neutralen Gebiete wohnen dürfen.

Man wird natürlich eine solche Beschränkung der Missionstätigkeit bedauern, aber wenn die Gesamtsumme der Menschenleben bekannt wäre, die durch Verschulden abendländischer Missionare in Korea, China und Japan dahingemordet sind, so würde die große Zahl auch die nichtdenkenden Volksmassen von der Notwendigkeit kräftigen Einschreitens überzeugen. Solches Eingreifen ist moralisch durch die schrecklichen Niedermetzelungen zu rechtfertigen, die in der Welt jetzt gäng und gäbe sind. Infolge der blinden Beharrlichkeit der Missionare ist es nicht selten vorgekommen, daß Taufe und Kreuzigung eines Bekehrten zugleich erfolgte. Kann der fanatischste Enthusiast mehr wünschen, als durch seine Mitwirkung jemand also doppelt verherrlicht zu sehen? Sind nicht die sich immer mehrenden Todesfälle unter Lehrern und Schülern genug Grund für eine durchgreifende Reform des ganzen Missionssystems?



Europäer auf der Reise ins Innere von Korea.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Reisen im Binnenlande. Ponys, Diener, Dolmetscher, Nahrung und Unterkommen. Was man braucht und wie man es mitnimmt. Den Han hinauf, Frohsinn und Muße.

Das Reisen im Binnenlande ist, wenn es auch viele Reize bietet, nicht der bequemste Zeitvertreib, den man jemand anraten kann. Das lebhafte Treiben auf den Landstraßen schwindet bald und macht einer wechselvollen Landschaft von großer natürlicher Schönheit Platz, deren am meisten hervortretende Charakterzüge Hügel und Wiesen, bewaldete Berge und Reisfelder, Flüsse, Seen und reißende Ströme sind. Bald bleiben die Vorposten der Zivilisation zurück, und man muß sagen, daß dieser langsame Übergang in die Wildnis der Reise einen angenehmen Reiz verleiht. Jede Wegbiegung zeigt die immer größer werdende Vereinsamung der wechselnden Natur. Die weiten Ebenen und breiten Täler verwandeln sich in wilde, düstere Wälder, deren zerklüftete Bergpfade schlüpfrig und gefährlich sind. Hier durchdringt der

Hauch eines anderen Lebens die Luft, und zweifellos bietet ein Aufenthalt hier Momente eines denkbar vollkommensten Daseins. Das Gefühl der Freiheit wird von keiner Sorge eingeengt; den Raum, der für diesen Tag unsere Welt ist, können wir mit den Augen umfassen, und für das Morgen sind seine Grenzen nur wenig verrückt. Die Vögel in der Luft, die Tiere des Feldes. das Wild des Waldes sorgen für die Bedürfnisse des Lagers, Reis, Gemüse und Eier liefern die Dörfer, Wasser die Bergquellen, die Flüsse laden zum Baden ein. Die Luft ist rein, die ganze Lebensanschauung eine schöne und fröhliche.

Am Schluß des ermüdenden Tages, der vielleicht durch einen Unfall mit einem Tier, durch Ärger mit den eingebornen Dienern, durch Regen, Nebel oder schwierigen Weg gestört worden ist, winkt das nächtliche Lager. Wenn die Lasten abgeladen, die Pferde besorgt und gefüttert, die Feldbetten unter den Moskitonetzen befestigt und die Abendmahlzeit bereitet ist, folgen Stunden der Muße, die ein Gefühl unendlicher Befriedigung in sich bergen. Diese Augenblicke des Friedens sind mir immer lieb gewesen; was sie brachten, habe ich als das Beste hingenommen, was das Leben mir für den Augenblick bieten konnte. Der Luxus der Zivilisation und die konventionellen Beschränkungen erscheinen in solchen Stunden kindisch. Übrigens kann man aus einer derartigen Reise auch wirklichen Nutzen ziehen: die Unannehmlichkeiten und Hemmnisse befestigen den Charakter; die Gefahren und Wagnisse befördern die Entschlossenheit und Selbständigkeit. Und wieviel kann man nicht aus der Berührung mit einer Menschennatur lernen, die so ganz von den herkömmlichen Typen und Mustern des Westens verschieden ist. Jede Erfahrung bringt etwas Neues; und wäre es nur ein Eindruck, wie ich deren einige in diesen wenigen Zeilen geschildert habe, er wird noch in der Seele verweilen, lange nachdem manch andere Erinnerung geschwunden ist.

Die Vorbereitungen zu jeder Reise ins Inland erfordern geraume Zeit. Ponys und Diener müssen gemietet, Dolmetscher ge-

sichert werden. Man tut gut, die Ponys, die das Gepäck tragen sollen, selbst zu untersuchen, denn die Koreaner behandeln ihre Tiere schändlich, und die Missionare machen keine Anstrengung, ihr Los zu erleichtern. Infolge der Nachlässigkeit ihrer Herren leiden die armen kleinen Ponys an Rückenwunden, die größer und schrecklicher sind, als ich sie in irgend einem anderen Lande gesehen habe. Wenn man die Koreaner die Anfangsgründe der



Kleiner Beamter auf der Reise.

Pferdebehandlung und menschlichere Grundsätze des Beladens und Bepackens ihrer rohen Sättel sowie ein wenig praktische Tierarzneikunst lehren wollte, so würde das Dasein der Packponys der Hauptstadt ein leichteres sein. So aber ist der Anblick von gebrochenen Knieen, abgeschundenen Hälsen, blutenden Rücken und wunden Füßen, wie ihn diese Tiere bieten, wenn sie so schnell durch die Straßen Söuls getrieben werden, ganz empörend. Die amerikanischen Missionare rühmen sich ihrer guten Taten so sehr, daß es

wunder nehmen muß, wie sie einen so schreienden Übelstand bisher vernachlässigen konnten. Wahrscheinlich wirft es nicht viel ab, wenn man die Leiden eines armen, zusammengebrochenen Packponys erleichtert.

Ein großer Teil der koreanischen Packponys kommt aus Quelpart. Sie sind wenig größer als die Shetlandponys und noch kleiner als die waliser. Die Tiere — es sind meist Hengste — gelten als sehr wild; sie bekämpfen sich und schlagen einander, und ihre Wildheit wird noch durch das beständige Reiben der Packsättel auf ihren wunden, geschwollenen Rücken vermehrt. Sie begnügen sich mit kargeren Mahlzeiten und halten längere Märsche aus als irgend ein anderer Pferdeschlag; dabei greifen sie tüchtig aus, sind kräftig, willig, gute Fresser und von außerordentlicher Hartnäckigkeit, Ausdauer und Geduld. Indes wurde mir die Freude an meinen Reisen oft vergällt durch die schmähliche Nachlässigkeit der inländischen Pferdeburschen gegen ihre Pfleglinge. Ihr jammervoller Zustand stachelte meine Wut so an, daß ich den Burschen wegen ihrer Grausamkeit fast täglich Vorstellungen machte. Leider richtete ich gar nichts damit aus, daß ich es schließlich satt bekam und meine Ausflüge aufgab, um nur dem schrecklichen Anblick zu entgehen. Der Koreaner ist ganz gefühllos gegen die Schmerzen seiner Tiere. Er füttert sie gut, richtet ihnen selbst in der Nacht ohne Murren ihr Futter her, aber die schwärenden, eiternden Wunden dürfen das Tagewerk der armen Tiere in keiner Weise behindern. Und das ist noch zu begreifen, aber der Mann könnte doch wenigstens die verletzte Stelle durch das geschickte Auflegen eines Polsters schützen. Mag die Wunde noch so schlimm sein, man legt dem armen Pony die Last auf und stellt es ihm frei, seinen Qualen durch Beißen, Schlagen und Schmerzenstöne Luft zu machen.

Als Beweis solch erbärmlicher Grausamkeiten führe ich das folgende Beispiel an. Eines Tages sah ich vor Won-san, wie ein Koreaner sich auf einen Stein setzte und ganz gemächlich daran

ging, Schläge auf den Kopf eines von ihm gehaltenen Hundes regnen zu lassen, bis das arme Tier zusammenbrach. Nun schlug er es auf die Seiten und warf den Körper schließlich auf ein glimmendes Feuer. Noch waren wir mehrere Hundert Meter davon entfernt, als ich es gewahrte, aber ich jagte das Scheusal über zwei Reisfelder hinweg, bis das schwere Vorwärtskommen mich nötigte, ihn laufen zu lassen. Später bemerkte ich, daß die Treiber die Rücken der Tiere an unseren jeweiligen Haltestellen



Reise in Sänften.

sorgsam verbanden und auch darauf acht gaben, daß die Packsättel die Wunde nicht rieben. Ohne Zweifel hatte die Lektion, die sie gelegentlich des Vorkommnisses mit dem Hunde zwischen den Zeilen gelesen hatten, sie zu dieser willkommenen Fürsorge veranlaßt.

Die Persönlichkeit der einheimischen Begleiter auf diesen Reisen übt großen Einfluß auf das Wohlbefinden des Reisenden aus. Der Besitzer des Bahnhofshotels in Söul hatte mir einen vortrefflichen Burschen verschafft, aber kaum war derselbe in meinen Dienst getreten, so machte ihn mir ein amerikanischer Missionar abspenstig, der schon früher sein Auge auf ihn geworfen hatte.

Er ließ mich am Vorabend meiner zweiten Expedition im Stich. Es kommt eigentlich im Osten von Suez selten vor, daß Europäer einander diesen Streich mit eingebornen Dienern spielen. Jedermann scheut sich, auf diese Weise eins der ungeschriebenen Gesetze des Ostens zu verletzen. Ich erstattete dem amerikanischen Gesandten, Dr. Allen, darüber Bericht, aber der Missionar behielt den Burschen. Diener, Treiber und irgendein Kuli gehören zu einer solchen Expedition, und man tut gut, einen Treiber auf jedes Pferd zu rechnen, wenn auch die Koreaner gern drei Tiere für zwei Mann schicken. Der Europäer braucht einen Leibdiener, der nach seinen Sachen sieht und bei Tisch aufwartet. Auch ein Dolmetscher, der Chinesisch und irgend eine andere Sprache, Französisch, Deutsch oder Englisch spricht, ist unschätzbar. Konvertiten wähle man in all diesen Fällen nicht. Sehr nützlich erweist sich der Kuli; er schafft den Lasttieren etwas Erleichterung, trägt die Kamera, Wasserflaschen und was man sonst noch zur Hand haben muß. Dagegen ist ein Koch nicht unbedingt nötig; mein Dolmetscher vertrat diesen Posten freiwillig. Der Dolmetscher sollte auf Reisen im Binnenlande beritten sein, und um Reibungen zu vermeiden, tut man gut, die Leibdiener auf den Packponys reiten zu lassen. Der Dolmetscher erhält 30—40 Doll. monatlich, Leibdiener 8—20, Kulis 8—10. Die Miete für ein Pferd beträgt, den Treiber inbegriffen, einen Dollar pro Tag; die Hälfte der Summe wird am Tage des Aufbruchs im voraus entrichtet. Bei allen Berechnungen nimmt man koreanische Währung an. Die Ernährung des ganzen Stabes, Pferde und Treiber ausgenommen, übernimmt der Reisende; die Rechnungsführung überläßt er dem Dolmetscher. Derselbe hat auch auf Wunsch die chinesischen und koreanischen Namen der Dörfer, Flüsse, Seen, Täler, Ebenen, Berge und Wege die passiert werden, aufzuschreiben. Das ist nützlich, denn die koreanischen Landkarten sind ganz verzweifelt veraltet, und man vollbringt eine gute Tat, wenn man diese Bezeichnungen der Geographischen Gesellschaft einschickt. Der Dol-

metscher pflegt die Diener, Treiber und Kulis in minderwertigen Münzen auszuzahlen, und die Abrechnung in mexikanischen Dollars aufzustellen, wodurch sich ein Profit von 75 Prozent für ihn ergibt. Er ist gierig und sehr auf die Füllung seiner eigenen Taschen bedacht, pflegt auch gelegentlich einen Diener für sich zu beanspruchen. Dafür sollte er durchgepeitscht werden. Wo er nur kann, wird er seine Rechnungen untereinander bringen, und, wenn er nicht auf andere Weise etwas unterschlagen kann, Quittungen verlieren. Dabei weiß er sich den Anschein großer Unschuld und Ehrlichkeit zu geben und schwört auf die Grundsätze der Nüchternheit und Tugend — bis sich ihm eine Gelegenheit bietet, den gewohnten Weg zu gehen.

Als Leibdiener kommt der Koreaner dem Chinesen nicht gleich; es fehlt ihm sowohl der gute Wille als auch die nötigen Fähigkeiten für diesen Posten, überdies ist er mehr oder weniger unmäßig, unsittlich, faul. Gewöhnlich muß der Herr zuletzt seinem eigenen Diener aufwarten. Immerhin gibt es hier noch eine Abhilfe. Legt man den gehörigen Nachdruck auf die Beweisführung und unterstützt dieselbe, wenn nötig, gelegentlich durch einen kräftigen Fußtritt, so ist es möglich, einen faulen Tagedieb erster Klasse in einen zwar nicht intelligenten aber doch willigen Diener umzugestalten. Seine Unehrlichkeit bleibt freilich in jedem Falle unverbesserlich.

Mit großen Vorräten braucht man sich auf seinen Reisen in Korea nicht zu beschweren, denn Eier, Geflügel, frische Fische, Obst, Zündhölzer, Tabak, Gemüse und Reismehl sind selbst in großen Mengen in jedem Dorfe erhältlich. Vielleicht erklären die Bewohner, daß so etwas im Dorfe nicht zu haben ist, daß sie furchtbar arm sind. Gewöhnlich trägt jedoch das Dorf ganz deutlich das Gepräge seines Zustandes, und meinen Erfahrungen nach tut man in solchem Falle am besten, man wendet sich an den ältesten Mann in der Nähe, bietet ihm eine Zigarre an, spricht ihm gut zu, händigt dem Dolmetscher etwas Geld ein und schickt

beide auf die Suche. Einmal mißglückte dieses System in einem von Flöhen arg heimgesuchten Neste an der Westküste, wo die Dorfschenke ohne Stallungen war, und ich auch ganz bestimmt glaubte, auf Hühner verzichten zu müssen. Plötzlich kamen, als wollten sie sich über die Ausdrücke des Bedauerns einiger Dorfinsassen lustig machen, zwei Hühner über die Mauer herüber, auf den Weg geflogen. Die ganze Ansammlung geriet in Aufruhr. Die Treiber, Diener und der Dolmetscher machten sich sofort über die Leute her und fuhren mit den Peitschen hinein, was zwar wenig Schaden anstiftete, aber bedeutende Regsamkeit hervorrief. Ställe, Hühner und Eier waren nun schnell zur Hand und wurden von uns ebenso schnell bezahlt.

Man tut gut, darauf zu achten, daß die Pferdeburschen für die Unterkunft der Pferde auch bezahlen; sie unterlassen es gern, wenn sie können, und der Wirt hält dann, eingedenk seines Verlustes, seine Tür vor dem nächsten Fremden verschlossen. Im allgemeinen aber ist alles zu haben, wenn man dafür bezahlt — sogar zur höchsten Not ein Holzkohle-Ofen und irdenes Geschirr, falls ein jäh abfallender Steg im Geschirrkorbe große Verwüstung angerichtet hat.

Es ist angenehm, auf Reisen die Mittagsrast vor dem Dorfe abzuhalten und zwar, wenn das Wetter ein Bad erlaubt, nahe dem Flusse. Die Mahlzeit kann im Schatten der Bäume bereitet werden. Ein solches Picknick ist dem Aufenthalt in Dorfwirtshäusern, über die die Missionare beständig jammern, vorzuziehen. Man sollte diese Unterkunftsstätten soviel wie möglich vermeiden. Ich bin öfters genötigt gewesen, während eines plötzlich eintretenden Regengusses, der mir den Rückzug abschnitt, in koreanischen Wirtshäusern Zuflucht zu suchen; das Nachtlager wurde indes meist nicht darin aufgeschlagen, denn mein Dolmetscher suchte gewöhnlich am Abend das am saubersten aussehende Haus auf und verhandelte mit dem Eigentümer desselben wegen zwei Räumen auf die Zeit meines Aufenthaltes. Die Bitte wurde stets gewährt, und ich hatte nie unter

grober Behandlung oder Beleidigung zu leiden. Die Familie half meinen Dienern freiwillig, und sobald sich die Pferdeburschen mit den Tieren in die Stallungen begeben hatten, wurde niemand mehr gestört. Am Morgen bereitete der Bursche das Frühstück. Die uns angewiesenen Räume, welche gewöhnlich nach dem Hof zu lagen, um den die Häuser erbaut sind, waren immer groß genug für mein Feldbett, meinen Reisesack und das Moskitonetz. Da die eine Seite ins Freie ging, hatten wir frische Luft genug.



Rast europäischer Reisender.

Der Fußboden lag erhöht und bestand aus dicken Balken, so daß die Räume auch bei schlechtem Wetter Wärme und Schutz gewährten. Dieses System ist auch im Interesse der Sauberkeit empfehlenswert; allerdings betrug der von mir bezahlte Preis aber auch meist das Doppelte der Summe, die ursprünglich vereinbart worden war, nämlich einen halben Dollar. Dann und wann waren jedoch diese Privatwohnungen nicht zu beschaffen, so daß wir uns mit anderem Notbehelf begnügen mußten, einem Lager im Freien, oder in der Amtswohnung des Yamen. Freilich war der letztere Ort auch sehr ungemütlich, und wir zogen deshalb ihm

oder dem Gasthaus stets irgend etwas privater Natur vor. Wie viele Nächte haben wir in jenen Häusern auf den offnen Veranden verbracht, hinter denen sich für den Notfall noch ein Zimmer befand. Wir schoben dann unsere Betten, von der friedlichen Schönheit der Natur angelockt, so weit wie möglich ins Freie. Gar oft ließ ich auch mein Feldbett unter einer Veranda aufstellen und entkleidete mich an der Seite der Straße, während eine Ansammlung harmloser, rauchender Koreaner mir aus einer kleinen Entfernung zusah. Ich zog das Nachtgewand an, schlüpfte in mein Feldbett und schloß die Moskitonetze, worauf die Menge sich schweigend zerstreute. Da Öffentlichkeit nun einmal nicht zu umgehen war, tat man schon klüger, sich in die Verhältnisse zu schicken, als den Kampf mit der Neugier der Zuschauer aufzunehmen.

Es ist immer weise, sich mit nichts zu beschweren, was entbehrlich ist. Wesentlich ist ein Feldbett, welches ziemlich hoch über dem Boden steht und stärker gebaut ist als die gewöhnlichen amerikanischen; unentbehrlich ist ferner ein Wolseley-Feldfelleisen aus Segeltuch mit zwei Taschen und einer Korkmatratze. Es nimmt alle persönlichen Effekten auf, wie Flanellhemden, Handtücher, Strümpfe und dergleichen, auch ein paar Bücher, Schreibutensilien, Mackintoshtücher, Moskitonetze und Insektenpulver. Frische Minze erweist sich nützlich gegen Flöhe, wenn man sie in kleinen Häufchen in die Nähe der Schlafsachen legt. Es ist das ein ganz unschätzbares Mittel und hilft gewöhnlich, wenn ich auch, beiläufig gesagt, die Flöhe und Wanzen in den Häusern von New York und Philadelphia der erwähnten Behandlung viel weniger zugänglich fand, als die, denen ich in Korea begegnete. Nicht zu vergessen ist die Kamera, ein Reitsattel, ein Zeiß-Feldstecher, Pistole, Jagdgewehr, Revolver, Jagdmesser sowie eine Vulkanitwasserflasche. Eine Rolle Strick, ein Knäuel Bindfaden, Marmelade, Tee, Zucker, Branntwein, Fleischpaste, Obstkonserven, Eß- und Kochgeschirr aus Emaille und einige Toiletteartikel vervollständigten meine Ausrüstung. Sehr ratsam ist es außerdem, einen kleinen Korb voll Wein und



Jenseits des Amur.

Delikatessen mitzunehmen für den Fall, daß man irgend einen europäischen Beamten oder Reisenden zu Gast bekommt. Es leistet das recht gute Dienste. Der einheimische Tabak ist leicht, mild und raucht sich gut. Ich hatte stets einen Beutel voll bei mir. Reisesäcke aus Segeltuch sind Kästen irgend welcher Art vorzuziehen; man hat da keine scharfen Ecken und Kanten, die den Pferden wehe tun, auch schlagen sie, als Last aufgelegt, nicht so hart und ungefüge gegen die Flanken der Tiere an, wie etwas anderes aus Leder, Zinn, oder Holz. Mein Bett und Felleisen lagen auf einem Pony, die Vorräte und das Dienergepäck belasteten einen anderen. Ein Tier war übrig. Der Dolmetscher und ich ritten, die Diener saßen auf den Packtieren, der Kuli ging zu Fuß.

Als ich einstmals mit einem deutschen Freund reiste, war unser Gefolge außerordentlich zahlreich, denn wir hatten jeder unsere persönliche Ausrüstung und außerdem noch einen gemeinsamen Stab. Das Richtige ist das nun freilich nicht, denn erstens ist das teuer, und zweitens macht es keine geringe Mühe, einen so großen Zug zu regieren. Aber wenn man auch im allgemeinen diese Art und Weise nicht empfehlen kann, so war für uns persönlich diese luxuriöse Reise durch Korea überaus genußreich.

Der Zweck meines Aufenthaltes war fast erfüllt. Mein Weg hatte mich von Fusan nach Söul und wiederum von Söul nach Won-san geführt, ich hatte alle Bergwerks- sowie Gewerbszentren im Inlande sowohl, als auch an der Küste einer Prüfung unterzogen und die Schönheiten des Diamantgebirges mit seinen buddhistischen Klöstern gesehen. Nach all diesen Mühen fühlte ich mich müde und unbehaglich, überdies nahte die Zeit heran, wo ich meine lange Landreise von Söul, der alten Koreanerstadt, nach Wladiwostok, dem Hauptsitz des russischen Einflusses am Stillen Ozean, beginnen mußte. Die Hitze in Söul war drückend gewesen, als Mr. Gubbins, der englische Gesandte, zum Zwecke einer kurzen Ruhe und Erholung eine Reise auf eine an der Mündung des Hanflusses gelegene Insel vorschlug. Noch ehe die Nacht einbrach, schwamm ich

samt meinem Gefolge mit der eintretenden Flut die Mündung des Flusses hinauf. Der Seewind strich über die weite, sanft dahingleitende Wassermasse, und die Müdigkeit, die mich so niedergedrückt hatte, schwand unter der Einwirkung des stürmischen Windes und der frischen Luft aus dem Hafen. Der Gegensatz zu der heißen erstickenden Hauptstadt, deren Volksmenge längst nichts Anziehendes mehr für mich hatte, und zu der häuslichen Unbehag-



Auf dem Hanfluß.

lichkeit, einer Folge der Vorbereitungen zu meiner Reise nach Wladiwostok, war ganz bezaubernd. Während wir so mühelos der reißenden Strömung entgegensegelten, stieg der Mond hinter einer dunklen Wolkenwand auf und zeigte uns die zerklüfteten Umrisse der Felsklippen zu beiden Seiten des Flusses, deren Anblick das frohe Bewußtsein der Veränderung noch mehr verstärkten. Während der ersten Morgenstunden lag ich wach und spielte in stiller Zufriedenheit mit den Blasen und dem Schaum im Wasser. Ich entschloß mich, den kleinen Flußinseln ein paar Tage zu widmen. Tagüber, in der Hitze, wollte ich rasten, während

der Nacht oder im Zwielicht aber weiter fahren, um auf Seevögel Jagd zu machen und Fische für den Frühstückstisch aus der kühlen Tiefe emporzulocken. Wie erquickte mich ein Bad in dem rasch dahinströmenden Wasser, und wie oft tauchte ich auch im kühlen Schatten in das Stauwasser irgend einer kleinen Insel! Sorgen und Mühen schwanden in diesen Tagen des Frohsinns und gaben dem Geist, der durch die Anstrengungen einer monatelangen Reise und die Beschwerden zweier Feldzüge ganz ermattet war, Gelegenheit, seine alte Kraft wiederzuerlangen. Und dann folgten einige schöne Wochen in dem Inselkloster, wo ich von meinem Zimmer in dem auf einer luftigen Höhe gelegenen buddhistischen Zufluchtsort aus, eine meilenweite herrliche Landschaft überblicken konnte.

Die salzhaltige Mündung des Han ist tief und stürmisch und wird viel von Schiffen und kleineren Fahrzeugen befahren. Der eigentliche Fluß beginnt erst 32 Kilometer oberhalb der Flutgrenze, das dazwischenliegende Stück müßte eigentlich zum Meer gerechnet werden. Oberhalb Tschemulpo, wo man die volle Stärke der Strömung kaum merkt, beträgt seine Schnelligkeit gegen fünf Knoten pro Stunde, nimmt aber mit der Verengerung des Flußbettes zu. An einer Stelle, wo der Fluß sich plötzlich um ein paar überhängende Felsen dreht, die einander auf den entgegengesetzten Ufern gegenüberstehen, verwandelt sich die vorwärts drängende gewaltige Wassermenge in ein wirbelndes, donnerndes Schaummeer, welches tosend und sprudelnd durch seinen gewundenen Kanal einer anderen breiteren Stelle zuströmt. Den Ort, wo Meer uud Fluß einander begegnen, kennzeichnet eine Linie gekräuselten Wassers, das weder glatt, noch stürmisch bewegt ist. Unaufhörlich aber brechen sich die Wellen dort und werfen Blasen und geben somit eine poetische Versinnbildlichung der nimmerruhenden Geister der Tiefe. Der Han gewährt Zugang nach Söul. Ehe die Eisenbahn erbaut wurde, konnte der nach Söul Reisende wählen, ob er die Nacht hindurch auf einer der vielen

Sandbänke im Fluß festsitzen oder lieber die Gefahren einer Landreise mit Packtieren und den Genuß eines Sandbades in der „kleinen Sahara" auf sich nehmen wollte. Es gab viele, die die Reise ganz zu Lande dem „Land- und Wasserweg" vorzogen, denn zu einem solchen machte das häufige „auf den Sand Laufen" und „durch das Wasser Waten" jeden Versuch, die Hauptstadt in einer Dschonke oder Dampfbarkasse zu erreichen. Jetzt freilich beherrscht das Dampfroß den Weg.



Wäscherinnen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kang-wha. Kurze Geschichte der Insel. Ein klösterlicher Zufluchtsort als ideale Ruhestätte. Nächtliche Besucher. Messen um Mitternacht. Rückkehr in die Residenz. Vorbereitungen zu einer großen Reise. Aufruhr und Verwirrung.

Kang-wha, die Insel, der ich mich in so bequemen Etappen näherte, liegt im Nordosten des Meerbusens, den die Küste bildet, ehe sie sich in einem Bogen nach Norden, der Mündung des Han zu, wendet. Im Süden und Südwesten wird Kang-wha von dem offnen Meer begrenzt, im Norden trennt die Hanmündung die Insel vom Festland, während nach Osten hin zwischen dem letzteren und der Insel jene schmale Wasserstraße liegt, welche die von Tschemulpo nach Söul passierenden Boote befahren müssen.

Die Insel zeigt ihrer physikalischen Beschaffenheit nach vier gesonderte Gebirgszüge, deren Gipfel sich zu einer Höhe von un-

gefähr 650 Metern erheben. Breite und fruchtbare, von Osten nach Westen verlaufende Täler trennen diese Bergketten; ihre weiten Sohlen bieten der Bevölkerung Gelegenheit zum Ackerbau. Die Dörfer und Farmen, in denen die Bauern leben, liegen wohlgeborgen in den Einsenkungen der Talwände, wo sie Schutz und Schirm vor der Strenge des Winters finden. Deiche von beträchtlicher Länge und ungeheurer Stärke haben in den letzten 200 Jahren dem Meere Hunderte von Ackern an den ebenen Küsten abgerungen. Ohne diese großen Erdwälle würden wir dort, wo sich heute blühende Kulturen befinden, nur ein von jeder Flut überschwemmtes Schlammmeer sehen. Die fortwährenden Eingriffe des Meeres drohten einst, alle tiefliegenden Landstrecken wegzureißen.

In der frühesten Geschichte Koreas spielte Kang-wha mit seinen merkwürdigen Klöstern und den hohen Befestigungen, die jetzt nur noch malerische Trümmer bilden, eine große Rolle. Es hat Überfälle abgewehrt und in Zeiten der Not der kaiserlichen Familie und der Regierung eine Zufluchtsstätte geboten; seine exponierte Lage hat es zu einem Vorposten gemacht; der am ersten angegriffen wurde und deshalb auch am besten verteidigt werden mußte. Infolge fremder Einfälle wurde im 13. Jahrhundert die Hauptstadt zweimal nach Kang-wha verlegt. Mit Ausnahme des schrecklichen japanischen Überfalls unter Hideyoshi im Jahre 1582 und des chinesisch-japanischen Kriegs 1894—1895, hat Kang-wha die volle Stärke jedes feindlichen Kriegszugs gefühlt, der in den letzten acht Jahrhunderten den Frieden des Reichs gestört hat. So kamen z. B. die Mongolen im 13. und die Mandschuren im 17. Jahrhundert, die Franzosen 1866 und die Amerikaner 1871. Kang-wha war auch der Schauplatz jener Ereignisse zwischen den Koreanern und Japanern, die 1866 den ersten Handelsvertrag zwischen den beiden Ländern Korea und Japan zur Folge hatten. Die Unterzeichnung dieses Vertrags, der mit einer Reihe anderer Korea der Welt erschloß, fand in der

Stadt Kang-wha statt. Der Vorgänger des jetzigen Kaisers von Korea wurde 1831 auf Kang-wha geboren, in dessen Hauptstadt er zurückgezogen lebte, bis er 1849 auf den Thron berufen wurde. Endlich war die Insel auch als passender Verbannungsort für entthronte Monarchen, unerwünschte Sprößlinge und in Ungnade gefallene Minister betrachtet worden.

An zwei Punkten der schmalen Wasserstraße im Osten befinden sich Fähren, welche die Reisenden an das Festland befördern. Kang-song, wo das Wasser zwischen tiefherabhängenden Klippen eine scharfe Wendung macht, war der Schauplatz der amerikanischen Expedition vom Jahre 1871; am Südende der Wasserstraße, nahe der Fähre, erblickt man die Befestigungen, wo die anstürmenden Amerikaner zurückgeschlagen wurden. Nahe dabei liegen die berühmten Stromschnellen und Strudel von Son-dol-mok, deren böser Ruf die Küstenbewohner mit Entsetzen erfüllt. Die zahlreichen Befestigungswerke um die Insel herum erinnern an die Martellotürme Großbritanniens. Sie sind nicht alle zur gleichen Zeit errichtet worden, die meisten entstammen dem Ende des 17. Jahrhunderts, den ersten Regierungsjahren Suk-tschongs. Der Wall an der Westküste, der drohend auf die Meerenge und das Meer niederschaut, wurde im Jahre 1253 erbaut, wo Ko-tschong, von der Dynastie Ko-rie, vor der damaligen Mongoleneinwanderung floh und seine Residenz von Song-do nach Kang-wha verlegte. Bei Kak-kot-tschi, einige Kilometer von Kang-song entfernt, ist eine zweite Fähre; dort wo, sie anlegt, erhebt sich der Hügel Mun-su 400 Meter über den Meeresspiegel. Von einem Boote in der Nähe des Ufers aus betrachtet, scheint er die Wasserstraße zu versperren, so nahe rücken die Klippen von Kang-wha an das Festland heran. Der kleine Ort war im Jahre 1866 das Hauptquartier der Truppen der französischen Expedition. Kang-wha, die Hauptstadt der Insel, ist eine mit Zinnen versehene Zitadelle, die von $7^{1}/_{2}$ Kilometer im Umkreis haltenden Mauern umgeben ist und vier Stadttore mit Pavillons besitzt. Diese Garnisonstadt bietet einen

entzückenden Anblick in ihrer Vereinigung von Ausblicken ins Grüne und alten, verfallenden Mauern. Der chinesisch-japanische Krieg, der so vielen Einrichtungen Koreas verhängnisvoll war, verminderte auch den alten Ruhm Kang-whas, denn 260 Jahre vor diesem Feldzug war es wie Song-do, Kang-tschin, Siu-won, Tschien-tschien, eine der O-to oder fünf Zitadellen, auf die sich die Sicherheit des Reiches stützte. Damals umfaßte die Garnison 10000 Soldaten, und die verschiedenen Beamten beliefen sich auf 1000. Aber der Umschwung in dem Geschick des Landes führte auch einen Wechsel für die Insel herbei, und jetzt wird die Stadt nur von einem Beamten tieferen Ranges verwaltet. Immerhin ist sie noch der Regierungssitz für einen weitläufigen Bezirk und der Mittelpunkt des Handels und der Industrie für ca. 30000 Seelen. Im Gewerbe wiegt der Ackerbau vor; viele nähren sich auch von Steinbrucharbeit, Töpferei, der Anfertigung von Matten. An der Küste wird Salz gewonnen, und etwas Fischerei sowie das Weben von grober Leinwand, dem sich die Frauen der Ackerbauer widmen, bilden den Schluß der Beschäftigungen. Ein Gewerbe, das Kang-wha einst berühmt machte, nämlich die Pferdezucht, hat man gänzlich fallen lassen.

Der Inselverwaltung unterstehen neun Klöster. Von den sieben, welche auf der Insel selbst liegen, ist das bedeutendste das befestigte Kloster von Tschung-deung, der „Tempel der Geschichte", ein ehemaliger Verteidigungspunkt des Reiches. Es liegt 15 Kilometer südlich von Kang-wha und ist bekannt wegen des widrigen Geschicks, das die französischen Truppen 1866 hier ereilte. Auf dem gegenüberliegenden Festland finden wir Mu-su-sa, das ebenfalls zu der kleinen Kolonie buddhistischer Zufluchsstätten gehört, und ein anderes, Po-mun-sa genannt, liegt auf der Insel Ma-eum-to und zeichnet sich durch seine wildromantische Lage sowie durch einen natürlichen Felsentempel in dem Hügel, auf dem es steht, aus. Die Mönche von Tschung-deung-sa hatten bis vor kurzem militärischen Rang. Man betrachtete sie in Zeiten der Unruhen als Soldaten; die Regierung versah sie mit Geld, Proviant, Waffen, damit sie

in tauglichem Zustand blieben. Der Buddhismus hat viel Boden auf der Insel verloren, obwohl er schon vor 1266 dort herrschte. In Kang-wha befindet sich ein Zweig der Englischen Mission (Söul); er steht unter Aufsicht von Mark Napier Trollope, Ehrwürden, der während meines Aufenthaltes auf Korea die von ihm verfaßten Aufzeichnungen über die Insel dem Zweigverein der Kaiserlich Asiatischen Gesellschaft vortrug. Diese Notizen haben mir wesentliche Hilfe bei der Aufstellung der Tatsachen geleistet, die ich meiner Beschreibung zu grunde gelegt habe.

Ich hielt mich fünf Wochen im Kloster zu Kang-wha auf, um die Umrisse dieses Buches festzulegen. Mein dortiger Aufenthalt war auf höchstens eine Woche festgesetzt gewesen, aber der ruhige, einsame Ort kam mir wie ein Heiligtum nach dem lauten Treiben der geschäftigen Welt draußen vor und tat meinen Nerven so wohl, daß ich mich nicht trennen konnte. Wie angenehm war es, meine Glieder am Ufer auszustrecken, nachdem ich ganze Tage in der kleinen Dschonke, die mich von Tschemulpo herübergebracht und die überall Halt machte, gefangen gewesen war! Als wir einst bei Tagesanbruch gelandet waren, stieß ich auf das nichtsahnende Oberhaupt der Englischen Mission, Vater Trollope, und schritt ein paar Stunden später dem Kloster zu. Mein Überfall schien die Mönche gar nicht zu stören. Obgleich fremde Besucher hier nicht so häufig sind wie in den Klöstern der Diamantberge, so erregt doch ihre Gegenwart kein Aufsehen, sondern man läßt sie mit jener rücksichtsvollen Gleichgültigkeit ihren Weg gehen, die unter gewissen Umständen der Gipfel der Höflichkeit ist. Der Abt wurde von meiner Gegenwart unterrichtet und ließ nach einer kurzen Besprechung ein luftiges Gebäude für meinen Aufenthalt herrichten. Das etwas über den Erdboden erhöhte Haus lag gerade über dem Haupthof und gewährte einen prächtigen Überblick über das ganze Klostergebiet. In der Ferne sah ich die Ackergelände der Insel und die im Sonnenschein glitzernde See. Im Mittelpunkt des Bildes und meiner neuen Wohnung ganz nah lagen



Ein Festtag.

zwei Brunnen, ein rauschender Fluß und eine ganze Kette von kühlen, duftenden, mit Wald und Buschwerk bewachsenen Abhängen. Tempel blickten verstohlen aus dem Laubmeer, in dem die leichte Brise eine sanfte Musik hervorbrachte. Die eine Ecke meines Lusthauses barg das Kochgeschirr und die Eßvorräte, in der Mitte befand sich mein Feldbett, am Fenster stand, einen freien Ausblick auf die Landschaft gewährend, ein improvisierter Schreibtisch mit meinen Büchern und Papieren. Alles in meinem kleinen Lager atmete Ruhe. An jedem Morgen beglückwünschte mich der Abt zu dem neuen Tag, während wir uns des Abends mit Hilfe meines Dolmetschers über eine erstaunliche Menge der verschiedensten Gegenstände unterhielten — über Buddha und Christus, das Diesseits und Jenseits, über Paris, London, Amerika. An manchen Abenden verhinderten gewisse Pflichten im Kloster meine neuen Freunde am Kommen, aber sie ließen es mich stets vorher wissen, störten mich nie in meiner Arbeit, überraschten mich nie. Bei zahllosen Gelegenheiten offenbarte sich mir ihre Gastfreundschaft in ihrer ganzen Rücksichtsnahme und Höflichkeit, und ich war ganz beschämt, daß ich ihnen nur so wenig Entgelt bieten konnte. Häufig kam der Abt, wenn er um Mitternacht mein Licht noch brennen sah, aus seinen eigenen Gemächern herüber. Er pflegte die Hand auf mein Manuskript zu legen, nach meinem Feldbett hinüber zu nicken und nötigte mich mit viel Lächeln und viel freundlichem Drängen zur Ruhe. Da sich kein Schirm vor der Front meines Zimmers befand, so konnten die Mönche jederzeit den Fremdling in ihren Toren beobachten. Aber das ging ganz unauffällig vor sich, und wenn ich mich etwa dem Hofe zukehrte, so verschwanden diejenigen gleich Geistern, die vielleicht der Konstruktion meines Feldbettes oder dem Inhalt meines Reisesackes, der an einem starken Seil zum Lüften aufgehängt war, ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Meinem Wunsche gemäß überließ man mich dem ruhigen Versenken in meine Arbeit und in die mich umgebende herrliche Natur.

Die nötigen Lebensmittel waren hier sehr leicht zu beschaffen. Reis, Eier und Geflügel erhielt man in den innerhalb des Klosters gelegenen Dörfern, Reismehl und Gemüse kaufte man bei dem Buttermann. Ich pflegte gegen zehn Uhr morgens zu frühstücken und um sechs Uhr abends das Mittagsmahl einzunehmen. Die Stunden dazwischen waren meine Arbeitszeit, und ich war immer vollauf beschäftigt. Vor dem Frühstück ging ich spazieren oder ordnete die zu meiner Arbeit nötigen Notizen, nach dem Diner



Trace der mandschurischen Eisenbahn an der Küste des Gelben Meeres.

empfing ich Besuche und zeichnete Interessantes auf. Gewöhnlich wohnte ich auch der mitternächtlichen Versammlung der Mönche bei und erfreute mich an dem Geläute der großen Klosterglocke und der kleineren Glocken, die weniger melodische Fülle und einen viel schrilleren Ton hatten. Die Luft erzitterte unter diesen herrlichen Klängen und erfüllte die hochgelegenen Wälder mit sanften Harmonien, und die tiefen Täler mit verschwommenen Tönen wie von einer Geistermusik. Nach dieser nächtlichen Messe, wenn das Echo verhallt war, trat eine unbeschreiblich wohltuende Ruhe ein.

In wohliger Müdigkeit und äußerstem Behagen legte ich mich unter dem weiten Gewölbe meines Lusthauses hinter den schützenden Gardinen des Moskitonetzes zum Schlummer nieder.

Während meines Aufenthaltes in Tschung-deung-sa kamen häufig Besucher; einige lockte das Gerücht von der Anwesenheit eines Fremden herbei, andere trieb der aufrichtige Wunsch, dem Hochgelobten zu opfern. Eines Morgens erschienen zwei hochgestellte koreanische Damen und flehten Buddha um Einschreiten gegen ihr häusliches Kreuz und Elend an. Gegen das in Korea gebräuchliche Entgelt von zehn Schilling, die der Klosterkasse zu gute kommen, wurde ihnen vom Abt eine nächtliche Feier im „Tempel der drei Helden" zugestanden. Während der Nachmittagsstunden richteten die Priester alles vor; sie trugen aus der Zelle des Oberabtes kunstvolle Schirme mit koreanischer Bilderzeichnung in den Tempel und kochten große Mengen feinsten Reises. Große kegelförmige Haufen von Süßigkeiten wurden in kupfernen Schüsseln vor den Hauptaltar gestellt, auf dem die drei Buddhafiguren in ihrer gewöhnlichen, göttliches Nachdenken versinnbildlichenden Stellung saßen. Diesen Schüsseln gerade gegenüber, zwischen denen sich in regelmäßigen Abständen Gefäße mit brennendem Weihrauch befanden, wurde vor jeder Figur ein kleines, 30 Zentimeter hohes geschnitztes und vergoldetes Tischchen aufgestellt. Kerzen in hohen Leuchtern standen an jeder Ecke des Altars; von der Decke herab aber hing mitten über dem Altar an einer goldenen Kette ein als Lampe dienendes Gefäß aus weißem Nephrit, in dem qualmend ein angebrannter Docht lag. Die zahlreichen Nebenaltäre waren ähnlich ausgestattet. Überdies befand sich im Tempel eine große Trommel, eine schwere zersprungene Glocke aus dem 13. Jahrhundert und ein paar Zimbeln. Es waren fünf Mönche gegenwärtig, die beiden Frauen saßen stumm zur Rechten des Abtes. Die vier Priester stellten sich zu seiner Rechten, einer an die Glocke, einer an die Trommel und zwei an die Zimbeln, die sie abwechselnd spielten. Rechts und links vom Hauptaltar waren die

Figuren der Zehn Richter in die Mauer eingelassen. Abgesehen von der Altarbeleuchtung, die den Raum noch düsterer und geisterhafter als gewöhnlich erscheinen ließ, lag das Gebäude in Dunkel gehüllt.

Die Feier begann mit der gewöhnlichen Anrufung Buddhas. Der Abt schlug auf einen Bambusstab, jeder beugte sich vor und neigte das Haupt, bis die Stirn den Erdboden berührte. Zum Zeichen der Verehrung und Demut waren die Handflächen über den Häuptern ausgestreckt. Während dieser Kniebeugung ertönte ein tibetanischer Gesang, den der Abt selbst mit einem Messinggong begleitete, auf das er mit einem Horngriff schlug. An den ferneren Kniebeugungen beteiligte sich die ganze Versammlung, auch die beiden Frauen, die bis jetzt stumm und andächtig in ihrer Ecke gekniet hatten. Als die verschiedenen Zeremonien beendet waren, trug der Abt die Opfergaben vom Hauptaltar vor die verschiedenen Nebenschreine, und die Gebete begannen von neuem. Langausgedehnte Verehrung wurde besonders dem Bilde der „Zehn Richter" zu teil, vor dem die eigentliche Feier nun stattfand.

Der eine der Priester begann ganz wunderliche, groteske Pas auszuführen, die an einen Kafferntanz erinnerten. Mit der einen Fußsohle stieß er nach den Klängen der Zimbeln auf den Boden auf, die andere erhob er in die Luft. Ein zweiter Priester bearbeitete die zersprungene Glocke, während ein dritter dem Gong dumpfe, einförmige Töne entlockte. Mir machte die ganze Szene den Eindruck, als ob die Priester lediglich bezweckten, die feierliche Stille der Nacht durch das seltsamste Gewirr von Geräuschen zu unterbrechen. Sobald aber in dem unharmonischen Zwiegespräch der Trommeln, Zimbeln und der großen Glocke eine Pause eintrat, ließen die Mönche ihre Klagelieder erschallen, zwischen denen wiederum des Abtes Messingglocke und Klöpfel geschäftig waren.

Es war zum Taubwerden — das scheußlichste Getöse, das ich je habe hören müssen. Nachdem die Bearbeitung der Zimbeln vorüber war — sie wurden mit einem weiten, kreisrunden Schwunge

der Arme in die Höhe geworfen, dann aufgefangen und gegeneinander geschlagen, ungefähr so, wie es die Südafrikaner mit ihrem Schild und Speer machen — wendete sich der amtierende Priester einem Kollegen zu, der ihn ablöste. Nun seine Haupttätigkeit vorüber war, trat er zu seinen Genossen und übertönte mit seinem Lachen und Plaudern die Gesänge der anderen. Dann begann er vor Anstrengung zu keuchen, fächelte sich höchst unbefangen Luft zu und untersuchte schließlich den Saum seines Gewandes nach Läusen. Nachdem er seine Mühe belohnt gesehen, kehrte er an seinen Sitz auf dem Fußboden zurück und erhob seine Stimme mit den übrigen. Inzwischen waren Opfer und Gebete vor dem Hauptaltar und den zu beiden Seiten desselben befindlichen kleineren dargebracht worden, und nun stellte man vor einem kleinen Schrein Tischchen mit Äpfeln, Datteln, Nüssen, Kuchen und Weihrauch auf, wozu noch die früheren Schüsseln mit Reis, Kuchen, Weihrauch und Brot kamen. Endlich wurde Reis in eine Schale gehäuft, und während die anderen Mönche lachend und plaudernd den weiteren Verlauf der Feier abwarteten, traten die beiden Frauen an den Schrein, verneigten sich dreimal, berührten jede Opfergabe mit den Fingern, verneigten sich wieder und traten darauf in ihre Ecke zurück. Zu gleicher Zeit lösten sich drei Priester von der Gruppe, die plaudernd an der Tür des Gebäudes standen, und setzten sich, zwei bis drei Meter von dem Schrein entfernt, in die Mitte des Tempels auf ihre Gebetsmatten. Und indes jetzt der eine das koreanische Gebet von einer Papierrolle absang, läutete der zweite wiederholt seine Messingglocke, und der dritte schlug einen Gong. Die übrigen benutzten diesen Teil der Feierlichkeit zu einer eifrigen Unterhaltung, bis sich endlich alle zu einem Triumphgesang vereinigten, der schließlich in eine leise gesungene und ziemlich ansprechende Litanei überging.

In dieser Weise nahm die Feier während der ganzen Nacht ihren Fortgang. Bald stieg der Lärm, bald nahm er ab, zuweilen



Russische Post an der koreanischen Grenze.

hörte er ganz auf, und nur die müden, zitternden Stimmen der Priester, die die vorgeschriebene Anzahl Litaneien absangen, vibrierten durch den Raum. Die Frauen saßen mit weitoffenen Augen da, waren befriedigt und verfolgten alles mit Interesse, indes die Priester gelangweilt erschienen. Auch ich war von dem Tumult recht müde, verwirrt und betäubt. Es fiel mir auf, daß in der ganzen Feier auch keine Spur jenes frommen Eifers zu finden war, den die Priester in den großen Klöstern des Diamantgebirges an den Tag gelegt hatten.

Nun wurde die Zeremonie aus dem „Tempel der Großen Helden“ in den geräumigen Vorhof vor demselben verlegt, in dem eine Anzahl Feuer brannten. Unter dem Getöse vieler Schellen und Gongs zog der Abt mit drei Priestern und den Frauen hinaus. An verschiedenen Stellen hatte man Tannenzweige aufgehäuft und angebrannt, vor welchen die Mönche Gebetopfer darbrachten, die, von demselben Lärm der Instrumente begleitet wie zuvor, mit Gesängen abwechselten. Erst als ein derber Regenschauer sich ergoß, kehrten die Anwesenden in den schützenden Tempel zurück. Ich meinesteils war dem Regen recht dankbar. Am Morgen erklärte mir mein Dolmetscher, daß jene Feier im Vorhofe einen Teil der besonderen Fürbitte um Regen bildete. In diesem Falle wäre es ja ein merkwürdiges Zusammentreffen gewesen. Als ich mein Frühstück genießen wollte, machten sich Anzeichen von einer Fortsetzung der Feier bemerkbar, und beim Anblick der Vorbereitungen dazu schwand mein Appetit, denn der Kopf schmerzte mir noch von den jämmerlichen Mißtönen der Schellen, Gongs und Zimbeln. Ich konnte nichts anrühren, wünschte nichts als Ruhe. Glücklicherweise wurde mein Flehen erhört; man beschloß, keine weitere Feier zu halten, vermutlich weil der Regen sich eingestellt hatte, und nun die Opfergaben zu verzehren. Diesen ganzen Tag labten sich die Mönche mit ihren beiden Gästen an den Spenden; die Ruhe blieb daher ungestört, und da ein jeder seinen Wunsch erfüllt sah, bildeten wir eine glückliche Familie.

Meine Mußezeit verging nur zu schnell, und eines Tages schickte ich mich bekümmert an, nach Söul zurückzukehren. Dort verbreitete sich die Nachricht von meiner beabsichtigten großen Reise sehr schnell durch meine Diener. Scharen von Raritätenhändlern umdrängten in diesen Tagen das Bahnhofshotel, wo ich, da Mr. und Mrs. Emberley es mir so behaglich machten, immer noch wohnte. Söul hat nicht viel zu bieten, und ich machte nur wenig Einkäufe: Bijouterien, kupferne Kochkessel, mit Silber eingelegte Eisenwaren, Tabakskästen, Nephritschalen, Fächer und Wandschirme. Mehr als das aber lockten mich die einheimischen Möbel, die massiven Wandschränke, die mit Kupferplatten eingelegten Schreibschränke und die kleinen Teetischchen. Der Kaiser hatte auch schon seine Geschenke an Seide und Fächern gesandt, und sie machten mit wenigen anderen Kleinigkeiten meine ganze Sammlung von Andenken an Korea aus. Die Händler waren dreist und drängten sich in die Privatgemächer des Hotels, wie Schafe in die Hürden. Alle Vorstellungen waren vergeblich; als das beste Mittel gegen ihre unerwünschte Aufmerksamkeit erwies sich immer noch ein derber Fußtritt. Sie nahmen die Püffe guten Mutes hin und zogen sich in den Hof zurück, aus dem den ganzen Tag von Zeit zu Zeit eine klagende Stimme herauftönte, die „Seine Hoheit" anflehte, die Schätze seines Sklaven in Augenschein zu nehmen. Seine Hoheit aber war mit seiner Besichtigung fertig.

In diesen heißen Tagen war die Luft in Söul sehr schlecht, die Atmosphäre war mit üblen Gerüchen angefüllt, und auf dumpfe Tage folgten feuchte Nächte. Die dampfende Glut in der Hauptstadt machte eine sofortige Entfernung ratsam; ich beschleunigte deshalb meine Abreise, obwohl ich etwas Fieber und einen schlimmen Hals hatte. Wieder begann die endlose Mühe, Diener, Führer und Pferde zu verschaffen, schließlich aber wurde doch der Tag und die Stunde meines Aufbruchs endgültig festgesetzt. Die Aussicht war verlockend — die Reise von Söul nach Wladiwostok, ein ungefähr 1200 Kilometer langer Weg durch wilde, einsame

Gegenden, die zum Teil noch unerforscht waren, lag vor mir. Eine solche Gelegenheit bietet das Leben nur einmal; kein Wunder, daß ich sehr glücklich war, als ich sie antrat. Die letzten Besuche lagen hinter mir, das letzte Lebewohl war gesagt — das gastfreundliche Söul wird unvergessen bleiben. Der Tag war da, die Pferde scharrten im Hof, meine Habseligkeiten, meine Waffen, das Feldbett, das Zelt und die Vorräte waren verpackt, verschnürt und aufgeladen und die Hotelrechnung beglichen, als mein Dolmetscher mir plötzlich kaltblütig mitteilte, daß meine Diener monatlich zehn mexikanische Dollar — einen Sovereign — mehr Lohn pro Person beanspruchten. Mr. Emberley war gegen die Forderung; ich schlug vor, daß wir uns auf die Hälfte einigten, aber sie waren hartnäckig. Mir schien eine Krisis unvermeidlich, denn ich war zu müde und zu ärgerlich zu langen Unterhandlungen. Ich bot acht Dollar, als sie das ausschlugen, wurden die Diener entlassen. Nun erhob sich ein wahrer Aufruhr im Hofe, den Mr. Emberley dadurch beizulegen suchte, daß er die Burschen überredete, mein letztes Anerbieten, eine Erhöhung von acht mexikanischen Dollar, anzunehmen. Mein erster Diener, der Bruder meines Dolmetschers, wies diesen Einigungsversuch zurück, aber ich wußte nun, daß ich fest sein mußte. Es war unklug gewesen, daß ich mich überhaupt zu einer Abweichung von meiner Norm betreffs des Lohnes hatte überreden lassen. Deshalb weigerte ich mich auch standhaft, die fraglichen zwei Dollar zuzulegen. Ich würde nicht mehr geben, sagte ich. Da machte mir mein Dolmetscher die Eröffnung, daß er ebenfalls zurückbleiben würde, wenn sein Bruder mich nicht begleitete. Jetzt ging mir endlich ein Licht auf; ich sah ihn einen Augenblick an, dann gab ich ihm einen Schlag. Er rannte in den Hof und schrie, er sei tot — man habe ihn ermordet. Unter lauten Mitleidsbezeugungen sammelten sich die Pferdetreiber um ihn, bis Mr. Emberley sie zu sich rief und ihnen die Angelegenheit auseinandersetzte. Als ich darauf den Hof betrat, näherte sich mir der oberste Groom und verlangte eine Zulage von 30 Dollar

koreanischer Währung zu dem Lohn, mit dem er sich bereits einverstanden erklärt; außerdem forderte er drei Viertel der ausgemachten Summe im voraus, während wir ursprünglich auf ein Viertel übereingekommen waren. Ich verweigerte ihm die 30 Dollar und gab ihm die Peitsche zu kosten.

Meine Reise kam zu einem Ende, daß es eine Art hatte. Der Treiber raste, fluchte und tobte hin und her. Endlich kam er mit einem großen Stein auf mich zu, ich zielte nach seiner Schläfe, und der Tumult begann. Mein Gepäck wurde von den Tieren herabgeworfen, und Steine flogen durch die Luft. Ich hieb und schlug wacker auf meine Angreifer los und war minutenlang der Mittelpunkt einer wüsten Szene. Die Diener, die Treiber, der Dolmetscher und einige der Zuschauer beteiligten sich eifrig, bis Mr. Emberley endlich seinen Hof säuberte und mein Gepäck in Sicherheit brachte. Ich hatte einen Hieb über den Kopf und einen komplizierten Armbruch davongetragen — es ist eine undankbare Sache, die Köpfe der Eingeborenen zu bearbeiten. Nun machte sich ein Aufschieben der Reise erst recht nötig, denn meine Befürchtungen betreffs meiner Gesundheit erfüllten sich. Am Abend nach dem eben erzählten Zwischenfall stellten sich Anzeichen von Krankheit ein; der Zustand von Hand und Arm verschlimmerte sich, mein Kopf schmerzte, der Hals war entzündet. Man riet mir, sofort nach Japan abzureisen. Am nächsten Tag segelte ich davon mit der Absicht, mich zuerst nach Yokohama und von da nach Wladiwostok zu begeben und meine Expedition von dieser russischen Festung aus zu unternehmen. Bei meiner Ankunft in Yokohama aber hatte mich eine Darmentzündung befallen, so daß von einer Weiterreise keine Rede sein konnte. Ja, als sie mich von dem Hotel zu Yokohama in die Kajüte eines japanischen Dampfers trugen, der mich nach England bringen sollte, hatte ich bereits Abschied von dieser Welt genommen, denn mein Arzt sagte mir, daß mein Ende nahe sei.

Ende.

Register.

A. bedeutet Abbildung.


K.Soya
Rebunširi
Riširi
Yageširi
Šakutan Saki
K.Owsjankin
K.Povorotnyj
Olga-Bucht
Wladimir-Bucht
KÜSTEN-
PROVINZ
JAPANISCHES
MEER
N.Yerimo
Okuširi Šima
Ošima
Košima
Komaga Take
Esan-Saki
Tsugaru-Strasse
Oga-Šima
AKITA
IWATE
Tobi-Šª
YAMAGATA
B.von Sendai
Sado-Šima
Niigata
Halbinsel Noto
FUKUSIMA
Liancourt-
oder Hornet-Iⁿ
(Jap.)
NIPPON ODER HONDO
SAITAMA
Halbinsel
Awa-Katsuša
O-Sima (Vries-I.)
Šitši-To
(Die 7 Inseln)
Miyake Šª
Mikura Šª
Ko-Šima
Fatcidšio-Šima
Aoga-Šima
HIROSIMA
OKAYAMA
HIOGO
NARA
SIKOKU
Murota Saki
Isa-Saki
KIUŠIU
I.Smith
I.Ponafidin
STILLER
OZEAN
Tanega-Šima

bahnen.

